Princeton University Library
32101 065097840
RECAP

902
.T701
v.15

ANNEX LIB.

ANNEX
I

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary

Presented by

zur Berl. Mon: Jan: 1790.

IOHANN CHRISTOPH v. WOELLNER

Königl. Preussischer wirkl. geheimer

Staats- und Justiz Minister.

Felicite Tassart pinx. D. Berger sculp. 1789

Berlinische Monatsschrift.

Herausgegeben
von
F. Gedike und J. E. Biester.

Funfzehnter Band.
Januar bis Junius 1790.

Berlin, 1790.
Bei Haude und Spener.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des funfzehnten Bandes.

Januar.

1. Die Kriegskunst. Nach dem Französischen Friedrichs des Großen. Seite 1

2. Ueber den neuesten Finanzzustand Frankreichs. 25

3. An meinen lieben seligen Arnold Schmidt. Vom Hrn. Kanonikus Gleim. 65

4. Bemerkungen über die Sittenveränderungen in Europa. Vom Hrn. Hauptmann von Archenholz. 66

5. Hanway. Von Bieſter. 72

6. Auch Les Etats generaux. An Frankreichs Demokraten. Vom Hrn. Kanonikus Gleim. 91

7. Berlinische Mortalitäts- und Krankheitstabellen. 92

Mit dem von D. Berger gestochenen Bildniß Sr. Excellenz des Königl. Staatsministers ꝛc. Hrn. von Wöllner.

0902. 496486 701

Februar.

1. Sinngedichte aus dem Martial. Vom Hrn. Professor Ramler. S. 98

2. Schreiben des Sächsischen Generallieutenants von Arnim an den Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg. Ein Beitrag zur Brandenburgischen Kriegsgeschichte, aus dem dreißigjährigen Krieg. Vom Herrn Forstrath Hennert. 104

3. Ueber den Magnetismus in der Berlinischen Charité. Vom Herrn Oberkonsistorialrath Zöllner. 119

4. Ueber den thierischen Magnetismus. Vom Hrn. Prof. Selle. 135

5. Ueber den neuesten Finanzzustand Frankreichs. 150

6. Auch les Etats généraux. An Hrn. Kanonikus Gleim. Vom Hrn. Kammergerichtsrath von Raumer. 152

7. Anzeige zweier ausländischen Werke über Friedrich den Großen. Von Biester. 154

8. An den Herrn Generalmajor Grafen von Kalkreuth; nach Dessen glücklicher Rückkehr aus Holland 1788. Vom Hrn. Blum. 166

9. Lavater: oder das neue Journal in Fragen und Antworten. 168

10. Orpheus. (Aus dem vierten Gesange der Georgika Virgils.) Vom Hrn. Kammersekretär Bock. 183

11. Verzeichniß der Waarenversendung aus Elbing im Jahr 1789. 189

März.

1. Sinngedichte aus dem Martial. Vom Hrn. Professor Ramler. Seite 193

2. Ueber den neuesten Finanzzustand Frankreichs. 205

3. Rede bei der Aufnahme in die Königl. Akademie der Wissenschaften den 4. Febr. 1790. Von Gedike. 219

4 Poetisches Sendschreiben an Herrn Grafen Moritz von Brühl. Aus dem Elsaß. 231

5. Ueber den Einfluß des römischen Gesetzbuchs auf die Wissenschaften. 239

6. Geheime Gesellschaften. (Fortgesetzt vom März 1789. S. 275.) Ein Damenorden aus dem sechszehnten Jahrhundert. 258

7. Freiherr Stein von Lausnitz zu Pfedelbach. 266

8. Spaßhafter Aufschluß der Starkischen Geschichte. 27

April.

1. Die Kriegskunst. Nach Friedrich dem Großen. Zweiter Gesang. Seite 289

2. Ist es Schuldigkeit oder Gnade, wenn ein Fürst sein Land wohl regiert? Vom Hrn. Kammergerichtsrath Klein. 304

3. Nachricht von der Insel Camargue in Frankreich. 329

4. Ueber Rousseau's Todesart. (Versuch einer Rettung der Frau v. Stael gegen einige Vorwürfe des Hrn. Rath Campe.) Vom Hrn. Oberappellationsrath von Ramdohr. 334

5. Geheime Gesellschaften. Des Hrn. Hofrath Zimmermann in Hannover Gesellschaft der Aufklärer in Berlin. Von den Herausgebern. 360

6. Vorschlag an die Juden, das Purimfest abzuschaffen. 377

7. Nachricht von der ersten Spiegelfabrik in Deutschland. Von Hrn. Prof. Schmitt. 381

8. Berliner Geburts- und Mortalitätstabelle vom ersten Vierteljahr 1790. 384

Mai.

1. Lob des Proculejus. Horazens zweite Ode des zweiten Buchs. Vom Herrn Professor Ramler. Seite 385

2. Ueber den neuesten Finanzzustand Frankreichs. 390

3. Des Ritter Götz von Berlichingen eiserne Hand. Vom Herrn Legationsrath Baron von Labes. 414

4. Ueber den verminderten Sinn des Vergnügens. Vom Herrn Geh. Kanzleisekretär Brandes. 421

5. Etwas über den Einfluß der französischen Revolution auf das Kommerz. Aus einem Schreiben aus der Schweiz. 476

Junius.

1. An das Römische Volk. Horazens sechzehnte Ode des fünften Buches. Vom Herrn Professor Ramler. Seite 482

2. Ueber das Recht der Menschheit, als den Grund der neuen Französischen Konstitution. Vom Herrn Geheimen Justizrath Möser. 499

3. Ueber den neuesten Finanzzustand Frankreichs. 506

4. Ueber die Beförderung der Nationalehre, als eine der ersten Pflichten des Staatsbürgers. Eine Vorlesung in der öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften. Vom Hrn. Kammergerichtsrath Klein. 539

5. Geheime Gesellschaften. (Fortgesetzt vom März 1790. S. 258.) Genforden und Dukatengesellschaft. 549

6. Freimüthige Gedanken eines Juden, über den Vorschlag an die Juden, das Purimfest abzuschaffen. (April 1790. S. 377. f.) 563

7. Turris Mariana resurgens inter belli apparatus. Von Gedike. 577

Berlinische Monatsschrift

1790.

Erstes Stük. Januar.

1.

Die Kriegskunst.

Nach dem Französischen Friedrichs des Großen.*)

Erster Gesang.

Inhalt.

Das Gedicht wird dem künftigen Beherrscher Preussens gewidmet. — Gerechtigkeit die erste Eigenschaft eines Helden. — Aus was für Ursachen

*) Ich übersetze das Gedicht von der Kriegskunst, und verstehe nichts von dieser Kunst. Wenn mir meine Arbeit gelingt, so kann man mich mit den Bienen vergleichen, die ihre Zellen mathematisch bauen, und keinen Begrif von Mathematik haben. Ich könnte mich dann auch — aber fern sei dieser Stolz von mir! — mit Pope vergleichen, der

chen/die Preuſſen Krieg führen ſollen. — Nothwendigkeit, von unten auf zu dienen: um aus eigner Erfahrung zu wiſſen, wie viel auf die Fertigkeiten des gemeinen Soldaten, wie viel auf die kleinern Theile, aus denen ein Heer beſteht, ankommt. — Worauf bei der Wahl eines gemeinen Soldaten zu ſehen ſei. — Auch den Gebrauch der verſchiedenen Waffen muß der künftige Feldherr gleich Anfangs kennen lernen. — Geſchichte der Kriegskunſt. — Ihre Seele iſt Zucht und Ordnung.

Dir, junger Fürſt! ſei dieſes Lied geweiht!
Du führeſt einſt den Zepter unſrer Väter,
Ihr Schwert und ihren Richterſtab; Du biſt
Ein neuer Sprößling eines alten Stamms
Berühmter Helden, biſt des Volkes Hoffnung. —
Ein alter Krieger, der der Schlachten viel
Und viel der Kriegesthaten ſah, der viel
Von ſeinem Leben unter Waffen lebte,
Wünſcht Dich zu führen zu des Ruhmes Tempel,
Dich einzuweihen in der Kunſt der Helden.
Gieb, junger Fürſt, Gehör dem alten Krieger!

Fuß-

ſeine ſchönen Briefe über den Menſchen, wie man verſichert, ſchrieb, ohne die Metaphyſik zu verſtehn, die ihren Inhalt ausmacht, und die ihm Bolingbroke in Proſa ſoll mitgetheilt haben. Doch wie viele Ueberſetzer in Proſa und in Verſen ſind nicht mit mir im nehmlichen Fall?

Fußvolk und Reisige, Geschoß und Waffen, —
Durch sie allein bestehen Völker nicht,
Wenn sie zum blut'gen Kampf das Schiksal ruft.
Ein Feldherr wird erfordert, der's versteht
Zu führen Roß und Volk; der Muth und Geist
Und Thätigkeit in sich vereint, der klug
Die ganze Reih der Folgen übersieht
Von jedem Schritte; der zu Sieg und Ruhm
Schlau neue Weg' entdekt, und kühn sie geht:
Ein Held ist nöthig. Muse, male mir
Des Helden Bild für meinen jungen Freund.
Zuförderst glaube nicht, daß mein Gesang
In Deinem Busen wilde Kriegeswut
Entflammen will und Gier nach falschem Ruhm.
Mein Held, Dein Muster sei kein Attila!
Vor allen Dingen sei mein Held gerecht;
Sei liebenswürdig, sei ein Mark Aurel,
Ein Titus, ein Trajan; die Menschlichkeit
Sei Ihm zur Seite stets: die Tugend selbst
Sei Zeuginn gern, wenn Ihn der Muth bekränzt.
Schnell welke jeder Lorbeerzweig dahin,
Den Ungerechtigkeit dem Sieger bricht!
Mein Vaterland, o daß der Friedensengel
Stets über dir und deinen Fluren wache!
Daß Deine Saaten nie von fremden Völkern
Zertreten werden, deine Städte nie

Verheeret, deine Felder nie gedüngt
Mit Blute der Erschlagnen! Hör' o Himmel,
Was für dies Volk mein Herz von dir begehrt!
Vergönne Preußens blühenden Provinzen
Die ungestörte Ruhe, die sie wünschen:
Daß unser Landmann unter sicherm Dache
Für sich allein froh seine Garben sammle,
Die Früchte seiner Arbeit; daß der Kaufmann
Für seine Schiff' auf fernen fremden Meeren
Sonst keine Feind', als nur die Stürme, fürchte;
Daß Themis, unverdrängt von stolzen Feinden,
Den Schwachen schütze, und den Frevler schrekke!
Laß unsern Fürsten stets in ihrem Rathe
Zur Seite Pallas, als Vertraute, sitzen:
Gerüstet, aber in der Hand den Oelzweig!
Wenn aber ehrsuchtsvoll ein stolzer Feind
Das schöne Band des heil'gen Friedens bricht;
Monarch, so sei gewaffnet! waffnet Euch,
Ihr Preussen, und vertraut dem Himmel! Er
Verleiht gerechter Sache seinen Schutz.
Du, Schrecklicher, du, Gott der Schlachten, führst
Die Preussen dann: sei jetzt mein Führer auch.
Gieb meinen Lehren Kraft, in junge Helden
Den Geist zu hauchen, der sie deiner würdig,
Der sie zu Lieblingen dir macht! — Und ihr,
Göttinnen des Gesangs, verleihet mir

Die süße Zaubermacht der Harmonie,
Daß junge Seelen meines ernsten Liedes
Sich freun, von ihm sich angezogen fühlen.
Gebt meiner rauhen kriegrischen Trompete
Der Laute Melodie! Zwar die Gefühle
Der sanften Liebe sind der Inhalt nicht
Von meinem Liede. Jenes bange Sehnen
Der ersten Liebe, jene süße Wehmuth
Der zweifelnden, die Wonne der erhörten,
Die Götterfreuden der beglükten Liebe,
Sie sing' ich nicht; ein Dichter mag sie singen,
Der sich den Beifall jugendlicher Herzen
Erschmeicheln will. Mein männlicher Gesang
Entzünd' in ihnen jene heil'ge Flamme
Erhabner Tugend, die für's Vaterland
Dem Tod entgegen geht, und hin sich opfert.
Helm, Panzer, Schwert, und feuriges Geschoß,
Und jene Waffe, die Bajonn' erfand,
Die schreklich Feu'r und Schwert vereiniget,
Sind mein Gesang. Ich führ' euch in die Höle,
Wo der Cyklop mit schwarzer Faust das glüh'nde
Metall aus Flammen-Oefen langt, das er
Und sein Gehülf' auf mächt'gem Ambos dann
Mit schwerem Hammer, Schlag um Schlag, zu blanken,
Zu scharfen Mordgewehren schlägt. Ihr sollt

Die Bombe Feu'r und Eisen sprühen sehn.
Ich führ euch in der Schlacht Gewühl, wo, kalt
Und kühn, der Held itzt jeden Zufall nützt,
Itzt schlau und standhaft jedem Streiche wehrt,
Den ihm das Schikfal droht, bis dieses selbst,
Bewundernd seinen Muth, mit Sieg ihn krönt.
Doch eh den Adler Kraft genug belebt
Zum kühnen Flug, übt er die jungen Flügel.
Sei erst Soldat, der du einst Feldherr sein willst.
Du büßest sonst, daß Du die Anfangslehren
Zu flüchtig lernteſt, oder stolz verschmähteſt.
Glaubt, edle Jünglinge, die ihr von Gier
Nach Ruhme brennet, die ihr euch den Armen
Der liebenden in Schmerz versenkten Mutter
Entreißet, und ins blut'ge Schlachtfeld eilet, —
Eu'r edles Feuer zwar verdienet Lob, —
Doch glaubet nicht, daß euer erster Schritt
Unsterblichkeit euch schon erwerben kann.
Für Schande haltet nicht, auf niedern Posten
Erst selbst zu lernen, was ihr künftig andern
Befehlen sollt; zu tragen das Gewehr,
Es handzuhaben, sicher, leicht und schnell;
Auf jeden Wink gelenk euch zu bewegen;
In eurem Gliede fest und schweigend euch
Zu halten, stets den Blik auf ihn gerichtet,
Der euch befiehlt, mit aufmerksamem Ohr

Auf seine Worte. Ladet das Gewehr
In gleichem Augenblik; mit großen Schritten
Dringt vorwärts, Trotz in Gang und Miene; fest
Und dicht sei Reih und Glied; verrathet nie
Durch Oeffnungen, durch schwankende Bewegung,
Daß ihr euch nicht genug geübet; feu'rt,
Der eine Hause itzt, und itzt der andre,
Abwartend eure Zeit, geschwind, nicht hitzig;
Auf alles merkt; steht, wo ihr stehn sollt, fest;
Sobald ein Zeichen euch gebeut zu gehn,
So geht, geht ungesäumt! — Wer nie gehorchte,
Befiehlt zur Unzeit oft, und oft verkehrt.

So lernte Fink *) in seinen Jünglingsjahren
Die Kunst der Helden unter Badens Ludwig.

Aus einzelnen, gemeinen Kriegern, die wir
Durch Eid und Pflicht an ihre Fahnen knüpfen,
Erwachsen jene großen Heere. Furchtbar
Ist der Koloß, wenn ihn Ein Geist beseelt,
Und jedes Glied, gesund und stark und schnell,
Thut, was der Geist gebeut. Wie dort in jenem
Berühmten Garten, welchen Frankreichs Ludwig
In einer Wüste, der Natur zum Trotz,
Mit seines Volkes Schätzen sich erschuf;

*) Der Feldmarschall Fink, der 1736 starb.

Wie dort das große, wundervolle Schauspiel
Der Wassersäulen, die empor zum Himmel
Durch tausend Röhren steigen, sich verwirrt,
Wenn das geringste nur der Räder stokt:
So müssen alle, auch die kleinsten Theile
Des Heeres wirksam sein zu Einem Zwek!
Gelehrig sei der Muth, sonst ist er schädlich.
Seid ihr zu schnell, zu langsam, oder in
Bewegung ohne Zwek: so wird der Preis,
Um den ihr kämpfet, leicht von euch verfehlt;
So mögt ihr immer tapfer sein und muthig,
Ihr seid's vergebens. Also lernet früh,
Wie viel der einzelne, gemeine Krieger,
Wenn er geübt und folgsam ist, zum Siege,
Sonst zum Verluste wirkt. Dies zu erkennen,
Ist schon Verdienst; und wenn zum Feldherrn dich
Natur und Glük bestimmten, wirst du nicht
Der Jahre viel auf niedern Posten stehn:
Zu höhern Stufen steigst du bald empor.
Der Feldherr wird dir eine Schaar vertraun,
Und, würdig seiner Wahl, reich an Erfahrung,
Und einsichtsvoll, führst du sie dann zum Sieg.
Die Preussen, nervigt, groß und stark und schlank,
Gehn in drei Reihen ihrem Feind entgegen,
Und schlagen ihn. Die Feinde hatten oft
Der Reihen mehr, und fochten muthig; doch

Sie

Sie wichen. Gleich und sicher sei der Schritt
Der ganzen Schaar; laß sie den Donner nicht
Verschwenden, den sie trägt; mit droh'nder Stirn,
Das Bajonett vorwärts gerichtet, laß sie
Eindringen in den Feind, daß er, erstaunt
Ob dieser Kühnheit, wanken muß, und fliehn!
Wenn gleich der Sieg dir lacht, wird doch der Tod
Viel deiner Sieger mähn. Damit dein Heer
Stark sei zu neuem Sieg, wirb neue Krieger.
Sorgfältig wähle sie: Kraftvolle Menschen,
Von Wuchse groß, von dauerhaftem Bau',
Die, wenn beladen gleich mit schwerer Last,
Doch munter stets einher in Reihen gehn.
Die schwächern tilgt ein einz'ger Feldzug oft,
Der viel Anstrengung ihrer Kräfte heischt.
So trotzt im Haine, fest und unversehrt,
Die alte Eiche tausendmal dem Sturm,
Der schwächre Fichten niederstürzt und bricht.
Der Krieger, den du wählest, sei gebaut
Zur Dauer, sei mit Löwenkraft gerüstet.
Du, der Du einst den Feldherrnnamen führen,
Und ihn verdienen willst! Du mußt auch noch
Die Waffen kennen, und wie man sie braucht;
Mußt, fertig sie zu brauchen, selbst verstehn;
Mußt bändigen das wilde Roß, mußt kennen
Der Rosse Eigenschaften; mußt sie lehren,

Gehorchend deinem Zügel, kühn und sicher
Zu setzen über Gräben. Roß und Reuter
Sei wie Ein Leib, bewegt von Einem Geiste,
Wie die Centauren in der Fabelzeit.
Gewöhnet euch an des Küraſſes Laſt,
Und an den Helm, daß eurer Stirn sein Druk
Unfühlbar sei, ist seine Spur gleich sichtbar.
Der Muth, den nicht Geschiklichkeit begleitet,
Ist wie ein Blinder, den man leicht berükt.
Uebt euren Arm, das Schwert zu führen; furchtbar
Und schnell sind seine Wunden; flieh'nde Feinde
Schrekt und vertilgt es, wenn es hinter ihnen
In der Verfolger Händen blitzt. Der Kriegsgott
Führt gern das Schwert; und will, daß in der Schlacht
Des Schwertes Hieb Entscheidung wirken soll.
Der Reuter soll nicht feuren: denn vergebens
Verfliegt sein Feu'r. Laß deine Rosse halten,
Gelehnt auf ihre Hinterschenkel, Roß
An Roß, Geschwader an Geschwader: fest
Wie eine Mauer, nach der Schnur gezogen.
Schnell, wie der Blitz, laß ihre Stellung sich
Nach allen Seiten wandeln, wie es noth thut:
Hieher, dorthin, schnell fliegen itzt, itzt stehn.
Nichts trenne ihre Glieder, nichts die Reihen.
So bald du es gebietest, sollen sie,
Wie mit des Sturmes Flügeln, auf den Feind

Hinfür-

Hinstürzen; wie des Meers empörte Fluten
Durch Dämm' und Deiche brechen, soll die Woge
Von Deinen Rossen Deiner Feinde Reih'n
Erschüttern, trennen, brechen, sie zertrümmern,
Verfolgen, wenn sie fliehn, und sie zerstreuen.
Krieg führten längst die Völker schon; die Kunst
Des Krieges lehrten Griechen uns zuerst.
Für Feldherrn war die erste Schule Sparta;
Was Kriegeszucht und Kriegesordnung ist,
Ward hier erfunden. Doch der Phalanx ward
Gebildet erst zu Thebe. Kleine Schaaren
Gemeiner Krieger, voller Muth, durch Ordnung
In Helden zu verwandeln, die die großen,
Unzählbarn Heere Persischer Monarchen
Vertilgten: diese Kunst verstand zuerst
Miltiades und Cimon, und der weise
Epaminondas. Ihre Thaten stehn
Geschrieben in den Büchern der Geschichte
Mit ew'ger Schrift: — die Schlacht bei Salamis,
Bei Marathon, und die bei Mantinea.
Berühmt ist auch der Mazedonier,
Der seines Vaters hinterlassne Schätze
Froh unter seine Freunde theilt', und nichts
Als Hofnung nur und Muth für sich behielt;
Der dann die Perser schlug, und mit dem Phalanx
Unwiderstehlich von dem Hellespont

Bis hin zum Ganges, kämpfend stets und siegend,
So manches Land und Volk sich unterwarf.
Dann nahm der Kriegsgott seinen Sitz zu Rom,
Wo er ein Lieblingsvolk sich auserkohr.
Von ihm geübt, von ihm im rechten Brauch
Der Waffen unterrichtet, kämpften sie,
Die Römer, lange mit den rohen Völkern
Rings um sie her; und lernten, wie durch festen,
Entschlossnen Muth das Schikfal sich gewinnen,
Zum Widerrufe seiner ersten Schlüsse
Sich läßt bewegen. Immer kühner, immer
Sich stärker fühlend, hob der Adler Roms
Stets höher sich. Von ihren Feinden lernten
Die Helden; jeder neue Krieg war ihnen
Wie eine Schule. Ihre Läger wurden
Zu Festungen. Der Rhein, die Donau, und
Der Ebro sahn sie kämpfen. Ihnen wurden
Britannien, Aegypten, und die Völker
Des Morgenlandes dienstbar. Nicht die Kunst
Der Griechen, nicht Karthagos schlaue List,
Auch nicht die Riesen Galliens vermochten
Zu widerstehn. Das kühne Rom besiegte,
Das stolze Rom beherrschte alle Welt.
Doch nun vergaßen sie der alten Zucht.
Die Legionen waren länger nicht
Dem Feind durch Ordnung furchtbar, waren nur

Dem

Dem eignen Feldherrn furchtbar durch den Geist
Der Zügellosigkeit; sie waren kraftlos
Durch Weichlichkeit; sie waren Schatten nur
Der alten Legionen. Da erschienen
Vom Norden her die wilden Gothen, Hunnen,
Gepiden, und Alanen: Räuberhorden
Vielmehr, als Krieger; dennoch fiel durch sie
Das herrliche Gebäu, das Reich der Römer.
Nach langem Kampfe fiel's zertrümmert hin,
Weil es nicht länger Zucht und Ordnung stützte.
Die Finsterniß der Barbarei bedekte
Europa nun. Die Kunst der Helden, lange
Vergraben, blühte wieder auf, als Karl
Aus Habsburgs Stamme mit der Kaiserkrone
Den Zepter Spaniens verband. Da sah
An seinen Spaniern Europa wieder,
Was tapfres Fußvolk ist, wenn Zucht es bildet.
Hell glänzt' ihr Ruhm, bis er sich nach der Schlacht
Bei Rocroi in dunkler Nacht verlor.
Dem stolzen Spanier zu widerstehn
Bestrebte sich der Bataver, beseelt
Von Freiheitsliebe, angeführt von Moritz,
An Zucht und Ordnung gleich den alten Römern.
Durch Moritz stieg die Kunst. Er war das Muster,
Das Ruhmgier in Turennens Brust entflammte.
Turenne, den kein Feldherr übertraf

An Geist und Sinn für seine Kunst! Durch ihn
Erwarb sich Ludwig, Galliens Monarch,
So manchen Siegskranz. Ludwig schrieb zuerst,
Umringt von großen, aufgeklärten Feldherrn,
Gesetz und Lehren seinen Kriegern vor.
Doch nicht von Feldherrn immer, nur zu oft
Von Höflingen umringt, verkannte Ludwig
Einst einen Jüngling, den der Kriegsgott liebte,
Dem er zur Seite stand in jeder Schlacht,
Und oft sein Schwert ihm lieh. Der Jüngling wurde
Das Schrekken Ludwigs hier, dort der Osmanen.
Du warest es, Eugen! Vor Deinen Augen
Focht Dessau früh; von Deinem Geist erfüllt,
Kam er zu uns. Nun zieht mit uns der Schlachten
Furchtbarer Gott einher, wie einst mit Dir.
Durch Kriegeskunst besteht ein Volk, durch sie
Der Fürsten Thron, durch sie der Fürsten Ruhm.
Sie selbst, die Kriegeskunst, besteht durch Zucht
Und Ordnung. Beide, was sie sind, und was sie
Vermögen, sollst Du aus Erfahrung lernen.
So eile dann nicht flüchtig gleich hinauf
Zu höhern Stufen. Unglük wird Dich treffen,
Wenn Du nicht unten Dir Erfahrung sammelst.
Wie jener Jüngling, der den Sonnenwagen
Zu fahren sich vermaß; und kannte nicht

Der Rosse Art, und kannte nicht den Weg.
Da flogen sie mit ihm dahin, und er,
Betäubt und angstvoll saß er, bis der Blitz
Herab ihn stürzte in des Meeres Grund.
So treffen einst auch Schand und Unglük Dich,
Der Du zu früh ein Heer zu führen wagst.
Doch Phaeton durch seinen tollen Muth
Fand nur den eignen Tod. Du aber bringst
Schand und Verderben über Thron und Volk.

2.

Ueber den neuesten Finanzzustand Frankreichs.

LI.

Die französischen Finanzen hatten bisher (wie man in den vorigen Stükken der Monatsschrift gesehen hat) noch wenig Vortheile von der Nationalversammlung erhalten. Obgleich Nekker ihr gesagt hatte, daß 56 Millionen Livres jährlich zur Bestreitung der feststehenden Ausgaben fehlten, obgleich er bewiesen hatte, daß er noch einige 100 Mill. außerordentlich brauche, um im gegenwärtigen und folgendem Jahre auszukommen, obgleich

ganz

ganz klar am Tage lag, daß durch die eingerissene Anarchie fast alle Quellen der königl. Einkünfte vertrocknet waren: so that doch weder die Versammlung, noch der Finanzminister, eigentlich etwas, um diesen schrecklichen Uebeln abzuhelfen.

Zwar hatte die Nationalversammlung die Staatsgläubiger in ihren Schutz genommen, und denjenigen für einen Feind des Vaterlandes erklärt, der sich auch nur erkühnen würde, das infame Wort Bankerot auszusprechen: allein, was konnte diese Erklärung helfen, wenn es dem Tresor an Geld fehlte? Ein bloßes Bezahlungsdekret gewährt dem Gläubiger keine Beruhigung, wenn er nicht zugleich versichert ist, daß die Bezahlung wirklich geleistet werden kann. Diese Versicherung fehlte aber bisher schlechterdings; und die Versammlung wollte an diese unentbehrliche Bedingung nicht eher denken, als bis sie hundert andre Sachen abgemacht hätte. Sie wollte wahrscheinlich an der Verbesserung des Staats nach einem systematischen Lehrbegriff arbeiten, worin, nach allen logischen Regeln einer guten Methode, das Kapitel von den Finanzen das zehnte oder zwanzigste wäre, und glaubte also, alle vorhergehende Kapitel erst erörtern zu müssen, ehe nach wahrer wissenschaftlicher Form die Reihe an die Finanzen käme. Vielleicht sahn auch einige Mitglieder es sehr gerne, daß die Finanzen in Verlegenheit blieben, um den König desto eher zur Annahme gewisser Punkte zu

bewegen

bewegen. Allein weder jene Logik, noch diese Politik, konnten den gänzlichen Umsturz des Reichs aufhalten, der bei den bisher genommenen Maaßregeln unvermeidlich war. — Zwar hatte die Versammlung festgesetzt, daß in Zukunft Niemand, Standes oder Geburt wegen, vom Beitrag zu den allgemeinen Kosten befreiet sein sollte, und daß dieser allgemeine Beitrag mit den letzten sechs Monaten des itzigen Jahrs anfangen sollte; allein sie vernichtete durch eine anderweitige Verordnung den Einfluß dieses ohne Ausnahme zu leistenden Beitrags auf die Vermehrung der königl. Einkünfte. Sie verfügte nehmlich, daß der diesjährige Beitrag, welchen Adel und Geistlichkeit zu leisten hatte, nicht dem Tresor, sondern den Steuerpflichtigen des Bürgerstandes zu gut kommen solle. — Zwar bewilligte die Versammlung ein Darlehn, welches zu den dringendsten Ausgaben bestimmt war; wir haben aber schon gesehn, wie unzweckmäßig das erste Darlehn angeordnet ward; und der Erfolg des zweiten beweist, daß man sich eines solchen Hülfsmittels nicht fernerhin bedienen dürfe. — — Und nicht genug, daß die Nationalversammlung nichts für die Finanzen that; sie nahm sogar noch Entschlüsse, die denselben geradezu entgegen waren. Dahin gehören verschiedene vom 4. August, dahin gehören die Entschlüsse wegen der Salzsteuer, und noch verschiedne andere minder wichtige.

Der Finanzminiſter that ſeiner Seits auch nichts, und legte keinen beſtimmten Plan vor; ſondern bat und ermahnte nur immer die Verſammlung, das Finanzübel zu beherzigen, und ihm Verbeſſerungsmittel zur Ausführung bekannt zu machen.

Kein Wunder alſo, daß dies Uebel von Tage zu Tage größer ward; und wenn man keine wirkſame Maaßregeln nahm, ſo mußte der Treſor gänzlich zu zahlen aufhören. Nekker fühlte dies am meiſten; und er ging daher am 24. September in die Nationalverſammlung, wo er eine Rede hielt, die nun nähere Vorſchläge zur Erhaltung und Heilung that.

Der Miniſter beſchreibt zuerſt die klägliche Lage der Finanzen. Den 23. September war der ganze Kaſſenbeſtand im Treſor 12 Millionen und 800,000 Liv. Bis zu Ende des Monats ſind an dringenden unvermeidlichen Ausgaben 8 bis 9 Mill. zu bezahlen, daß alſo für den Oktober nur 3 bis 4 Mill. übrig bleiben. Es werden aber 30 Mill. für den Oktober, und 70 bis 80 Mill. für die drei letzten Monate des Jahres unumgänglich erfordert. — So ſieht es mit den Finanzen Frankreichs zu einer Zeit aus, wo gar kein Kredit mehr Statt hat!

N. kann nicht umhin, mit ſüßem Wohlgefallen auf die Zeit ſeiner erſten Adminiſtration zu ſehn, wo er zu den außerordentlichen Kriegskoſten jährlich 150 Mill. ohne ſonderliche Mühe herbeigeſchaft hatte. Er erinnert ſich des noch neuern Zeitpunkts,

als

als nehmlich der allgemeine Reichstag ausgeschrieben war, und er sich mit der lebhaftesten Hofnung geschmeichelt hatte, daß nun alles gut gehen würde. Wie sehr haben sich seitdem die Umstände nicht geändert! Freilich könnte mancher aus der Vergleichung dieser verschiednen Zeitpunkte auf den Gedanken kommen, daß N. etwas versehen hätte, und zum Theil mit Schuld am itzigen Elend wäre; allein wer Nekkers Beredsamkeit kennt, wird vorher schon wissen, daß er dergleichen Vorwürfe sogleich mit einer schönen Periode entkräftet. „Ach,“ ruft er aus, „was für ein schwaches Schild ist „nicht die Klugheit des Menschen? Wie ungewiß „ist nicht seine Vorhersehungskraft? Es giebt in „den öffentlichen Begebenheiten Ströme, die den „Geschäftsmann wider seinen Willen fortreißen: „umsonst erinnert sich der ans Ufer geschlagene „Steuermann des Schiffes, das ihn eine geraume Zeit sicher durch stürmische Meere getragen „hatte; er erblikt davon nichts mehr als Trümmer, ein Spiel der Wellen und des Windes!“ — N. gesteht also offenbar ein, daß er bei seinem zweiten Eintritt ins Ministerium gar nichts von den Begebenheiten vermuthet hat, die auf die von ihm so eifrig betriebne Zusammenberufung der Stände erfolgt sind; er gesteht das Unvermögen seiner Kräfte ein, um das hereingebrochene Ungewitter abzuwenden; und entschuldigt sich deshalb mit der Schwäche menschlicher Klugheit und Kräfte.

Wohl ihm, daß er sich und seine Nation so leicht beruhigen kann! — Ich gebe freilich gern zu, daß bei der Staatsverwaltung sich Vorfälle ereignen können, welche der scharfsinnigste Staatsmann nicht vorhersehn, und welchen der klügste nicht vorbeugen kann. Ob aber dies N's Fall bei seiner itzigen Finanzverwaltung ist, ob er sich also mit einem: non putabam, rechtfertigen konnte: ist eine andre Frage, deren Erörterung wir wenigstens vorizt noch aussetzen wollen. Nur soviel kann ich sagen, daß mir jene Periode weit besser im Munde eines Predigers, als eines Staatsmanns geklungen hätte.

Die Nekkersche Rede enthält demnächst eine dreifache Abhandlung; wovon die Erste die Mittel betrift, das jährliche Defizit in den Finanzen wegzuschaffen. Hierbei bemerkt N. zuförderst, daß sich das feststehende Defizit um 5 Millionen vergrößert hat, so daß es nunmehr 61 Mill. beträgt. — Er hatte nehmlich ehemals darauf gerechnet, im itzigen Jahre 80 Mill. zu antizipiren, und dazu für Zinsen und Provision 5 Mill. angesetzt. Als es aber mit dem Antizipiren nicht gehn wollte, nahm man seine Zuflucht zum Darlehn von 80 Mill. Dies Darlehn erforderte a) einen neuen Zinsenfond für 40 Mill., welches, zu fünf vom Hundert gerechnet, 2 Mill. beträgt; und b) da das Kapital in 10 nach einander folgenden Jahren zurükgezahlt werden sollte, eine Herbeischaffung von 8 Mill. auf jedes Jahr. Zu diesen 10 Mill.

waren

waren im Auszahlungsetat nur fünf angewieſen; daß alſo itzt noch fünf hinzugerechnet werden müſſen .— Um nun dies Defizit von 61 Mill. wegzuſchaffen, ſchlägt N. folgende Maaßregeln vor:

1) Eine Erſparung beim Etat des Kriegsdepartements von 15 bis 20 Mill.; wobei doch zugleich geſorgt werden ſoll, daß der gemeine Soldat beſſer als ehemals bezahlt wird.

2) Beim königl. Hofſtaat 5 Mill., weil die Königinn in Zukunft keinen beſondern Hofſtaat haben will.

3) Beim Hofſtaat der Prinzen des Kgl. Hauſes, worauf bis itzt 8,240,000 L. gerechnet ſind, etliche Millionen.

4) Beim Departement der auswärtigen Geſchäfte 1 Mill.

5) Bei der jährlichen Summe der Penſionen (die itzt noch 25 Mill. beträgt) 5 bis 6 Mill., zufolge der geäußerten Geſinnungen der Nationalverſammlung. Dabei aber will es N. auch laſſen, weil die kleinen Penſionen die Hauptſumme ausmachen.

6) Erſparung von 800,000 L., die bis itzt auf die königl. Stutereien verwandt worden ſind.

7) Erſparung von 2½ Mill., die bis itzt an die Geiſtlichkeit gegeben worden, um die Abbezahlung ihrer Schulden zu verſtärken.

8) Die in jedem Jahre erlöſchenden Leibrenten werden auf 1½ Mill. angeſchlagen.

9) Durch Ausschreibung einer außerordentlichen Steuer, die stark genug ist um der gegenwärtigen Geldnoth abzuhelfen, werden die sonst unvermeidlichen Antizipationen erspart, und dadurch ungefähr 8 Mill. für den Tresor gewonnen.

10) Durch Vereinigung der Taillen und Vingtiemen in eine Ländereiabgabe kann der ganze Betrag um 15 Mill. vermehrt werden: weil künftig theils jeder ohne Ausnahme dazu beitragen soll; theils, weil alle bisher übliche Abfindungssummen wegfallen werden, und jeder seine Steuer nach der wahren Anlage entrichten soll. Selbst wenn die Nationalversammlung die absoluten Summen der bisher durch Taille und Vingtiemes erhobnen Gelder nicht vergrößern will, so können (nach N.) doch 15 Mill. erspart werden, wenn dem Tresor künftig folgende Posten nicht mehr zur Last fallen: Der Nachlaß an den Steuern, der bisher zu 7,120,000 L. in jedem Jahr angeschlagen war; die etatsmäßigen Almosen von 1,896,000 L.; die zu Ausrottung der Bettler und Vagabunden angewiesenen 1,144,000 L.; und andere 4½ Mill., die zu mancherlei außerordentlichen Ausgaben in den Provinzen bestimmt waren. Ungeachtet nun diese Ausgaben, deren Summen beinahe 15 Mill. ausmachen, nicht wegfallen werden; so kommen sie doch durch das vorgeschlagne Arrangement aus dem Etat des Tresors: und jede Provinz sorgt hernach dafür,

daß

daß der auf sie kommende Theil dieser Ausgaben besonders aufgebracht wird.

Diese zehn Artikel ersetzen so ungefähr das vorhin berechnete Defizit. Außerdem zeigt N. noch folgende neue Geldquellen an:

1) Da vermöge der Beschlüsse vom 4 August alle Zehnten aufgehoben sind; so kann dieser Gegenstand durch die Nationalversammlung in eine neue für den Tresor vortheilhafte Form gebracht werden.

2) Es lassen sich Ersparungen bei den Gehalten der Staatsminister und aller an der Verwaltung des Staats Antheil habenden Bedienten anbringen.

3) N. hatte zwar in seiner ersten Rede an die Stände die Hofnung geäußert, durch verschiedne neue Anordnungen in Absicht auf die Generalpächter und Generaleinnehmer, des Tresors jährl. Einnahme um 24 Mill. zu vermehren; allein daran ist itzt gar nicht zu gedenken. Bei diesen Finanzzweigen sind itzt große Ausfälle. In Absicht der Salzsteuer, der Tabakssteuer, der Erhebung andrer Konsumtionsauflagen, und der Einziehung der an den Gränzen des Reichs und an den Thoren von Paris zu entrichtenden Gefälle, ist alles so in Verwirrung, daß man wahrlich auf keine Vermehrung der ehemals dadurch erhobnen Summen rechnen darf. Man kann itzt auf weiter nichts denken, als die Hebungskosten zu vermindern; und muß

zu einem höhern Ertrag dieser Auflagen ruhigere Zeiten abwarten.

4) Die Einziehung der verpfändeten kgl. Domänen gegen Erlegung des Pfandschillings, oder die Erhöhung des Pachtgeldes von den itzigen Besitzern verschaft dem Tresor einen neuen Zuwachs.

N. freut sich selbst, so viele Hülfsquellen zur Abstellung der bisherigen Leere im Tresor entdekt zu haben; besonders macht er sich darüber ein Kompliment, daß seine zwekmäßigen und hinreichenden Vorschläge ganz einfach sind. Sein „neues „Finanzgebäude wird aufgeführt, ohne daß das „alte darf über den Haufen geworfen werden. „Aus diesen Vorschlägen blikt keine Vorliebe eines „gewissen Systems hervor. Sie sind keine Kinder „einer lebhaften Einbildungskraft, die man gemeinhin mit dem Namen Genie belegt. Alles „darin ist einfach, und die Wirkung davon nur „nach und nach zu erwarten. Und so muß ein Finanzminister (nach N.) zu Werke gehn; vorzüglich zu einer Zeit, wo kein Zutrauen, dieses so „nothwendige Band zwischen dem gegenwärtigen „Augenblik und der Zukunft, Statt findet.“

Im Grunde ist diese ganze erste Abhandlung der Nekkerschen Rede weiter nichts, als eine Wiederholung des ersten Theils seiner ersten Rede an die versammelten Stände Frankreichs (s. Aug. 1789; und ich werde daher meine Bemerkungen hierüber auf wenige Punkte einschränken.

1) Das

1) Das Defizit, welches N. itzt zu 61 Mill. auf das Jahr annimmt, ist meiner Schätzung nach nicht richtig. Ich will nicht wiederholen, was ich schon im August gesagt habe; es treten aber noch mehr Gründe hinzu, um, zumal itzt, dasselbe größer annehmen zu müssen. Es wäre unbillig, wenn man alle diesjährigen Ausfälle bei der Generalpacht und den Generaleinnahmen als ein beständiges und fortdaurendes Defizit ansehn wollte, weil doch zu vermuthen ist, daß eine gewisse Ordnung zur Erhebung der Staatseinkünfte wird festgesetzt werden. Wir wissen ja aber aus dem Vorigen, daß in Absicht der Salzsteuer eine neue Einrichtung getroffen ist, wovon uns N. selbst gesagt hat, daß sie 30 Mill. jährlichen Ausfall verursacht. Dies ist doch gewiß ein neues Defizit; und N. mußte die Nationalversammlung eben so gut darauf aufmerksam machen, als wie er dasjenige erwähnt, welches durch die Bedingungen des Nationaldarlehns von 80 Mill. entspringt. Das eigentlich zu dekkende Defizit ist also, selbst wenn ich die ganze Nekkersche Rechnung annehme, nicht 61, sondern 91 Millionen L.

2) Sind die vorgeschlagnen Hülfsmittel zur Dekkung des Defizit hinreichend, so läßt sich nicht der geringste Grund einsehn, warum N. zu Heilung des Finanzübels so sehr auf die Zusammenberufung der Stände bestanden hat. Alle oben angezeigte zehn Geldquellen hängen, die neunte

allein ausgenommen, von dem Willen des Königs ab; warum hat denn N. diese Ersparungsvorschläge nicht gleich im August 1788 thun und ausführen können, ohne erst die Parlemente zurükzurufen, die Notabeln zu versammeln, und einen Reichstag auszuschreiben? Den Etat von einigen Departementern einzuschränken, die Ausgaben bei den Hofhaltungen zu vermindern, den Pensionisten Abzüge zu machen, die Stutereien abzuschaffen, die jährlich erlöschenden Leibrenten in Einnahme zu stellen, und gewisse Summen inne zu behalten, welche bis izt an die Geistlichkeit, und für Ausfälle bei den Steuern, und zu Almosen angewiesen waren: — — dazu bedurfte es wahrlich keiner allgemeinen Versammlung der Stände. Wie wird N. also den Vorwurf von sich abwenden können, daß er zur Ausführung ganz einfacher und gewöhnlicher Mittel eine Maschine erwählt hat, die äusserst zusammengesetzt und verwikkelt ist? Er rühmt sich, einfache Mittel zur Heilung vorzuschlagen: und darin lobe ich ihn; aber die Maschine der Nationalversammlung, welche er so eifrig zur Ausführung anpries, und wovon er so oft einen so heilsamen Erfolg versprach, war denn diese zu der Absicht, die er als Finanzminister haben mußte, so nothwendig, daß gar keine einfachere Art der Ausführung zu erdenken war? — Man sage nicht: daß N. bei Zusammenberufung der Stände höhere Absichten hatte, nehmlich eine neue Reichsver-

verfassung festzusetzen, und den Franzosen mehr Freiheit und größere Rechte als bisher zu verschaffen. Denn dagegen kann man die Frage aufwerfen: woher denn Nekker, der berufen war Ordnung in die Finanzverwaltung zu bringen, (welches er, seinen eignen Vorschlägen nach, ohne allgemeine Versammlung der Stände leisten konnte) das Recht hatte, zu einer ihm gar nicht aufgetragenen Absicht eine Zusammenberufung der Stände zu veranstalten? Entweder hat es N. an richtiger Logik gefehlt, oder er versündigte sich an seinen König.

3) Die vorgeschlagnen Hülfsmittel halten nicht durchgängig Stich. Die 8 Mill. z. B., die N. in Rechnung bringt, weil er nicht mehr antizipiren will, sind ein wahres Blendwerk. Denn er will die patriotische Steuer, wodurch er die Antizipation zu ersparen gedenkt, sich von der Kaisse d' Eskompte vorschießen lassen. Wird denn diese den Vorschuß umsonst leisten? Wird er also nicht eben so gut auf einen Fond denken müssen, die Zinsen dieses Vorschusses zu bestreiten, als die Zinsen jener Antizipationen?

Berlin, d. 29 November 1789.

LII.

Die zweite Abhandlung der Nekkerschen Rede betrift die Mittel zur Herbeischaffung der außerordentlichen Summen, die im itzigen und folgenden

dem Jahre erfordert werden. N. zeigt an: theils daß 80 Mill. itzt nöthig sind, um vor Ende des Jahrs die schon im vorigen Jahr fälligen Zinsen und Renten gänzlich zu berichtigen; theils, daß dem Tresor für das folgende Jahr noch 80 Mill. fehlen, um alle vorkommende itzt schon vorhergesehene Ausgaben zu bestreiten. Er gesteht offenherzig: daß es itzt ganz unmöglich sei, durch ein neues Darlehn, selbst zu erhöhten Zinsen, diese Summen herbeizuschaffen. Es bleibt daher kein ander Mittel übrig als eine starke außerordentliche Steuer; und er glaubt, daß das Volk diese neue außerordentliche Last mit gutem und freudigem Willen übernehmen dürfte, da es schon laut den Wunsch geäußert hat, durch einen solchen Beitrag dem Mangel des Tresors abzuhelfen, und da dies die letzte Beisteuer der Art sein wird, welche die Nationalversammlung fordern mögte. — Er macht nun dazu folgende Vorschläge:

1) Es ist besser, die Einkünfte zu belasten, als das Kapitalvermögen. Theils ist die Schätzung des letztern vielen Schwierigkeiten unterworfen; denn wie verschieden werden nicht die Taxen ausfallen, von dem Kapitalwerth eines Landguts, eines Wohngebäudes, eines Waarenlagers, und, bei dem itzigen unsichern Stand der öffentlichen Effekten, einer königlichen Schuldverschreibung? Theils auch haben viele Menschen im Staate ansehnliche Einkünfte, ohne eigentliches Kapitalvermögen

mögen zu besitzen; welche, bei jenem Maaßstabe, gegen alle Regeln der Billigkeit von Erlegung der Steuer befreiet blieben.

2) M. schlägt vor, daß der vierte Theil der reinen Einkünfte jedes Einwohners im Reich als ausserordentliche Steuer ein für allemal entrichtet werde.

3) Er will, daß die Schätzung dieser reinen Einkünfte eines jeden eigener gewissenhafter Beurtheilung überlassen bleibe: ohne obrigkeitliche Untersuchung, selbst ohne eidliche Erhärtung der Angabe.

4) Es soll bestimmt werden, wie groß aufs wenigste die reinen Einkünfte sein müssen, um zur Steuer gezogen zu werden; so daß alle, deren Einnahmen unter diese Bestimmung fällt, von der Steuer befreiet bleiben.

5) Da goldene und silberne Geschirre, Edelsteine, und selbst die verschlossnen Kassenbestände, zu dieser Steuer nicht gezogen werden; so hält es M. für billig, diese Gattung von Vermögen mit 2 oder 3 vom Hundert besonders zu belasten.

6) Die Erlegung dieser Steuer soll nicht auf einmal, sondern nach und nach, in einem bestimmten Zeitraum von 12, 15, bis 18 Monaten, erfolgen. Doch soll jedem frei stehn, alles auf einmal zu bezahlen; wofür ihm dann eine verhältnißmäßige Vergütigung zugestanden wird.

7) Es soll dem Gutbefinden der Steuerpflichtigen überlassen sein, ob sie baar oder mit goldenen

und

und silbernen Kostbarkeiten bezahlen wollen; und zu dem Ende eine vortheilhafte Taxe des anzunehmenden Goldes und Silbers angesetzt werden:

Man sieht wohl, daß es Nekkern sauer angekommen ist, eine dergleichen fixe Auflage vorzuschlagen. Er ist bloß von seinem Lieblingsplane, sich durch freiwillige Darlehne zu helfen, abgegangen, weil es ihm schlechterdings unmöglich war, auf die Art Geld zu bekommen. Der erste Versuch, 30 Mill. zu borgen, schlug ganz fehl. Das zweite Darlehn von 80 Mill. hat auch keinen glänzenden Erfolg gehabt. Das Antizipiren wollte gleichfalls nicht gelingen. Folglich war N. in der traurigen Alternative, entweder mit allen Zahlungen inne zu halten, oder eine beträchtliche fixe Auflage zu veranstalten. Natürlich mußte er eine Auflage erwählen, die sich über alle Einwohner Frankreichs erstrekte, und wovon der Ertrag schnell zusammengebracht würde; deshalb konnte er nicht füglich eine andre, als eine fixe, vorschlagen.

Die allgemeinen Einwendungen gegen alle fixe Auflagen treffen auch die hier vorgeschlagene. Es ist unmöglich, eine auf wahre Grundsätze von Billigkeit sich gründende Gleichförmigkeit der Belastung dabei anzubringen; unmöglich, die Zahlungstermine nach dem wahren Zahlungsvermögen der Steuerpflichtigen anzuordnen; und unmöglich, daß der fleißige Arbeiter diese Steuer anders als nur sehr schwer und langsam wieder einziehe.

Man

Man muß aber auch so billig sein, um einzusehn, daß man bei dieser Nekkerschen Steuer die beiden letzten Umstände aus der Acht lassen kann, weil dieselbe nur einmal erlegt werden soll, nicht aber wiederholt wird. Folglich bleibt nur die Einwendung der ungleichen Belastung. Und diese findet freilich bei Nekkers Vorschlag in vollem Maaße Statt. Ich will etliche Fälle zum Beweis anführen.

1) Daß jemand der bloß Einkünfte ohne Kapitalvermögen hat, eben so viel geben soll als ein vermögender Mann, wenn er mit diesem gleiche Einnahme hat, ist in vielen Fällen unbillig. A hat 1000 Rthlr. reine Einkünfte von seinem Amte; B hat reine 1000 Rthlr. an Zinsen zu erheben: jeder von Beiden muß folglich 250 Rthlr. zu dieser außerordentlichen Steuer entrichten. Wenn wir nun setzen, daß keiner von Beiden diese Abgabe von seiner gewöhnlichen Einnahme bestreiten kann; so kommen sie dadurch in eine Schuldenlast von 250 Rthlr.; die aber gewiß weit leichter für den vermögenden Mann, als für den bloßen Salaristen, ist.

2) Der durchaus festgesetzte vierte Theil der Einnahme verursacht eine wahre Ungleichheit in der Belastung. Man setze zwei Menschen, die auf einerlei Standpunkt in der bürgerlichen Gesellschaft stehn, und nehme die mit diesem Range verbundnen Bedürfnisse zu einer jährlichen Ausgabe

von

von 2000 Rthlr. an. Nun setze man, daß die absolute Einnahme des Einen 2400 Rthlr., des Andern aber 4000 Rthlr. sei; so giebt jener 600, dieser aber 1000 Rthlr. Kontribution. Dies ist gewiß unbillig: denn jenem fehlen nun 200 Rthlr. zu seinen unentbehrlichen Ausgaben; dieser aber behält noch einen Ueberschuß von 1000 Rthlr.

3) Zufolge der nachherigen Bestimmung der Nationalversammlung giebt eine jährliche Einnahme von 400 L. nichts; von einer jährlichen Einnahme von 500 L. aber werden 125 entrichtet. Wo ist hier Gleichförmigkeit in der Belastung?

4) Der bei jedem sich befindende Vorrath von baarem Gelde soll mit 2 bis 3 vom Hundert belastet werden. Man nehme drei Menschen, deren jeder 100,000 L. in Kasse hat. Der eine ist ein Bankier, dessen Geschäfte einen so ansehnlichen Kassenbestand erfordern; der andre ist eine Privatperson, welche diese Summen als ein Kapital zurükgezahlt erhalten hat, und nunmehr bis zur neuen Ausleihung in Kasse behält; der dritte ein Mensch, der dies Kapital aus Mißtrauen oder aus lächerlichem Geiz in seinen Kasten versperrt. Was sind nun die Wirkungen der Taxe auf diese drei Menschen? Bei dem Letztern vertritt die Taxe die Stelle einer Strafe; und jeder wird sagen, daß dem Geizhals recht geschieht. Bei dem zweiten wird jeder die Taxe hart und ungerecht finden; denn da dieser Mann ohne sein Verschulden

das

das Kapital müssig liegen hat, wodurch er schon einen Verlust erleidet, warum soll er noch einen neuen Verlust tragen? Bei dem Bankier ist diese Taxe eben so widersinnig. Der Kassenbestand ist bei jedem Bankier eine Last, die ihm Zinsen kostet; warum soll sie durch eine besondre Taxe noch vermehrt werden? .... Wahrscheinlich hat N. bei Bestimmung dieser Taxe auf das baare Geld, bloß Rükſicht auf die Menschen genommen, die itzt ihr Geld aus Mißtrauen einschließen, und dadurch eine nachtheilige Stokkung im Umlauf verursachen. Diese Klasse von Menschen hat er bestrafen, und zur Verbreitung der bisher versperrten Summen bewegen wollen. War es aber wohl zwekmäßig, eine sogenannte patriotische Kontribution in eine Strafe zu verwandeln? Konnte N. als Philosoph und Menschenkenner wohl glauben, daß man durch Zwang und Strafgesetze eigensinnige, geizige und mißtrauische Kapitalisten bewegen werde, ihre Kapitalien in Umlauf zu bringen? Wie vielen Schwierigkeiten ist nicht auch die Anordnung dieser Kassentaxe unterworfen? Denn, da es den Franzosen überlassen ist, ihren Beitrag von itzt bis zum 1 Jänner des folg. J. zu bestimmen, an welchem Tag soll der Steuerpflichtige seinen Kassenbestand aufnehmen? Steht es nicht in eines jeden Macht, in einem Zeitraum von 3 Monaten an irgend einem Tage seinen Kassenbestand mit der größten Gewissenhaftigkeit ganz unbedeutend zu

haben? Wird der Ertrag dieser Taxe auf das baare Geld nicht also im Ganzen null sein?

Hätte N. auf diese Ungleichheiten Rükſicht genommen, und durch einfache, praktisch leichte Anordnungen den deshalb zu befürchtenden Klagen und Murren vorgebeugt; so würde ich übrigens an dieser Taxe vieles zu loben finden.

1) Es ist gut, daß die Schätzung und Bestimmung des Beitrags dem Gewissen eines jeden überlassen ist. Da die Taxe nur einmal gegeben wird, so ist aus der eigenen Taxirung der Steuerpflichtigen eher Vortheil als Nachtheil zu vermuthen.

2) Es ist gut, daß ein Zeitraum von 12, 15, bis 18 Monaten zur Zahlung der selbst aufgelegten Taxe nachgelassen ist. Nun kann jeder einen Termin nehmen, an dem er Geld hat und mithin bezahlen kann.

3) Es ist gut, daß die Taxe mit Silber und Gold nach festgesetztem Preis erlegt werden kann. Dadurch wird die Möglichkeit des Beitrags bei Leuten, die bloß Einkünfte und kein Vermögen haben, erleichtert, weil diese vielleicht kein baar Geld ohne Verlegenheit weggeben, aber sehr füglich eine silberne Schüssel, Leuchter, u. s. w. entbehren können, die sie als todtes Kapital im Hausrath haben. Auch wird dadurch die Masse des umlaufenden metallischen Vermögens im Staat vermehrt.

4) Es

4) Es ist gut, daß eine gewisse Klasse Menschen, deren Einkünfte ganz unbeträchtlich sind, von dieser Steuer ganz verschont bleiben. Es giebt ein gewisses Minimum in den Einkünften, wovon man nichts abgeben kann. Nur hätte dies Minimum nicht absolut, sondern nach dem verschiednen Standpunkt in der bürgerlichen Gesellschaft bestimmt werden sollen.

D. 3 Dezemb.

LIII.

Die dritte Abhandlung betrift den itzigen unglaublichen Mangel an baarem Gelde, und die dagegen zu treffenden Maaßregeln. — Am 20 September war schon ein Schluß des königl. Staatsraths bekannt gemacht, worin das Publikum von den Ursachen des eingerissenen großen Geldmangels unterrichtet ward. Es wurden folgende angezeigt.

1) Die Taxen, die sonst baares Geld brachten, gehn itzt seit den innerlichen Unruhen nicht ordentlich und richtig ein.

2) Bei dem allgemeinen Mißtrauen hält jeder sein Geld zurük.

3) Ausländische Kapitalisten belegen itzt nicht mehr so wie ehedem ihre Gelder in französische öffentliche Effekten.

4) Der Ausfuhrhandel der französischen Waaren hat sich vermindert; dagegen hat der im Auslande geschehne Ankauf einer großen Menge

Getreides ſtarke Remeſſen von Geld nach der Fremde verurſacht.

5) Viele franzöſiſche Familien ſind außer Land gegangen, und laſſen ſich die Gelder, wovon ſie leben, nachſchikken. Dagegen hat ſich die Anzahl der Fremden, die ſonſt in Frankreich lebten, und ihr Geld aus der Fremde ins Land brachten, unglaublich vermindert.

Gegen dies Uebel ſchlägt N. ein doppeltes Mittel vor: 1) alle ſilberne und goldene Gefäße, ſo viel man davon nur entbehren kann, in die Münze zum Ausprägen zu ſchikken; 2) die Kaiſſe d'Eſkompte zu unterſtützen, und in eine Nationalbank zu verwandeln.

Was das erſte betrift, ſo hat der König einen großen Theil ſeines ſilbernen Hausraths ſchon zur Münze geſchikt. Die Königinn iſt dieſem Beiſpiele gefolgt; die Staatsminiſter haben ein gleiches gethan; und N. behauptet, daß jeder, der ſein Silber und Gold nach der Münze ſchikt, itzt ſich ein wahres Verdienſt um die allgemeine Wohlfarth des Staats erwirbt.

Was dieſen Artikel von baarem Geld in Frankreich betrift, ſo geſtehe ich, daß ich N's ehemalige Aeußerungen mit dem, was ſich itzt wirklich zugetragen hat, gar nicht zu reimen weiß. N. hat immer behauptet, daß ſich in Frankreich ein Vermögen von 2500 Millionen metalliſchen zum Umlauf tauglichen Vermögens befindet; ſelbſt bei Gelegen-

legenheit der Zusammenberufung der Stände sagte er noch ganz laut, daß die Nation in kurzem 3000 Mill. an baarem metallischen Vermögen besitzen würde. . . . . Wo ist denn dieses so ansehnliche baare Vermögen in so kurzer Zeit hingekommen? Sind keine Taxen erlegt worden, so kann zwar Leere im Tresor, aber nicht im Lande sein. Haben gleich die französischen Fabrikwaaren in diesem Jahre der innerlichen Unruhen wegen etwas von ihrem ehemaligen Absatz verloren, so wäre doch dies nicht gleich in den ersten zwei bis drei Monaten zu merken. Auf der andern Seite ist dagegen der Absatz der französischen Weine, und der Produkte aus den französischen Antillen, ungewöhnlich stark gewesen; und da die Preise dieser Produkte 20 bis 30 vom Hundert gegen sonst gestiegen sind, so ist ja dadurch auch die Bilanz zu Frankreichs Vortheil verbessert worden. Der Getreideankauf hat freilich etwas gekostet; N. berechnet den für königl. Rechnung gethanen Ankauf auf 25 Mill. Gesetzt, der durch Privatpersonen gemachte Ankauf sei eben so hoch; so kann dieser Umstand doch keinen so fühlbaren Mangel von Geld veranlassen: zumal da das für Rechnung des Königs gekaufte Getreide noch nicht gänzlich bezahlt ist. Wenn Ausländer itzt kein Geld in öffentliche Effekten anlegen, so kann dadurch zwar der Zufluß von mehrerm Gelde fehlen, aber keine Verminderung des vorhandnen entstehn. — Es bleiben

also von allen angeführten Ursachen des Geldmangels nur zwei bestehn, die Aufmerksamkeit verdienen: das Einschließen des baaren Geldes aus Mißtrauen; und das Auswandern vieler Franzosen, verbunden mit der Abreise der sonst im Reiche sich aufhaltenden Ausländer. Doch sollte ich kaum glauben, daß dadurch so viele hundert Millionen aus dem Lande gegangen wären, daß es itzt an klingender Münze zur Bezahlung der Armee, der Flotte und der Handarbeiter fehlen sollte. — Einen Umstand hat N. freilich aus der Acht gelassen, oder ihn auch mit Fleiß nicht anführen wollen, der vielleicht auf die umlaufende Masse des baaren Geldes großen Einfluß gehabt hat. Das ist: auf der einen Seite der von Ausländern geschehne Verkauf französischer Effekten, wovon der Betrag ins Ausland zu remittiren gewesen ist; und auf der andern Seite der starke Ankauf englischer Fonds, der von Franzosen und mit französischem Gelde geschehn ist, und der sich durch das Steigen der Dreiprozent-Annuitäten von 75 bis 81 gezeigt hat. Dadurch sind wahrscheinlich einige hundert Millionen Livres aus Frankreich nach England gegangen.

Alles dies nun zusammengenommen, glaube ich wohl, daß 500 Mill. Geldes theils aus Frankreich gegangen, theils daselbst versperrt sind. Dieser Abgang konnte aber bei einem wahren Besitz von 3000 Mill. so merklich nicht sein, wie N. ihn

doch

doch itzt beſchreibt. Folglich zweifle ich an der Richtigkeit jenes Vorgebens von 3000 Mill. baaren Geldes in Frankreich. — Dieſer Zweifel wird noch mehr beſtärkt, wenn man bedenkt, daß erſt ſeit dem Jul. d. J. ſich der Mangel an baarem Gelde gezeigt hat, und daß erſt von da an die Uebermachung anſehnlicher Summen nach dem Ausland gerechnet werden kann. Wer aber nur etwas mit Geldgeſchäften bekannt iſt, wird wiſſen, daß eine in zwei Monaten bewerkſtelligte Verſendung von 500 Mill. baaren Geldes keine leichte und unmerkliche Operation iſt; ich rechne alſo, daß 2 bis 300 Mill. aus Mißtrauen im Kaſten geblieben ſind. — Da nun dieſer Abgang von ungefähr 500 Mill. ſo ſehr merklich geworden iſt, ſo ergiebt ſich die größte Wahrſcheinlichkeit, daß Nekkers Angabe von einem Vermögen von beinahe 3000 Mill. baaren Geldes übertrieben war.

Doch dem ſei, wie ihm wolle. N. will dieſen Geldmangel durch das Umprägen der in die Münze gelieferten goldenen und ſilbernen Geſchirre wegſchaffen. — Ich bemerke hierbei folgendes. Wirken die Urſachen fort, die bisher das Wegſchikken und Einſperren des Geldes bewirkt haben, ſo hat die ganze Operation keinen daurenden Vortheil. Denn, ſo wie aus dem Gold und Silber die Münze geprägt iſt, ſo wird dieſe wieder verſchikt oder verſperrt. Und wenn ſich nun durch dies Verſchikken und Verſperren ein neuer

Mangel zeigt; wo will denn N. hernach die Metalle zum Ausmünzen hernehmen? Bleibt also die Lage der öffentlichen Angelegenheiten in Frankreich die nehmliche, so ist das Resultat dieser Operation folgendes. Das massive Gold und Silber wird in Luisdore und Laubthaler verwandelt; diese gehn größtentheils in die Kaisse d'Eskompte; diese realisirt damit die ihr präsentirten Billete; und die nunmehrigen Besitzer des Geldes schikken entweder dasselbe in die Fremde, oder schließen es in den Kasten. Frankreichs Einwohner gewinnen also nichts dabei, als das augenblikliche Vergnügen, eine artige Menge neu geprägter Münzen zu sehen. — Nekker sieht dies gewiß selbst ein; wie traurig ist nicht also seine Lage, daß er zu Hülfsmitteln schreiten muß, die nur ein vorübergehendes Palliativmittel gewähren? Wenn ein Minister außer Stand ist, die Krankheit seines Departements gründlich zu heilen, und weiter nichts als — flikken kann; wie niederschlagend muß nicht das für ihn sein: zumal, wenn er Ehrliebe und Patriotismus hat!

Und wenn denn dies vorgeschlagne Palliativmittel nur noch einen glänzenden Effekt hätte, so ließe sich vielleicht die Eitelkeit des Ministers damit befriedigen. Aber auch diesen Trost kann N. bei diesem Umprägen nicht einmal haben. Ich lese in den Zeitungen: daß bis itzt zur Münze geliefert sind 363 Mark Gold und 124,604 M. Silber.

Ge-

Gesetzt, daß darunter feine Mark verstanden werden, so sind dadurch ungefähr sieben Millionen L. an metallischer Münze verschaft worden. Was werden nun diese wohl helfen, wenn 500 Mill. fehlen? — Hilft dieser Zuwachs aber, so sind zuverlässig die Angaben von dem bisherigen metallischen Vermögen Frankreichs, und von den so großen außerhalb Landes gegangnen Summen unrichtig.

Der andre Vorschlag zu Abhelfung des Geldmangels besteht in Unterstützung und Umformung der Kaisse d'Eskompte. N. behauptet, daß der Staat große Ursach habe, diese Anstalt zu menagiren, weil sie bei der größten Verlegenheit alles mögliche thue, und weil ihre anitzt unentbehrliche Dienstleistung noch entscheidender sein würde, wenn die Nationalversammlung den patriotischen Eifer dieser Kasse ermuntern wolle. Er ermahnt die Versammlung, ja nicht schlecht von den Direktoren zu urtheilen, ohne sie vorher gehört zu haben. Diese Männer, sagt er, verlangen nichts sehnlicher, als über ihre Verwaltung dem Publikum Rechenschaft zu geben. Man würde alsdann sehn, daß, wenn sie auch manchmal durch die Umstände genöthigt worden, den Finanzen zu helfen, sie doch niemals die ihnen obliegenden Pflichten als Verwalter der Kasse aus den Augen gelassen haben. Man müsse auch bedenken, daß bei einer durch Unruhe und Mißkredit bewirkten Revolution alle öffentliche Kassen ein gemein-

schaftliches Interesse hätten, und keine die andre könne sinken lassen, ohne selbst wesentlichen Nachtheil zu erleiden. Er gesteht indeß, daß die Kaisse d'Esk. ihren Kredit im Publikum verloren hat, und es daher am besten sei, sie in eine neue Nationalanstalt umzuschmelzen. Diese Nationalbank müßte dann unter dem unmittelbaren Schutz der Nationalversammlung stehn; und die Hauptsache würde darauf ankommen, eine hinreichende Menge metallischen Vermögens zusammen zu bringen, um alle zum Realisiren vorgezeigte Billete mit klingender Münze auszuwechseln. Die itzige Beschaffenheit des Realisirens bei der K. d'Esk. sei eine natürliche Folge des allgemeinen Mißkredits; und es würde unbillig und unpolitisch sein, von der Kasse anitzt mehr zu fordern, als sie wirklich thut.

Dies ganze Räsonnement stellt diese verwikkelte Sache nicht in wahrem Lichte dar. Nicht der im Lande eingerissne Geldmangel setzt eine Zettelbank, wie die K. d'Esk. ist, in wahre Verlegenheit; wohl aber ein großer ins Ausland zu übermachender Saldo. Ein ungehinderter Umlauf im Lande ist, wenn nur Papiergeld genug ausgegeben wird, und hinlängliche Münze zur Bezahlung kleiner Summen da ist, bald hergestellt; anders aber ist es, wenn große Zahlungen ins Ausland vorkommen. Man setze, daß Frankreich seit dem Julius 200 Mill. in die Fremde geschikt hat. Ist

diese

diese Summe mit keinen anderweitigen Forderungen an das Ausland auszugleichen; so muß die Kaisse d'Esk. entweder diese Zahlung übernehmen, oder ihre Zettel kommen in Mißkredit. Der Schuldner in Frankreich muß natürlich seine auswärtigen Gläubiger bezahlen, und zwar auf reelle Art, d. h. mit metallischem Gelde. Der Schuldner hat aber kein ander Geld, als Billete von der Kaisse; weil diese nun die Billete für voll bezahlen muß, so wendet er sich an dieselbe, um den hier erhaltnen vollen Werth seiner Zettel demnächst seinem Gläubiger zu übermachen. So müßte also die K. d'Esk. 200 Mill. von ihren Zetteln in einem Zeitraum von 2 Monaten realisiren, wenn diese Zettel nicht den Kredit verlieren sollten. Nun hat sie bis itzt mehr nicht als jeden Tag 300,000 L. realisirt; das macht auf 2 Monate, wenn ich auch keinen Festtag rechnen will, 14 bis 15 Millionen. Wie war es also zu erwarten, daß bei den vorhin erwähnten großen Auszahlungen nach der Fremde, die Verwaltung der Kaisse einen ruhigen Gang halten konnte? — Man sieht aus dieser kurzen Darstellung: daß keine absolute Summe baaren Geldes, sei auch dessen Verhältniß zur Masse der umlaufenden Zettel, welches es wolle, hinreicht, eine Zettelbank aus der Verlegenheit zu reißen, so lange noch ein auswärtiger Saldo abzumachen ist. Denn wollte sie den Entschluß fassen, keine Zettel mehr auszugeben, um nicht weiter mit deren

Realisiren gedrängt zu werden; so würde dadurch der inländische Umlauf in Stokkung gerathen, und dadurch die größten Nachtheile für das Land und den Staat entspringen. Die Bank muß also fortfahren, im Lande Zettel auszugeben; und, so lange ein auswärtiger Saldo zu bezahlen ist, werden die Anforderungeu zur Realisirung der ausgegebnen Zettel fortdauren.

Unstreitig hat die K. d' Esk. Unrecht gethan, dem König bald nach ihrer Einrichtung 70 Mill. zu borgen; und noch mehr Unrecht, bei dem letzten Darlehn von 25 Mill. an den Tresor eine solche Bedingung einzugehn, daß auch diese Summe ihr zur Last fiel. Denn sie wich dadurch von den Grundsätzen und der Absicht ihrer Stiftung ab, vermöge welcher sie bloß die Kommerzpapiere von Paris eskomptiren sollte. — Aber, wäre auch diese doppelte Operation unterblieben, so würde der Anlauf um klingendes Geld itzt doch immer größer, als ihr metallisches Vermögen sein. Hätte beides einander gleich bleiben sollen, so mußte die Kaisse eben so viel baares Geld im Kasten haben, als sie Zettel ausgab, und sie mußte keinen Zettel, sobald er realisirt war, wieder ausgeben. Wie hätte sie aber wohl unter diesen Bedingungen eine Dividende an ihre Aktionäre geben, oder ihre im Publikum gehabten Schulden einziehn können?

Dies

Dies vorausgesetzt, ist mein Urtheil über Nekkers vorhin angeführtes Räsonnement folgendes.

1) Daß die K. d'Esk. die ihr präsentirten Billete mit baarem Gelde realisirt, giebt ihr kein Verdienst, sondern ist ihre Schuldigkeit. Daß die Realisirung schwächer ist, als die ihr gemachten Anforderungen, ist gegen die von ihr übernommene Verbindlichkeit; und wenn gleich die Unmöglichkeit, hinlänglich zu realisiren, nicht von den Operationen der Kaisse, sondern von der itzigen Zahlungsbilanz Frankreichs herrührt, so kann doch weder der Stifter der Kaisse, noch der Minister der sie bestätigt hat, den Vorwurf des Leichtsinns von sich abwenden. Wäre es aber möglich, anitzt vollständig zu realisiren; so fällt auf die Direktoren der Verdacht entweder von Unwissenheit, oder von bösem Willen. Von folgenden Fällen muß nehmlich einer gelten. Es ist entweder eine wahre Unmöglichkeit, anitzt so viel Zettel, als verlangt wird, zu realisiren; oder es ist möglich. In jenem Fall ist die K. d'Esk. eine unsichere Anstalt; und es war von Seiten der Stifter sträflicher Leichtsinn, durch dieselbe dem Publikum etwas zu versprechen, was in gewissen Fällen nicht gehalten werden konnte. In diesem Fall kennen die Direktoren der Anstalt entweder die Mittel nicht, wie eine völlige Realisirung verschaft werden kann; oder sie wollen, um eines schnöden Eigennutzes willen, sich hinter die allgemeine Unruhe verstekken,

um

um ihr dem Publikum gegebnes Wort nicht pünktlich zu halten.

2) Da N. behauptet, daß die K. d'Esk. alles thue, was ihr möglich ist, und da er das Betragen der Direktoren dieser Anstalt entschuldigt und rechtfertigt; so muß er also wohl glauben, daß es itzt unmöglich ist, es besser zu machen. Wie kann er aber die Anstalt selbst loben, die innere Gebrechen haben muß? Wie kann er eine solche Anstalt für unentbehrlich halten?

3) Daß die K. d'Esk. verbunden gewesen wäre, andre Kassen, die Mangel gehabt hatten, auszuhelfen, weil sie sonst selbst verloren hätte: kann ich nicht verstehn. Wenn königl. Kassen kein Geld zu bezahlen hatten, so konnte die K. d'Esk. diesem Mangel anders nicht abhelfen, als daß sie den Kassen Billete gab. Dadurch ward aber ihre eigne Verlegenheit beim Realisiren vergrößert. Unterstützte sie die königl. Kassen nicht, so konnte aus dieser Nichtunterstützung kein größerer Anlauf an sie selbst entstehn.

4) N. gesteht selbst ein, daß die K. d'Esk. nicht bleiben könne, und will sie in eine Nationalbank verwandeln. Wir müssen freilich abwarten, nach was für Grundsätzen er diese neue Bank anordnen wird; wenn er aber behauptet, daß die Hauptsache darauf ankömmt, eine hinreichende Menge baaren Geldes zusammen zu bringen, um

reali-

realisiren zu können: so verspreche ich mir wenig Gutes von derselben. Jedoch, wir wollen nicht vor der Zeit urtheilen.

D. 4 Dezember.

LIV.

Der Beschluß der bisher beurtheilten Nekkerschen Rede vom 24 Sept. enthält eine dringende Ermahnung an die Nationalversammlung, die nöthige Ordnung herzustellen, damit die noch festgesetzten Abgaben wirklich entrichtet werden; und eine ans Herz gelegte Bemerkung, daß selbst die Ehre der Versammlung dabei interessirt sei, wenn, ungeachtet ihrer feierlichen und wiederholten Erklärung, die Gläubiger des Staats in ihren Schutz zu nehmen, doch Niemand zu der neuen Verwaltung Zutrauen haben wollte.

Diese Ermahnung hatte die gehofte Wirkung. Schon d. 25 Septemb. kam ein Schluß der Nationalversammlung zum Vorschein, worin alle bis itzt Statt gefundne und seither nicht namentlich aufgehobene Abgaben bis auf weiter bestätigt wurden. In diesem Dekret ward zugleich festgesetzt: daß die bisher privilegirten Personen für die letzten sechs Monate des laufenden Jahrs eben so taxirt werden sollten, als die übrigen Unterthanen; daß aber die dadurch eingehenden Summen dem Bürgerstand bei Bestimmung der Abgaben auf das J. 1790 zu gut kommen sollten. Auch

ward

ward festgesetzt, daß mit dem 1 Jänner 1790 alle bisher übliche Abfindungssummen wegfallen, und der Beitrag eines jeden nach dem allgemeinen Taxirungsgrundsätzen bestimmt werden solle.

LV.

Nekkers Rede selbst machte auf die Nationalversammlung einen großen Eindruk; und wie die Menschen überhaupt, besonders aber die Franzosen, sehr leicht von einem Extrem zum andern übergehn, so geschah es auch hier. Bisher hatte die Versammlung keinen Vorschlag von N. annehmen wollen, ohne ihn der strengsten Untersuchung zu unterwerfen; sie war so eifersüchtig auf ihre Autorität, daß sie bloß deswegen zu ändern, zu tadeln, zu verbessern schien, weil sie ihr Uebergewicht über N. beweisen wollte. Daher kam es denn auch, daß in Absicht auf die Finanzen entweder nichts geschah, oder fehlerhafte Maaßregeln ergriffen wurden. Nun aber kam die Versammlung in einen neuen Schwung: sie bewilligte blindlings alles, was N. gesagt und vorgeschlagen hatte; sie wollte nichts prüfen und untersuchen, und das ganze Dekret sollte sein, das festzusetzen, was Nekker angerathen hatte. Er bekam also den Auftrag, die von ihm gemachten Vorschläge in die gehörige Ordnung zu bringen, damit sie als Reichsgesetz dem König zur Bestätigung vorgelegt werden könnten. Einige Mitglieder der Versammlung dachten

dachten klein genug, um durch das blinde Zutrauen zu N. alle Verantwortung von sich weg auf ihn zu wälzen; der vernünftigere Theil aber hielt dergleichen Kunstgriffe für unanständig. — Kurz N. kam den 1 Oktober in die Versammlung, und legte den Entwurf zum Dekret vor. Dieser Entwurf war in die nehmlichen drei Theile getheilt, aus welchen die Rede bestanden hatte; ich werde daher bloß die Abänderungen berühren, worin er von der Rede abweicht.

1) Es werden die Maaßregeln angezeigt, wodurch das bis itzt Statt findende jährliche Defizit gehoben werden soll. Diese kennen wir schon aus Obigem; N. hat aber einen doppelten Zusatz angebracht. a) Ein Fundamentalgesetz: daß, wenn durch alle diese Verbesserungen und Vorschläge das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe noch nicht hergestellt wäre, man doch nothwendig dafür sorgen müsse, möchten die Mittel auch sein welche sie wollten, daß vom 1 Jänner 1790 an, von keinem Defizit bei den Finanzen mehr die Rede sei. b) Daß der durch Herunterseßung des Salzpreises verursachte Ausfall anderweitig gedekt werde, und daß, bei Aufhebung der Salzsteuer man zugleich auf eine andre eben so ergiebige Quelle denken müsse.

2) Die Grundsätze werden entwikkelt, nach welchen die außerordentliche patriotische Steuer aufgelegt und ausgeschrieben werden soll. Im

Ganzen kennen die Leser diese Steuer schon aus dem Vorigen. Von den nähern hier vorkommenden Bestimmungen sind folgende zu merken. Ein Drittheil der Steuer soll bis zum 1 April 1790, das andre Drittheil von da bis 1 April 1791, und das letzte von da bis 1 April 1792 erlegt werden. Wer die volle Steuer auf einmal erlegt, darf die gesetzmäßigen Zinsen des Vorschusses abziehn. Wer nur 400 L. jährliche Einkünfte oder noch weniger hat, kann geben was er will, ohne zur Erlegung des vierten Theils seiner Einnahme verpflichtet zu sein. Handarbeiter und Tagelöhner sind dieser Steuer gar nicht unterworfen; doch werden auch von diesen freiwillige Beiträge angenommen. Wenn der Nationalkredit so weit gestiegen ist, daß man zu 4 vom Hundert borgen kann, so soll diese patriotische Steuer zurükgezahlt werden; die Bezahlung geschieht aber nur an den der die Steuer erlegt hat, und nach seinem Ableben an eine von ihm dazu bestimmte Person: sind beide todt, so findet keine Rükzahlung Statt.

Ich lobe es, daß N. die Hofnung der Wiederbezahlung mit ins Spiel bringt; noch weit besser hätte er aber gethan, wenn er diese ganze Steuer in ein gezwungenes Darlehn verwandelt hätte. Wie er die Sache einleitet, wird die Hofnung der Wiedererstattung wenig Reiz in das Geschäft bringen. Sie soll erfolgen, wenn der Staat zu 4 vom Hundert borgen kann. Itzt kann er zu

5 und 6 vom Hundert noch nichts bekommen; wie entfernt zeigt sich also nicht jener Termin? An ein Darlehn zu 4 Prozent läßt sich in Frankreich nicht eher denken, als wenn der Marktpreis der mit 5 vom Hundert verzinseten Effekten 125 bis 130 ist. Itzt stehn diese Papiere 90; natürlich schließt also jeder, daß mehr als ein Menschenalter verstreichen wird, ehe eine solche günstige Revolution erfolgt. Die Wiederbezahlung geschieht aber bloß an den, der die Steuer erlegt hat, oder an dessen namentlich genannten Substituten; folglich an eine itzt lebende Person. Kann nun wohl Jemand von den itzt lebenden Menschen in Frankreich darauf bauen, diese Steuer wieder zu erhalten? Auch ist die Art, wie in jenem günstigen Zeitpunkt die Wiederbezahlung erfolgen soll, viel zu unbestimmt und schwankend angegeben, als daß irgend ein Sterblicher darauf Staat machen sollte.

3) Die Mittel werden angezeigt, wodurch man itzt bei dem unglaublichen Geldmangel neuen Zufluß von baarem, oder doch zum Umlauf tauglichen Gelde erhalten will. — Es soll dem König frei stehn, von der Kaisse d'Eskompte oder andern Finanzgesellschaften Vorschüsse zu nehmen, und dagegen Anweisungen auf den Ertrag der patriotischen Steuer oder auf andre sichere Einkünfte zu geben. Dies heißt mit einem Wort so viel, als: das Antizipiren soll eben so fortgesetzt werden,

als es bisher Statt gefunden hat. Ueber diese Operation habe ich schon verschiedentlich meine Meinung gesagt. Ich will auch hier nicht tadeln, daß N. den Betrag der patriotischen Steuer antizipirt; wenn er aber in seiner Rede vom 24 Septemb. diese Steuer deshalb vorschlägt, um das Antizipiren zu vermeiden, so widerspricht er sich hier offenbar.

Der Finanzausschuß soll mit dem ersten Finanzminister alle Vorschläge zu einer Nationalbank prüfen, und das Resultat der Untersuchung soll der Nationalversammlung vorgelegt werden. — Wir wollen also warten, bis wir diese Vorschläge erfahren.

Die Nationalversammlung ladet alle Einwohner Frnnkreichs ein, ihr Silber nach der Münze zu bringen, und berechtigt die Münzdirektoren, jede Mark Silber Pariser Probe mit 55 L. in Scheinen zu bezahlen, die sechs Monate ohne Zinsen laufen, und bei Erlegung der patriotischen Steuer als baares Geld angenommen werden sollen. Auf ähnliche Art wird der königl. Tresor berechtigt, bei dem Nationaldarlehn von 80 Millionen, die Mark Silber Pariser Probe zu 58 L. an Zahlungsstatt anzunehmen, jedoch daß alsdann die Befugniß wegfällt, die Hälfte des Darlehns mit Effekten, die 5 vom Hundert bringen, zu erfüllen. — Damit meine Leser die Aufopferung verstehn, die N. hierdurch den Münzstätten

und

und dem Treſor auflegt, bemerke ich folgendes. Die Mark feines Silber wird in den franzöſiſchen Münzſtätten, wenn man alle geſetzmäßige Remedien in Anſchlag bringt, zu 55 Livres, 7 Sols, 8 Deniers ausgeprägt. Das in Paris verarbeitete Silber ſoll nach dem Geſetz eine Feine von 11½ Deniers haben, und den Goldſchmieden iſt ein Remedium von 2 Grän geſtattet. Ungeachtet nun das Pariſer Silber in der That nur eine Feine von 11 1/6 bis 11 1/3 Deniers enthält; ſo will ich hier doch annehmen, daß alles anitzt nach der Münze und nach dem Treſor gebrachte Silber die geſetzmäßige Feine habe. Wenn alſo 1 Mark fein Silber in der franzöſiſchen Münze 55 L. 7 S. 8 D. gilt, ſo gilt 1 Mark Silber Pariſerprobe 52 L. 13 S. 10 D. Folglich giebt die Münze, wenn man auch gar keine Münzkoſten rechnet, für die Mark Pariſer Silber 2 L. 6 S. 2 D. mehr, als ſie daraus ſchlagen kann; und der Treſor giebt für die Mark Pariſer Silber 5 L. 6 S. 2 D. mehr, und muß noch wenigſtens die Münzkoſten an die Münze vergütigen. Der Gewinn des Silberlieferanten, der mit Silber die patriotiſche Steuer abführen will, iſt alſo ungefähr 5 vom Hundert; und der Gewinn davon bei dem Nationaldarlehn ungefähr 10 vom Hundert. Dieſen doppelten Gewinn verliert der Staat; und wir wollen die Folgen in beiden Fällen entwikkeln.

In Abſicht der Steuer heißt dieſe Beſtimmung des Silberpreiſes ſo viel: der Staat will ſich einen Abzug von 5 vom Hundert gefallen laſſen, wenn man die Steuer in nach Pariſer Probe verarbeitetem Silber abführt. Wahrſcheinlich will N. dadurch die Einwohner Frankreichs lokken, ihr Silbergeſchirr in die Münze zu bringen; und will durch den hohen Preis bei der Annahme ihnen einen Erſatz für die Koſten der Verarbeitung des Silbers geben. Ich will denn zu dieſem Spiel weiter nichts ſagen: weil der Verluſt, den der Staat dabei macht bloß negativ iſt, und erſt dann poſitiv werden würde, wann es dereinſt an ein Wiederbezahlen kommen ſollte.

Aber in Abſicht des Nationaldarlehns von 80 Mill. geſtattet N. denen, die das Darlehn in Pariſer Silber geben wollen, einen Abzug von 10 vom Hundert. Er verzinſet alſo den Silberlieferanten $90\frac{10}{11}$ ℔ jährlich mit 5 ℔; und giebt ihnen in höchſtens 10 Jahren für die wirklich von ihnen gelieferten $90\frac{10}{11}$ ℔ 100 ℔ zurük. Der Zinſenfuß iſt alſo dadurch wirklich auf $5\frac{1}{2}$ vom Hundert erhöht; und wenn man das erhöhte zurükzuzahlende Kapital in Anſchlag bringt, ſo nutzt der Silberlieferant ſein Kapital, wenn er im erſten Jahr bezahlt wird, ungefähr zu 15 vom Hundert, und wird er im letzten Jahr bezahlt, zu beinahe $6\frac{1}{2}$ vom Hundert. Liegt nicht hierin der Grund zu einem neuen Defizit; und muß nicht wieder

eine

eine neue Geldquelle ausgedacht werden, um dies Defizit zu dekken?

Nekker hat in seinen ehemaligen Schriften über die Französischen Finanzen mit Wahrheit gegen alle Prämien bei Silber=und Goldlieferungen geeifert, und das Widersinnige davon mit größter Deutlichkeit dargestellt. Wie kommt er also itzt auf dergleichen übertriebne Prämien? und was soll man von einem Manne denken, der anders handelt, als er seiner Ueberzeugung nach denkt? Entweder sind seine ehemaligen Grundsätze nicht richtig, oder er hat itzt den Kopf verloren, und nimmt seine Zuflucht zu schwindelnden Hülfsmitteln. Ich bedauere N., weil er, als ein höchst eitler Mann, die Verlegenheit, woraus er sich zu reißen außer Stand sieht, doppelt fühlen muß. Zwar wird die Schädlichkeit dieser Prämien, die N. itzt bewilligt, nicht jedem gleich so fühlbar sein, als wenn sie mit baarem Geld von Seiten der Münze und des Tresors bezahlt werden sollten; allein im Ganzen, in Rükſicht auf die Finanzen des Staats ist die Wirkung die nehmliche. Gesetzt, die patriotische Kontribution betrüge 250 Mill., würde aber mit Pariser Silber nach obiger Bedingung erlegt; so entsteht dadurch ein Ausfall von 12½ Mill. in der Totalität. Gesetzt die 80 Mill. des Nationaldarlehns würde dem Tresor mit Pariser Silber gegeben; so wird die wahre Einnahme um 8 Mill. vermindert,

welche fehlende Millionen doch nicht nur verzinst, sondern innerhalb 10 Jahren den Silberlieferanten baar ausgezahlt werden müssen.

Wird denn aber dieser forcirte Silberkauf den Nutzen bringen, welchen N. sich davon verspricht? Er will dadurch nehmlich dem Mangel an baarem Gelde abhelfen. Dieser Mangel rührt her, weil viele Einwohner Frankreichs das baare Geld versperren, und weil die Zahlungsbilanz gegen Frankreich steht. Was das erste betrift, so dünkt mich, werden diejenigen, die ihr Geld im Kasten aus Mißtrauen versperren, auch ihr Silber nicht hergeben wollen. Und die nachtheilige Zahlungsbilanz wird, wenn sie fortdauert, auch alle neu ausgeprägte Münzen mit fortnehmen; worauf das Elend um nichts vermindert, ja noch größer sein wird, weil das kleine Hülfsmittel des silbernen Hausraths nicht mehr vorhanden ist. — Bis itzt daurt die nachtheilige Bilanz für Frankreich noch fort; und ich befürchte also, daß die neuen Münzen dort nur sehr kurz verweilen werden.

D. 5 Dezemb.

LVI.

Dieser Nekkersche Entwurf vom 1 Oktober ward nun in der Nationalversammlung in allen wesentlichen Punkten angenommen; und d. 6 Oktober erfolgte das Dekret der Versammlung über die

die patriotische Steuer. Da dasselbe die Grundlage der nun zu erwartenden Finanzoperation ist, so will ich dessen Inhalt anzeigen; aber nur kurz, weil die Hauptsachen den Lesern aus dem Vorigen schon bekannt sind.

In der Einleitung heißt es: die Versammlung habe die Finanzberechnung des Ministers vom gegenwärtigen und dem künftigen Jahre in Erwegung gezogen. Sie erkennt es für ihre erste Pflicht, theils das Volk über die Furcht zu beruhigen, daß seine Last in Zukunft noch größer werde, theils den Staatsgläubigern ihre Forderungen zu garantiren; und sie glaubt beides zu erreichen, wenn sie durch zwekmäßige Ersparung bei den Ausgaben, und durch Vermehrung der bisherigen Einkünfte, das feststehende Defizit völlig wegschafte. Sie hat daher beschlossen, von itzt bis zum 1 Jänner 1790 folgende Ersparungen, welche an 36 Mill. betragen, anzuordnen (behält sich aber vor, bei näherer Untersuchung aller Gegenstände noch mehrere anzubringen): Bei

dem Kriegsdepartement	—	L. 20,000,000
Departement der auswärt. Geschäfte		1,000,000
Hofstaat des Königs und dessen Brüder		8,000,000
Pensionen, neue Ersparung	—	6,000,000
Ausgabe zu den königl. Stutereien		814,000
Zusammen		L. 35,814,000

Ferner sollen die drittehalb Millionen, die bis itzt der Geistlichkeit zu Bezahlung ihrer Schulden

gegeben worden, in Zukunft wegfallen. — Dadurch, daß künftig Adel und Geistlichkeit gleichen Abgaben mit dem Bürgerstande unterworfen sind, und daß keine Abfindungssummen mehr gestattet werden, sind die Provinzen in den Stand gesetzt, eine bisher dem Tresor zur Last fallende Ausgabe von 15 Mill. (man s. oben im Nekkerschen Vorschlag, LI, Nr. 10.) zu übernehmen, ohne daß die Unterthanen stärkere Abgaben als bis itzt entrichten dürfen. — Hierdurch und durch manche andre Mittel, die aus der Nekkerschen Rede bekannt sind, und die nach und nach genauer geprüft werden sollen, wird das ganze bisherige Defizit der Finanzen wegfallen.

Die Nationalversammlung übernimmt daher die feierliche Verbindlichkeit, den Ertrag der öffentlichen Einkünfte jederzeit im gehörigen Gleichgewichte mit den festgesetzten und bewilligten Ausgaben des Staats zu erhalten; und da etliche zu lästige Auflagen schon gemäßiget sind, und einige in der Folge ganz wegfallen sollen, so verspricht sie, an deren Stelle andre weniger lästige festzusetzen. — Weil aber die außerordentlichen Bedürfnisse des itzigen und folgenden Jahrs, und die dringende Verlegenheit des gegenwärtigen Augenbliks, außerordentliche Summen erfordern, und neue Darlehne das jährliche Defizit vergrößern würden, so hat die Nationalversammlung folgende Beschlüsse genommen:

1) Alle

1) Alle Einwohner des Reichs, die nicht in einem der folgenden Artikel bestimmt ausgenommen sind, sollen eine außerordentliche Steuer entrichten, die nur einmal erlegt wird und unter keinerlei Vorwand wiederholt werden darf.

2) Diese patriotische Steuer besteht in dem vierten Theil der reinen Einkünfte, nach Abzug aller davon zu entrichtenden Abgaben, Zinsen und Renten, in Drittehalb vom Hundert von dem Werth aller goldnen und silbernen Geschirre und Kostbarkeiten, und in Drittehalb vom Hundert von allen Kassenbeständen an baarem ausgemünztem Gelde.

3) Die Nationalversammlung verläßt sich auf die Ehrliebe und das Gewissen der Franzosen, und überläßt also jedem, sich nach der festgesetzten Proportion, oder nach einer noch stärkern, zu taxiren.

4) Die Bestimmung des Beitrags geschieht bei der gewöhnlichen Obrigkeit des Orts.

5) Kaufleute und andre Bürger in einigen Städten, die ihre gewöhnliche Steuer als ein besonderes Korps erlegen, behalten auch dieses Vorrecht bei der patriotischen Steuer.

6) Personen, die außerhalb Landes sind, schikken ihre Erklärung an die gewöhnliche Obrigkeit ihres hauptsächlichen Wohnorts ein, oder bevollmächtigen einen Einwohner Frankreichs, die Erklärung in ihrem Namen zu machen.

7) Die Erklärungen der einzelnen Bürger müssen insgesamt vor dem ersten Jänner 1790 an die Behörde ausgestellet sein.

8) Un-

8) Unverzüglich soll ein vollständiger Etat angefertigt werden, worauf man den Ertrag der Steuer nach den Deklarationen beurtheilen kann.

9) Jede Obrigkeit muß über diese Steuer besondre Bücher führen.

10) Die Ober- und Untereinnehmer für die gewöhnlichen Steuern sollen auch diese von den Steuerpflichtigen einziehen, damit alle Hebungskosten vermieden werden.

11) Das Drittheil der Steuer soll bis 1 Apr. 1790, das andere Drittheil bis dahin 1791, und das letzte bis 1. Apr. 1792 erlegt werden.

12) Wer seine ganze Steuer auf einmal bezahlt, hat das Recht, die gesetzmäßigen Zinsen des dadurch geleisteten Vorschusses abzuziehen.

13) Alle Einwohner, die nur 400 Liv. reine jährliche Einkünfte haben, desgleichen alle Hospitäler und Hospitaliten, sind an keine Proportion gebunden; es steht ihnen frei, zu geben was sie wollen.

14) Tagelöhner und Handarbeiter, die kein eigenes Vermögen haben, sind ganz frei; indessen soll auch von ihnen eine freiwillige Gabe nicht verschmäht werden.

15) Im April 1792 sollen alle Rechnungen und Bücher geschlossen werden, und jede Obrigkeit sie versiegelt bis zu dem im gleichfolgenden Artikel bestimmten Zeitpunkt verwahren.

16) Wenn

16) Wenn der Nationalkredit bis dahin gestiegen ist, daß man gegen eine Rente von vier vom Hundert Darlehen erhalten kann, so soll die itzt erlegte patriotische Steuer wieder zurükgezahlt werden.

17) Die Wiedererstattung geschieht nur an den, der die Steuer erlegt hat, oder an eine von ihm namentlich bestimmte Person. Sind diese beiden Personen todt, so bleibt die Steuer ein Eigenthum des Staats.

18) Die Obrigkeit jedes Orts muß vom Fortgang der Steuer an die Provinzialversammlungen berichten; diese statten ihren Bericht an einen engern Ausschuß ab, der aus dem ersten Finanzminister und einigen Kommissarien bestehen wird.

19) Die Nationalversammlung überläßt es dem König, ob und welche Bedingungen er mit der Kaisse d'Eskompte, oder andern Finanzgesellschaften eingehen will, um den Vorschuß dieser Steuer oder anderer öffentlichen Abgaben von ihnen zu erhalten.

20) Der Finanzminister soll mit dem Finanzausschuß die Vorschläge zu einer Nationalbank untersuchen, und das Resultat davon der Versammlung vorlegen.

21) In den Münzstätten soll eine Mark Silber Pariser Probe mit 55 Liv. bezahlt werden; und zwar in Scheinen, welche sechs Monate ohne

Zinsen

Zinsen laufen, und die bei der patriotischen Steuer als baar Geld angenommen werden.

22) Im Tresor wird die Mark Silber Pariser Probe zu 58 Liv. angenommen, wenn man damit zu dem Nationaldarlehn von 80 Millionen beitragen will; doch fällt in diesem Falle die Begünstigung weg, die Hälfte des Beitrags in Effekten, die 5 vom Hundert tragen, zu entrichten.

LVII.

Man kann leicht denken, daß itzt in Frankreich tausend und abermal tausend Projekte gemacht werden, um den Finanzen aufzuhelfen. Die Leser der Monatsschrift werden zwar weder verlangen, noch erwarten, daß ich sie damit unterhalte; indessen will ich doch ein paar anführen. — Es hat eine Dame vorgeschlagen, daß 10 Millionen Einwohner von Frankreich ein freiwilliges Geschenk, jeder von 860 L. an den Tresor abliefern sollen. Das wäre denn die kleine Summe von 8600 Mill., die nun freilich hinreichte, um alle Schulden Frankreichs zu bezahlen, und dem König den größten Schatz an baarem Gelde zu verschaffen. Nur Schade, daß die zehen Millionen Menschen fehlen, die den Beitrag leisten können und sollen; Schade, daß so viel Geld selbst nach den übertriebensten Angaben in Frankreich nicht ist, als dadurch zusammengebracht werden soll.

Ein

Ein Anderer hat das Projekt gemacht, alle silberne Schuhschnallen an den Tresor abzuliefern. Er berechnet zwei Millionen Menschen, die dergleichen tragen; jedes Paar Schnallen schlägt er im Durchschnitt auf 20 Liv. an; und siehe da, das Cadeau von 40 Mill. für den Tresor ist fertig. Diese Idee ist zwar im Ganzen nicht ausgeführt; sie muß aber Beifall finden, weil die Zeitungen melden, daß die 1200 Deputirte zur Nationalversammlung ihre Schnallen überreicht haben, und daß itzt gar keine silberne Schuhschnallen, sondern bloß kupferne und hörnerne zum Verkauf in den Kramläden angetroffen werden.

Ein Dritter hat vorgeschlagen, ein ganzes Jahr hindurch alle Woche einen Fasttag anzuordnen, und die dadurch ersparten Lebensmittel zum Vortheil des Tresors zu verkaufen. Dieser sinnreiche Kopf muß wahrscheinlich von dem Nutzen der Hungerkur etwas gehört haben.

LVIII.

Bald hätte ich vergessen anzuzeigen, daß Necker den 1 Okt., als er den Entwurf zum Beschluß der Nationalversammlung vorlegte, zugleich erklärte: daß Er an seinem Theile hundert tausend Liv. zur patriotischen Steuer beitragen wolle, und daß diese Summe weit größer sei, als das angenommene Verhältniß erfordert. Ich bemerke hierbei

1) Daß

1) Daß Nekker dadurch wieder einen neuen Beweis von seiner ungemessenen Eitelkeit abgiebt, daß er den Beitrag seiner patriotischen Beisteuer in der Nationalversammlung bestimmt. Im Gesetz ist befohlen, daß jeder seine Erklärung über die Stärke seines Beitrags bei der gewöhnlichen Obrigkeit seines Wohnorts eingeben soll. Wie kommt N. also dazu, diese Erklärung in der Nationalversammlung zu thun?

2) Daß die Nationalversammlung diesen Ausfall der Nekkerschen Eitelkeit, eben so wie alle dergleichen bisherige Ausfälle, ganz mit Stillschweigen übergeht.

3) Daß diese ganze Bestimmung seines Beitrags eine sehr gleichgültige Sache für das Publikum ist. Denn, was liegt uns, und selbst den Einwohnern Frankreichs, daran, ob der einzelne Mann, Nekker, 50, oder 100,000 L. zur patriotischen Steuer beiträgt?

4) Daß seine Eitelkeit unheilbar zu sein scheint, da er, nach allen ihm widerfahrnen Kränkungen, doch noch immer sein werthes Ich in alle Geschäfte einmischt.

Berlin, den 6. Dezember 1789.

An meinen lieben seligen Arnold Schmid,

geb. 1716, gest. d. 16. Nov. 1789 zu Braunschweig.

Ach! Arnold! der Du nun bei Deinem Lessing bist!
Nun endlich, endlich nun, sag' uns, was Wahrheit ist!

Nun weißt Du's! — Wahrheit nachzustreben,
Gab Dir Dein Schöpfer langes Leben;
Und bis ans Ende strebtest Du
Der Wahrheit, Deinem Ziele, zu!
Warst uns Exempel, Arnold! Zweifel
Umringten, plagten uns, wie Teufel;
Du lachtest ihrer, lachtest Spott,
Und sagtest: Wahrheit weiß nur Gott!
Sagst Du das noch, dann hilft kein Fragen.
Dann kannst Du, itzt noch nicht, uns sagen
Uns Zweifelnden: was Wahrheit ist.
Du kannst's nicht, weil Du Gott nicht bist!
Und also, Freund, verklärter Geist!
Was Wahrheit ist und Wahrheit heißt:
Das weißt Du noch nicht! Aber näher,
O Du der Wahrheit treuster Späher,
Hier, und auch dort, bist Du dem Licht;
Und Gott sein, Gott sein, willst Du nicht!

Und also, Freund, ist wohl das Beste:
Daß wir Dich lassen, wo Du bist;
Fortleben noch die kleinen Reste
Des Lebens hier; was Wahrheit ist,
Nachforschen; nicht erforschen wollen,
Was wir in Ewigkeit nicht sollen;
Aufsehn zum Himmel; und uns freu'n,
In Hofnung, bald bei Dir zu sein.

Halberstadt. Gleim.

4.

Bemerkungen über die Sittenveränderungen in Europa.

(Fragment aus dem bald herauszugebenden Bande der Brittischen Annalen, der die Geschichte des Jahrs 1789 enthält).

Das Studium der Sitten naher und ferner Völker ist eine der großen Eigenheiten unsers Jahrhunders, ist eines erleuchteten Zeitalters und aufgeklärter Nationen würdig. Nie sah man so viel Reisende, selbst vom höchsten Stande, in allen Ländern von Europa; nie wurden so begierig Reisebeschreibungen gelesen, und über die darin enthaltenen Thatsachen kommentirt, als itzt. Der menschliche Geist wird durch diese philosophische

Erd-

Erdkunde freier von Vorurtheilen; vergißt die Mährchen der Ammen, die nur zu oft selbst kluge unterrichtete Menschen mit ins Grab nehmen; vergißt die Sentenzen unwissender Pedanten, verlacht die sonst gehegten einseitigen Meinungen über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens, und vertauscht seine engbrüstige Philosophie gegen diejenige erhabene, göttliche, die die ganze Geisterwelt umfaßt.

Die höchstwohlthätigen Wirkungen dieser Kenntnisse äußern sich durch Weisheit, Edelmuth und Philanthropie in zahllosen Handlungen, sowohl in den Kabinetten der Monarchen, als im Privatleben der Menschen aus allen Ständen, ja selbst mitten in grausamen Kriegen. Wenn Ludwig XVI in den blutigsten Tagen der Amerikanischen Fehde Befehl ertheilt, die Entdekkungsschiffe des großen Cook ruhig fahren zu lassen, ja ihnen im Nothfall sogar Hülfe zu leisten; wenn eben dieser Monarch seinen ganzen Einfluß bei Tippo Saib anwendet, um die unrechtmäßig aufbehaltenen englischen Gefangenen in Freiheit zu setzen, und zwar zu eben der Zeit, da wegen der Holländischen Unruhen ein Krieg zwischen Frankreich und England auf dem Punkt ist auszubrechen, zu eben der Zeit, da man die Besatzungen auf St. Moritz und in Pondischery sorgfältig verstärkte; wenn der Spanische Feldherr Crillon, mitten unter dem Bombenwerfen, dem Vertheidiger von Gibraltar

durch die Belagerung kostbar gewordne Lebensmittel als Geschenke zusendet; wenn Preussens Friedrich gefangne Feldherren, über die er sich sehr zu beklagen hatte, an seine königliche Tafel zieht; wenn besiegte Türken zum Lohn ihrer Unmenschlichkeit, anstatt der Ketten, von ihren Ueberwindern mit Gastmählen empfangen werden; wenn Braunschweigs Ferdinand, groß als Heerführer, noch größer als Mensch, einer Menge edler geplünderter Franzosen ihren Verlust durch sinnreich ausgetheilte Kostbarkeiten ersetzt; wenn der Britte Howard sein Leben zubringt, um aus Einem Gefängniß in das andre zu kriechen, und über Berge und Meere Lazarethe und Pesthäuser aufzusuchen; wenn der Allerkatholischste König dem protestantischen Prediger Robertson Manuskripte aus seiner Bibliothek zum Behuf einer Geschichte seines Reichs zuschikt; wenn Roms Bannstrahlen, sonst gefürchteter als Jupiters Donnerkeile, itzt zu den verrufensten Priesterkünsten gehören; wenn Regenten, selbst in Italien, der päpstlichen Gewalt Gränzen anweisen, und mit kühner Hand den seit tausend Jahren gewurzelten und durch stumpfen Aberglauben geheiligten Baum des Mönchthums antasten; wenn die Folter abgeschaft, die Todesstrafen vermindert werden, und die Ketzerverfolgungen fast aller Orten aufhören; wenn das englische Kabinet die durch Geschiklichkeit, Muth und Geld höchst mühsam und gefährlich gemachten.

ten Entdekkungen in unbekannten Meeren — sonst Staatsgeheimnisse, die schon Karthago lehrte, für neue Entwürfe des Handels und des Krieges als Sibyllenbücher aufzubehalten — allen Nationen aufdekt; wenn brittische Sozietäten mit der Regierung wetteifern um Erdentdekkungen zu machen, nicht aus Handelsabsichten, sondern zur Belehrung der Welt; wenn endlich das brittische Parlament große Preise auf Erfindungen setzt, die für alle aufgeklärte Völker der Erde wohlthätig sind: so haben wir es der erweiterten Völkerkunde, und der neuen alles umfassenden Philosophie zu verdanken, die man in Deutschland Aufklärung nennt: ein den veredelten Zustand der Menschen bezeichnendes Wort, das würdige Schriftsteller mit Ehrfurcht gebraucht, elende Skribenten dagegen gemißbraucht haben.

Diese Sittenverfeinerung ist nicht allein das Attribut großer und kleiner Landesherrscher und der höhern Stände; sie ist selbst bei den niedrigen Volksklassen in den meisten Ländern Europens merkbar. In Venedig hat der indiskrete politische Schwätzer nicht mehr den Tod, sondern bloß Verbannung zu befürchten. In Rom darf der rohe Protestant in den Kirchen ungestraft lachen, wenn ihm ernstliche Erinnerung an seine Unanständigkeit und Verachtung keine Strafe dünken. In Portugal und Spanien speit man nicht mehr aus, wenn man einen sogenannten Kätzer erblikt.

In Deutschland fängt man an, die Juden als Mitmenschen zu betrachten. Ja selbst in England ist der Pöbel gesitteter, und das Insultiren desselben in den Straßen großer Städte, sonst eine gewöhnliche brittische Sitte, ist sehr selten geworden. Eben der Engländer aus den höhern Volksklassen, der seine Stimme an den Meistbietenden verkauft, trägt kein Bedenken, mit einer Unbequemlichkeit eine wohlthätige Handlung zu begehn, sogar einen ansehnlichen Theil seines Vermögens dem Patriotismus aufzuopfern.

Diese Fortschritte in der Verfeinerung der Sitten sind aber auch mit der Weichlichkeit genau verbunden. Die Männer sind itzt durch Tracht und Geberden, mehr als in irgend einem Zeitraum der Vorwelt, den Weibern ähnlich. Sie tragen ihre Haare lang gekräuselt, mit Mehl bestreut, und von Wohlgerüchen düftend; sie verdikken und verlängern sie durch geborgte Lokken; sie legen die zu den Schuhen und Kniegürteln gehörigen Schnallen als unbequem bei Seite, und bedienen sich an deren Statt seidner Bänder; ihre Hände bekleiden sie mit Handschuhen; ihre Zähne werden nicht bloß geputzt, sondern weiß gemacht, und ihre Gesichter gemalt. Die Männer entwöhnen ihre Füße vom Gehn, und fahren wo sie nur können; sehnen sich nach weichlichen Speisen, nach bequemen Polstern, und sanften Lagerstätten. Um auch den Weibern an Putz

nichts

nichts nachzugeben, so müssen feine Leinewand und Spitzen zum täglichen Gebrauch dienen; sie umgürten sich mit Uhren, und bedekken die Finger mit Ringen. Nie waren in der Welt, nach dem Urtheil der gelehrtesten Aerzte, die Krankheiten so häufig wie itzt; nie gab es mehr kränkelnde, verzärtelte, entnervte Menschen. Der Kodex des Wohlstandes wird immer vermehrt; man schämt sich der natürlichsten Dinge: so daß sogar in feinen Gesellschaften eine laute männliche Sprache für unanständig, und ein lautes Lachen für pöbelhaft gehalten wird.

Der Geist aber, der mitten unter diesen Verfeinerungen, unter diesen Gesetzen der Aufklärung und der Mode, im Staatsrath aller Europäischen Könige itzt den Vorsitz hat und die Entwürfe der Minister lenkt, ist der Handel, dessen Beförderung oft alles nachstehen muß. Nicht sowohl die Begierde nach Geld, als die Nachahmungssucht, und vorzüglich der Ehrgeiz, sind hierbei die mächtigen Triebfedern. Dieser letztere kann nur durch große immer Krieg drohende Heere befriedigt werden, und der Nerv ihrer Bewegungen ist Geld. Ueberdem haben Männer von Genie durch die stärksten Gründe bewiesen, daß der Reichthum und die Stärke der Nationen bloß durch die bei denselben herrschende Industrie bestimmt werden kann. — —

Berlin. von Archenholz.

5.

Hanway.

Dieſer edle Mann gleicht ſeinem Landsmanne Howard (man ſ. Oktob. und November 1789) auf mehr als eine Art: durch ſeine weiten Reiſen, ſeine Wohlthätigkeit, und die beſtimmte Auswahl einiger Klaſſen hülfsbedürftiger Menſchen, um dieſelben mit aller Wirkſamkeit ſeines eignen Vermögens und ſeines Anſehns bei Andern zu unterſtützen. — Er ſtarb d. 5 Septemb. 1786 in hohem Alter, oder, wie er kurz vor ſeinem Tode ſchrieb, „begünſtigt vom Himmel mit einem lan„gen Leben voll beſtändiger Arbeit“ *). Er ward allgemein verehrt; man nannte ihn: den Menſchen- und Jugendfreund, den Freund und Vater der Armen. Es ward Subſkription zu einem Monumente für ihn eröfnet; und daſſelbe zwei Jahre nachher, d. 24 Jun. 1788, in der Weſtminſterabtei zu London ihm errichtet. — Es iſt ſüß und ſeelenerhebend, ſich mit ſolchen edlen Menſchen, und der allgemeinen Schätzung die ſie erfahren, zu beſchäftigen. Auch beweiſen ſolche Beiſpiele, was freilich Vernunft und Nachdenken uns ſchon

*) A ſtorm-beaten antient man, favour'd by Heaven with a long life of inceſſant toil, at length tired, and inclined to go to reſt.

schon lehren kann: daß unsre Zeiten nicht so verderbt und kraftlos und entartet sind, als gewisse Sophisten uns bereden wollen, die alles übertreiben, alles verkehrt stellen, und, ihr höhnisches Verspotten andrer ehrlichen Leute abgerechnet, eben selbst nicht viel zur Verbesserung der Welt beitragen. Denn gesetzt auch, daß leider, worüber Hr. Schlosser so bitterböse ist, die Berlinische Monatsschrift mehr gelesen wird, als seine gründlichen und vorzüglich sehr billigen Widerlegungen derselben; so ist darum doch noch nicht alle Tugend von der Erde gewichen.

Jonas Hanway Esq; war Kaufmann in London. Im J. 1729 machte er eine Reise nach Lissabon, wo er mehrere Jahre blieb. Im Febr. 1743 trat er in Kompanie mit dem Englischen Hause Dingley zu Petersburg, und reiste selbst im April von London über Riga dahin. Damals hatte die Russische Handelsgesellschaft der Engländer große Erwartungen von einem Persischen oder Kaspischen Handel, der aber nachher gänzlich einging. Hanway ward von der Englischen Faktorei nach Persien abgeschikt; er führte eine Karavane von Englischen Tüchern, und reiste mit derselben den 1 Sept. des zuletztgenannten Jahrs von Petersburg ab. Er ging über Moskau, schifte sich auf der Wolga bei Zarizin ein, kam nach Astrakan, fuhr das Kaspische Meer herunter, und betrat den Persischen Boden. Hier wüthete der

durch Schach Nadir erregte innere Krieg aufs heftigste. Hanway ward bei einer ausbrechenden Rebellion mit geplündert, sollte als Sklave weggeführt werden, u. s. w.; er reiste hernach ins Lager des Schach Nadir, erhielt alles wieder und Genugthuung dazu. Er durchreiste mehrere Gegenden des großen Persiens, und kehrte, nach einer Abwesenheit von 1 Jahr und 4 Monaten, mit einer Karavane von Seide nach Petersburg zurük. Von da trat er im Jul. 1750 seine Rükreise ins Vaterland an, die er zu Lande durch Preußen, Sachsen, Hannover, Westfalen, Holland machte; am Ende Oktobers war er wieder in England.

Die Beschreibung dieser Reise gab Hanway im Januar 1753 *) heraus. Ein sehr wichtiges Werk für die Geographie, Geschichte, und Handlungswissenschaft. Man sieht allenthalben den erfahrnen, durch Geschäfte und Weltkenntniß gebildeten, Mann, dem auch die Wissenschaften nicht fremd sind; dabei den tiefdringenden Beobachter, der in kleinscheinenden Umständen das Wichtige zu finden

*) An historical account of the British trade over the Caspian Sea; with the Author's Journal of travels from England to Russia into Persia, and back throught Russia, Germany, and Holland. To which are added the revolutions of Persia during the present Century, with the particular history of the great

finden weiß, und immer auf das wirklich Wichtige geht; den politisch-freien Denker, und den unparteiischen Beurtheiler; vorzüglich aber den höchst moralischen und religiösen Mann, den wahren warmen Menschenfreund. — Hauptsächlich war seine Absicht, den Kaspischen oder Persischen Handel für England zu beschreiben; weshalb er auch Plane, Nachrichten, Reiserouten u. s. w. von andern Engländern in diesen Gegenden, beibringt. Und eben diese Nachrichten, nebst seinen eignen, klären ungemein viel über die Erdbeschreibung, Statistik, und neuere Geschichte der Tataren, Kalmükken, Perser, Afganen, u. s. w. auf. Er war zu einer sehr interessanten Periode in Persien; sein Geschäft zwang ihn, mit vielerlei Personen, auch des höchsten Standes, Umgang zu suchen; sein langer Aufenthalt an Ort und Stelle, seine Wißbegierde, und der ihm ganz eigenthümliche Fleiß setzte ihn in Stand, wichtige und sonst in Europa unbekannte Nachrichten zu erfahren. Und so hat die Geschichtsforschung es mit großem Dank erkannt, daß er fast die Hälfte seines angeführten Werkes der Erzählung von den neuern Revo-

great usurper Nadir Kouli. Mit vielen Karten und Kupfern; in 4 Bänden. Das Werk ist nachher sehr oft gedrukt; ich habe die dritte Ausgabe, London 1762, in 2 Quartbänden vor mir. — Deutsch übersetzt ist es erschienen: Hamburg und Leipzig, 1754, 2 Theile in 4.

Revolutionen des Persischen Reichs gewidmet hat. — Auch seine Schilderungen und Bemerkungen von Ländern, die uns näher sind und die wir selbst kennen, haben ungemein viel Anziehendes; und ich gestehe gern, daß ich bei dieser Gelegenheit aufs neue mit großem Interesse und selbst mit Rührung die Beschreibung seines Aufenthalts in Berlin gelesen habe *). Er war im August 1750 hier. Einzelne kleine Unrichtigkeiten abgerechnet, die man jedem Fremden, zumal einem Ausländer, verzeihen muß: hat er doch im Ganzen sehr gut gesehn. Er hat den vortreflichen Geist unsers ganzen Landes und aller unsrer Einrichtungen, der auf Fleiß und Oekonomie und Ordnung beruht, richtig gefaßt und geschildert. Er hat vorzüglich den Charakter Friedrichs des Großen mit Einsicht und edler Wärme gezeichnet; obgleich zwei Dinge, die er bei dieser Gelegenheit selbst anführt, ihn parteiisch gegen den König machen konnten: das Freiheitsgefühl eines Engländers gegen jede etwas unbeschränkte Monarchie; und die Meinung, daß Friedrich im politischen System den Engländern nicht geneigt sei.

So

*) Vol. I, Pag. 410—431. — Ich finde, daß der Uebersetzer andrer Meinung gewesen ist: er hat (B. I. S. 415) Hanways Bemerkungen über Deutschland ganz ausgelassen. Es ist wahr, daß „unvollständige und unrichtige Nachrichten darin vor-

So machte sich Hanway als Schriftsteller und auch um entfernte Leser verdient. In seinem Vaterlande aber wandte er die Früchte seines Vermögens, seines Handels, und seiner noch fortgesetzten Reisen auf das wohlthätigste an; oder vielmehr: er setzte Reisen, Handel, und seine ganze mühvolle Beschäftigug fort, um immer mehr Vermögen zum wohlthätigen Verwenden zu haben. — Vorzüglich lag ihm die Unterstützung der armen Jugend sehr am Herzen. Auch muß wohl jeden Menschenfreund der Anblik einer in Elend aufwachsenden, oder vielmehr in Elend umkommenden, Generation rühren; und wem thätiges Wohlwollen das Herz beseelt, der wird leicht den Gedanken fassen, daß wenn ältere Bettler und Arme oft schon zu tief gesunken und zu verderbt sind, doch die Kinder noch wohl zu retten wären. Hierzu wandte Hanway alles mögliche an. Er erforschte genau den traurigen Zustand des Elends und der Unwissenheit, er sann auf Mittel zu deren Abstellung, er forderte die Obrigkeiten auf — eine wichtige Schrift von ihm schildert den Mangel der Polizei

„vorkommen, und daß die„ (über ihr Vaterland gut unterrichteten) „Deutschen in dem, was ja „noch darin richtig sein sollte (was darin richtig „ist), nichts (eben nicht viel) Neues antreffen „würden.“ Indeß, gestehe ich, mir war es interessant, zu sehn wie ein einsichtsvoller Mann über wichtige mir auch sonst wohl bekannte Dinge urtheilt.

Polizei als die Urſache der Immoralität *) — er entwarf Plane zu gemeinſchaftlichen Beiträgen vermögender Perſonen, er ſchloß ſich an andere Geſellſchaften und Inſtitute an; er hielt ſich nicht (wie ſeinwollende Philoſophen itzt affektiren) zu vornehm, in Zeitungen und andern fliegenden Blättern aufzutreten; kurz, die Sache der leidenden Menſchheit fand ihn immer thätig: er legte auf alle Weiſe Hand an.

Ihm verdanken mehrere tauſend Kinder die Erhaltung ihres Lebens. Es war mit den Säuglingen unter den Kirchſpielsarmen in London ſeit undenklichen Zeiten eine Einrichtung getroffen worden, die zwar das Geld des Kirchſpiels erſparte, aber das Leben der Kinder hinopferte. Die armen Geſchöpfe überlebten bei ihrer Nahrung und Pflege 2 oder 3 höchſt traurige Monate nicht. Und es war doch ein Gegenſtand von 2000 Menſchen jährlich! Aber Hanway ſtellte die Sache ſo nachdrüklich, ſo wiederholt, ſo aus dem rechten Geſichtspunkte, vor, daß 1767 eine Parlamentsakte erſchien, welche dieſen unglüklichen Geſchöpfen Ammen und Wärterinnen verſchafte, und überhaupt eine ſolche Behandlung und Einrichtung vorſchrieb, daß die Sterblichkeit unter ihnen nicht größer, als bei andern neugebornen Kindern ſein konnte. — Aber nicht bloß auf das Leben der Säuglinge, auch auf den Unterricht

*) *Hanway's* Defect of Policy the Cauſe of Immorality.

terricht der Kinder, und auf die Erleichterung ihrer Lebensart erstrekte sich seine Vorsorge: Gegenstände, worüber er noch selbst kurz vor seinem Tode geschrieben hat.

Die wohlthätige Anstalt der Sonntagsschulen in England ist von Hrn. Prof. Bruns, Berl. Monatsschr. 1788 Julius S. 4 f., kurz beschrieben worden. Sie ist für armer Leute Kinder, die an den Werktagen mit Arbeiten sich schon etwas verdienen müssen, sehr heilsam; und fand bei edlen Menschen, die nicht die Idee haben, daß Unwissenheit die geringere Klasse der Menschen besser mache, viele Unterstützung. Vorzüglich gewann sie die Aufmerksamkeit der beiden Menschenfreunde. Howard erwähnt einer Sonntagsschule in Irland zu Londonderry, worin ungefähr 60 Knaben jeden Sonntag 2 Stunden Morgens und 2 Stunden Abends Unterricht erhalten; der Lehrer sind drei; alle Ausgaben vom Tage der Eröfnung der Schule, 5. Dez. 1785 bis 16. Jul. 1787, für Unterricht, Bücher, Feurung u. s. w. betrugen nur 17 Pf. 18 Schilling *).

Hanway nahm den wärmsten Antheil an diesen wohlthätigen Instituten. Als man den Plan faßte, sie auch in der Hauptstadt anzulegen, war der erste Schritt, daß man sich deshalb an Hanway wandte. Dieser war auch sogleich werkthätig mit

*) *Howard* on Lazarettos, p. 97. erste Note.

mit Rath, und That, und durch sein Ansehn. Er schrieb einen weitläuftigen (in seiner bald zu erwähnenden Schrift mitgedrukten) Brief darüber, worin er die noch größere Nothwendigkeit solcher Anstalten für die Hauptstädt, als für die Provinzen, ausführt. „Wo sehr viel Volk versammelt ist, „da wütet das Gift moralischer Krankheiten am „stärksten; aber zugleich, glaube ich, wird auch „die Hülfe verhältnißmäßig sein. In den großen „Städten, wo bis itzt Sonntagsschulen angelegt „sind, Gloucester, Bristol, Kanterbury, sind 10 „oder 12 Kirchspiele; in London sind 150. Wenn „aber nur in jedem größern Kirchspiele eine Kollekte unter guter Autorität eröfnet wird, und „der Kassirer verantwortlich ist, so wird bald „Geld genug zusammen kommen. Es müssen „zwei verschiedene Häuser für Knaben und Mädchen sein; auch verschiedene Lehrer und Lehrerinnen. Fleiß muß befördert werden *); Fleiß befördert Reinlichkeit; und so werden wir bald „ganze und reine Kleidung für die Kinder erhalten. Denn Kinder müssen, wie erwachsene Personen, erst einige Achtung für sich selbst haben, „ehe sie Achtung für Gott und ihren Nächsten haben

*) Der thätige und fromme Mann wiederholt auch in dieser Schrift den Ausspruch, den er in seiner Reisebeschreibung thut: „Menschlicherweise zu reden, ist dem Fleiße fast nichts unmöglich.“

„ haben können u. ſ. w. “ Zugleich merkt er an, daß viel Böſes beim gemeinen Volke aus der Verachtung des Geiſtlichen Standes entſtehe, woran aber der letztere, durch Ablegung der gewohnten geiſtlichen Tracht, ſelbſt Schuld ſei. Und allerdings muß es auffallen, wenn man S. 161 lieſt: „ Ich begegne zuweilen einem Geiſtlichen auf der „ Straße, in ſeiner weltlichen Kleidung, bei einer „ feierlichen Amtspflicht, an der Spitze eines Leichenbegängniſſes. Wenn ich ihn ſo ſehe, wie er „ ſeinen weltlich aufgeſchlagnen Hut ſtutzermäßig „ trägt, und gar kein Zeichen ſeines Standes an „ ſich hat, indeß die Trauerfolger in ſchwarzen „ Kleidern einher gehn; ſo erregt dies bei mir ein „ gemiſchtes Gefühl von Kummer und Unwillen „ u. ſ. w. “ — Zur Beförderung der Sonntagsſchulen that ſich hierauf in London eine Geſellſchaft zuſammen; ſie verſammelte ſich in Paul's Head Tavern, und der ehrwürdige Hanway war ihr Präſident.

Ein Geiſtlicher in Kent, Parſons, der auch ſelbſt in ſeinem Kirchſpiele eine Sonntagsſchule errichtete, ſchrieb über dieſen Gegenſtand ein gutes Büchlein *), welches er „ Jonas Hanway, dem „ Freunde des gemeinen Beſten, dem anerkannten „ und großmüthigen Beſchützer der Armen, ehrfurchtsvoll zueignete. “ Er legt mit Recht den Gedanken dringend ans Herz: wie müſſig man Kinder aus den geringern Klaſſen am Sonntag herum-

*) Six letters to a friend, on the eſtabliſhment of Sunday-ſchools. By *Philip Parſons*, A. M., Miniſter of Wye in Kent, Author of the Dialogues betwixt the Dead and Living. London, printed for T. Beeket, Pallmall, 1786. 87 Seiten in 8.

herumschweifen sieht; wie schwer, ja unmöglich es ist, zugleich müssig zu sein, und unschuldig zu bleiben; welche sittenlose Ausschweifungen man von diesen Kindern bereits sieht und hört; welche schrekliche Folgen diese frühe Gewöhnung für das künftige Leben haben muß, wie denn auch die Zahl der rohen Kriminalverbrecher jährlich wächst; wie eine bessere Bildung und Gewöhnung in den Sonntagsschulen dieses Uebel hemmen kann; wie unbedeutend der Beitrag dazu für jeden Vermögenden ist, und wie angenehm er durch den nahen Anblik der unterrichteten Jugend belohnt wird. Dieses Geistlichen eigne Schule besteht aus 100 Kindern; sie lernen Lesen, Schreiben, und vorzüglich Moral und Religion. Er selbst ist ihr Lehrer, und glaubt daß sich kein Geistlicher diesem Geschäft entziehn wird. Die Kommittee zur Unterstützung der Sonntagsschulen in und nahe um London hat im Mai 1786 bekannt gemacht: daß 285 Subskribenten sind, daß an Geld 1213 Pf. St. eingekommen ist, wovon 1000 Pf. in den öffentlichen Fonds angelegt sind, daß dafür an 14 Arten Schulen errichtet worden, die zusammen 1083 Kinder enthalten, und daß an andere Schulen von 680 Kindern Bücher und dergl. vertheilt worden sind. — Mit bewunderndem Enthusiasmus macht Parsons die Bemerkung: von welchem kleinen Anfang dieses große Gut entsprungen ist. Ein fast unbekannter wohlwollender Mann, der Buchdrukker Raikes, sieht in den Straßen einer Stadt, Glouceſter, an einem Sonntagabend einige ungezogene Straßenjungen; er fühlet Mitleid mit ihnen; er ruft sie zusammen. Er vereinigt sie hierauf in eine Schulgesellschaft, und unterrichtet sie. Dies Muster findet Beifall, findet

Nach-

Nachahmung; und so werden bald einige hundert Kinder unterrichtet. So war es vor drei Jahren. Und seitdem ist dieser wohlthätige Eifer so schnell und allgemein über alle Gegenden des Königreichs verbreitet, daß itzt da P. schrieb, d. 10 Okt. 1785, über funfzigtausend Kinder in diesen großen und guten Anstalten unterrichtet werden. Wie beneidenswerth, ruft er aus, müssen des ersten Stifters Empfindungen sein! — Parsons's warmer Dank hierbei an die Vorsehung, welche dies Gute so schnell vom Kleinen zum Großen geleitet hat, ist in der That rührend; und eben so ist es die Vergleichung mit einem andern von der Vorsehung eben so geleiteten Guten: der (Gottlob! doch immer allgemeiner angenommenen) Inokulation. „Wie lange Jahre ist es denn, da ein fast unbekannter wohldenkender Privatmann, Hr. Sutton, gegen die schreckliche Krankheit der Blattern auftrat? Seine Methode ward angenommen, nachgeahmt, weiter verfolgt; und nun ärndten Tausende und Zehntausende täglich die Früchte dieses ersten Plans!"

So ist denn für die zarte und hülflose Jugend in etwas durch die Sonntagsschulen gesorgt. Aber Hanway's feine Aufmerksamkeit sah auch auf die Stände, welche die Menschen niederer Geburt sich zu wählen pflegen; und suchte das damit verbundne nothwendige Uebel zu erleichtern, alles nicht ganz nothwendige aber völlig davon zu entfernen. So wandte er auch menschenfreundlich seine Blikke auf eine Lebensart, von welcher Jedem öfter Leute begegnen, über welche aber wohl noch schwerlich irgend Jemand, so wie Hanway, nachgedacht haben mag. Der ehrwürdige Greis schrieb ein Buch, dessen Titel fast lächerlich

klingen kann, das aber einen sehr ernsthaften und menschenfreundlichen Endzwek hat: — nehmlich „Eine empfindsame Geschichte der Londner Schorn„steinfegerjungen *).“

Der Zustand dieser Jungen in London ist in der That fürchterlich. Die Schornsteinfeger scheinen da keine Zunft auszumachen, von der Polizei nicht beachtet zu werden, nicht nach Quartieren vertheilt zu sein, u. s. w. Jeder Meister, und wer auch nicht Gelernter, nicht einmal überhaupt Meister ist, hält so viel Lehrbursche er will, jagt sie weg wann er will, vermiethet sie, u. s. w. Einige Schornsteinfeger sind sehr arm, und leben bloß von dem täglichen Ungefähr, ob man sie wird rufen lassen; sie wohnen in Kellern oder Böden, und sind wild wie die Matrosen; andere sind geizig; andere brutal unwissend; und fast alle aus Gewohnheit hart gegen ihre Untergebenen. Dazu kömmt ein großes Uebel, daß die meisten Schornsteine dort so fürchterlich enge sind. — Das hieraus erwachsende Elend der Bursche rührte den aufmerksamen Menschenfreund seit 1760. Er erkundigte sich seit dieser Zeit nach der Beschaffenheit der Menschen und der Dinge sorgfältig. 1773 brachte er eine Gesellschaft zu diesem Zwek zusammen; sie schrieben an die Meister, und boten ihnen gute Lehrbursche an, welche sie auswählten und versorgten; auch drohten sie mit Verklagen, wenn sie noch ferner Exempel grausamer Behandlungen

*) A sentimental History of Chimney-sweepers in London and Westminster, shewing the necessity of putting them under regulations, to prevent the grossest inhumanities to the climbing boys. With a letter to a London Clergyman on Sunday-schools; calculated

lungen durch ihre ausgeschikten Kundschafter hören sollten. Diese Briefe halfen etwas, wie die Jungen mit Freude erzählten; indeß ließ sich ohne Zutritt der gesetzgebenden Macht wenig ausrichten. Hanway ließ also im März 1785, in einem öffentlichen Blatt the public Advertiser, Briefe mit seines Namens Unterschrift „an den „Lord Mayor von London und die Magistrats„personen von London und Westminster“ drukken; worin er den Gegenstand in seiner ganzen Schrekklichkeit schildert. Die Briefe erregten Sensation; er sammelte sie bald darauf, und gab sie vermehrt unter dem oben angezeigten Titel heraus.

Man bewundert sein Nachspüren im Erforschen aller kleinen Umstände, und erschrikt über die Schilderung derselben. — Sehr viele Schornsteine sind so übermäßig eng, daß man nur zarte Kinder zu deren Reinigung gebrauchen kann; die Arbeit aber hindert das freie und gerade Wachsthum. Man nimmt die Lehrburschen vom 5 bis zum 8ten Jahre an; zuweilen noch jünger; zuweilen müssen sie ganz nakt herauf; und, um noch schmalere Körper zu haben, werden sogar Mädchen dazu genommen! Hanways Erzählung und das Zeugniß eines Arztes ergeben, daß die Kinder, weil sie nicht freiwillig in diesen engen Raum klettern wollen, dazu gepeitscht werden, und dann mit geschundenem und verwundeten Körper wie-

culated for the preservation of the children of the Poor. By *Jonas Hanway*, Esq; Sold by Dodsley in Pallmall and Sewell in Cornhill. 1785. 40 und 191 Seiten in 8. mit Kupfern. — Die Briefe sind vom März und Mai des Jahres 1785, in welchem er starb.

der herabkommen. Er erzählt die Geschichte eines armen Jungen, der vor seinem fünften Jahre schon diese Arbeit thun mußte; seine Füße und Lenden wurden dadurch ganz krumm, sein Wuchs ward nicht höher als 3 Fuß 7 Zoll; sein Haar war wie Schweinsborsten anzufühlen, und sein Kopf wie ein warmer Aschenhaufen. Er war einst auf ein halb Jahr blind, und trieb doch sein Geschäft fort. Auf der Erde konnte er nicht gerade gehn, aber in den Schornsteinen sehr gut klettern. Nach überstandner Lehrzeit von 7 Jahren ward er weggejagt, und lebt itzt, als Krüppel auf Krükken, von Almosen; weil es für ihn nicht, wie für einen lahmen Matrosen, eine Invalidenkasse giebt. H. kennt dies Kind, und beschreibt es als äußerst fleißig (er konnte 6 bis 7 Schornsteine in einem Morgen fegen), und äußerst gutmüthig (er fegt noch die Schornsteine der Frau, bei welcher er im Hause ist). — Ueberhaupt geht man mit diesen Burschen unmenschlich hart um; sie müssen nicht bloß in glühend heiße Schornsteine herauf, sondern selbst wenn unten Feuer brennt. Sie bekommen nicht ordentliche Kleidung, sondern gehn in zerrissenen Lumpen; bekommen nicht hinlängliche Nahrung; im Sommer, wo wenig Arbeit vorfällt, müssen sie oft ihr Brot auf den Straßen betteln. Für Reinlichkeit, ordentliche Wohnung, Betten, wird nicht gesorgt. An Lernen, an Gottesfurcht, wird gar nicht gedacht. So ist ihr jämmerliches Leben: mit gequetschtem Körper, geschwächten Augen, häufigen Wunden, verderbten Lungen. Im 12 und 14ten Jahre taugen sie gewöhnlich nicht mehr zur Arbeit; und sind, und haben dann, Nichts. — Es wäre unbegreiflich, wo man Menschen zu diesem Gewerbe her bekäme, wenn

wenn nicht die Armuth oder die Lüderlichkeit Viele zwänge, ihre Kinder für jeden Preis wegzugeben. H. hat sich bei den Verwaltern der Kirchspielsarmen erkundigt; aber kein Kind wird von da zu diesem Gewerbe ausgethan. Die niedrigste Volksklasse aber verkauft älternlose oder unehliche Kinder, auf 7 Jahre zu dieser Arbeit, für 20 bis 30 Schillinge.

Seine Vorschläge sind nun von bewundernswürdiger Bestimmtheit und Genauigkeit. — Sollte dann, sagt er, in einem Zeitalter, wo die mechanischen Wissenschaften so hoch getrieben sind, es nicht möglich sein, durch eine Maschine die Schornsteine zu reinigen, ohne daß Menschen hineinsteigen müßten? Geht dies aber nicht an; gut, so treffe man nur andre Einrichtungen. Ein Gesetz bestimme die Lehrjahre auf 5, und das Alter der anzunehmenden Bursche nicht unter 10 Jahren; man gebe ein Verbot der übermäßig engen Schornsteine; des Reinigens, während Feuer auf dem Heerde oder Kamine brennt; Vorschrift der zur Arbeit eingerichteten Kleidung, und der nachher nöthigen Reinigung des Körpers. Er hat sich genau erkundigt, welche Krankheiten diese Beschäftigung am meisten nach sich zieht: und giebt dem gemäß die Vorkehrungsmittel an. In Absicht der Kleidung lobt er die Deutsche Einrichtung sehr; und hat auch zu S. 101 einen Deutschen Schornsteinfeger, einen ausgewachsenen, gesunden, wohlbekleideten Mann, in Kupfer stechen lassen. Vorzüglich aber muß eine ordentliche Zunft des Gewerks sein, auf welche die Polizei sehe, welche bestimmte Versammlungen halte, u. s. w. Seine Nachrichten von der Zahl der Arbeiter, der Häuser, den Preisen, legt er in Berechnungen und

Planen vor. In London kann man 900 Schornsteinfeger (Meister, Nebenmeister, Gesellen, Bursche) rechnen; dazu eben so viel Angehörige, die von diesen Menschen leben, als Frauen, Kinder, Mägde, veraltete Aeltern, junge Geschwister, u. s. w.; also zusammen 1800 Personen. Zu fegende Häuser sind 105,000; auf jedes lassen sich durch die Bank 3 Schornsteine rechnen; macht: 315,000 Schornsteine, von denen einige theure, andre wohlfeile Arbeit schaffen, einige 2, auch wohl 3 mal gefegt werden. Auf jeden der 550 Lehrburschen kommen 650 Schornsteine. Die Berechnung der Bezahlung giebt nun 28,031 Pf. 5 Sch., so daß auf jeden der 1800 Menschen 15 Pf. 11 Sch. 5 H. kommen. Ein Livreebedienter kostet jährlich 40 Pfund. Für das geringe Volk in der Stadt und auf dem Lande rechnet man, im Durchschnitt, die Ausgabe für jeden auf 8 Pfund. Er schlägt nun eine gesetzliche Erhöhung des Preises vor; wofür man auch den Meistern, ihre Bursche besser zu halten befehlen kann. „Zwar (sagt der einsichtsvolle Mann) „kenne ich die Natur alles Handels und Gewerbes wohl; ich weiß, der Verkäufer wird nicht anders verkaufen, als wenn er das „Nöthige zu seinem Unterhalt gewinnt; der Arbeitsmann nicht für einen Lohn arbeiten, der ihm „kein Brot giebt; der Käufer nicht anders als zu „einem gewissen Preise kaufen, oder sonst wenigstens den Kauf aufschieben. Ist eine Art Gewerbe sehr vortheilhaft, so werden sich eine Menge „Menschen dazu finden. Daher ist die Dazwischenkunft des Gesetzgebers oder der Obrigkeit „nur selten nöthig. Wird nur das Gleichgewicht „nicht ganz unschiklich überschritten, so muß man „den Arbeiter nicht weiter begünstigen; denn

„dies

„dies geschieht immer nur auf Kosten derer welche „jenen gebrauchen. Hier aber tritt ein besondrer „Umstand ein, weil hier Kinder in Betrachtung „kommen, die noch keinen eigentlichen Kontrakt „machen können, und für welche die Obrigkeit re„den muß.“ — Der Ruß von den Steinkohlen ist von Werth; zuweilen bezahlt man das Fegen bloß mit dem Ruß aus dem Schornstein. Hanway nimmt mit Fleiß nur geringe Zahlen an: 4 Scheffel aus jedem Hause, macht 420,000 (Andre sprechen von einer halben Million) Scheffel; zu 6 Pfennig nur, macht es 10,500 Pfund Sterling. Dieser Ruß gehört in London den Schornsteinfegern.

Hin und wieder begeistert ihn sein Edelmuth zu wahren pathetischen Stellen. Als: „Wenn ächte Freiheit und gesunde Polizei den „Nationalcharakter bilden, und die Glükseligkeit „unsers Landes begründen; so ist es in der That „kein geringes Unglük für uns, daß wir größten„theils aus der Laufbahn des Ruhms durch ei„nen Schornsteinfegerjungen herausgeworfen wer„den; ich meine, durch den Vorwurf, der unsre „Verabsäumung der gemeinen Menschlichkeit gegen „ihn trift. — Es ist ein von selbst einleuchten„der Satz in diesem Lande: daß, wenn der erste „Reichsgraf des Königreichs einen Schornstein„fegerjungen ermorden sollte, die Gesetze ihn zum „Tode verurtheilen würden; er würde durch die „Hand des Scharfrichters sterben. Sollten aus „gleichem Grunde denn nicht diese Kinder u. s. w. — „Sie thun uns doch wesentliche Dienste, und ihr „Dienst ist mit großer Mühe und Gefahr ver„knüpft. Es ist so nöthig, daß unsre Schornsteine

„gekehrt werden, als daß unsre Töpfe kochen. „Warum sollten sie denn u. s. w. — Es ist eine „kühne Frage, aber ich will es wagen sie aufzu„werfen: Kennt man irgend eine Nation oder „ein Volk unter der Sonne, lebe es auch im Zu„stand ungebildeter Natur; dem die Kinder, auf „einer so frühen Staffel des Lebens, schon solche „wichtige Dienste leisten, als diese Jungen uns? „Hält man dort die Kinder zu so harten Arbei„ten an? Behandelt man sie, einigermaßen ver„gleichbar, so unmenschlich? Es mag Völker ge„ben, die ihre Kinder braten, um sie zu essen; „aber sicherlich tödten sie sie vorher; man quält „sie nicht erst mit Feuer und Ruß, mit Hunger „und Durst, mit Kälte und Nacktheit, und mit „einem Obdach das sie vor nichts schützt.“ — —

Wohl dem Lande, wo solche Menschenfreunde leben! Noch mehr wohl dem Lande, wo solche Greuel nicht zu rügen sind! — Sollten sich aber irgendwo in Deutschland große Mängel in Absicht der Hospitäler, der Gefängnisse, der Waisenkinder, der Behandlung der Armen, der Einrichtung der Spinnereien, oder andrer Erwerbsmittel für arme und junge Personen, finden; o so wird ja bei einem Volke, das so gern alles Gute nachahmet, auch der edle Enthusiasmus der beiden menschenfreundlichen Britten Nachahmung finden. Und wenn dann dieselbe Ueberlegung, Einsicht, Weisheit, bei demselben Eifer Statt hat; so wird auch hier, wie dort, die Stimme der Wahrheit und der Gerechtigkeit unwiderstehlich sein!

B.

6.

Auch Les Etats généraux.

An Frankreichs Demokraten.

Nicht mehr, als etwa nur zwölfhundert
Despoten wollt ihr? Ha! Mich wundert,
Daß ihr, der Despotie so hold!
Nicht mehr noch ihrer haben wollt?

Zwölf hundert woll'n, anstatt des Einen
Das ist, ihr Herrn! ich sollt' es meinen
Gar viel nicht schlimmer, als das Woll'n,
(Nehmt mir's nicht übel) eines Tolln!

Den Einen, macht' er's euch zu toll,
Den, dächt' ich, zwänge man noch wohl;
Auch ist des Einen Wuth nicht erblich:
Zwölf hundert aber sind nicht sterblich!

Der Weise, dächt' ich, sollt' ich meinen,
Der hielt' es immer mit dem Einen!

Halberstadt. Gleim.

7.

Berlinische Mortalitäts- und Krankheits-Tabellen.

I. Berechnung der in Berlin im 4ten Quartal des Kirchenjahres vom Advent 1788 bis dahin 1789 Gebornen und Gestorbenen.

Wochen	Geboren		Gestorben.		Kinder.	
	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.	Männ.	Frauen	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.
Vom 22. bis 22. Aug. 1789	35	41	15	18	31	52
v. 29. Aug. bis 4. Sept.	46	42	21	11	40	44
v. 5. Sept. bis 11. —	56	49	29	37	45	39
v. 12. — — 18. —	55	38	22	12	35	36
v. 19. — — 25. —	40	47	24	13	43	33
v. 26. — — 2. Octob.	62	43	19	18	48	43
v. 3. Oct. — 9. —	36	48	24	24	47	42
v. 10. — — 16. —	44	49	22	23	51	46
v. 17. — — 23. —	47	52	13	13	47	42
v. 24. — — 30. —	43	63	27	19	54	65
v. 31. — — 6. Nov.	39	42	21	22	41	38
v. 7. Nov. — 13. —	49	46	21	18	53	45
v. 14. — — 20. —	50	39	20	24	51	43
	602	599	278	253	586	568
Summa	1201		1685			

Unter den Gebornen sind 63 unehel. Söhne und 53 unehel. Töchter; zusammen 116. Ferner 11 Paar Zwillinge

Balance.

Geboren	1201
Gestorben	1685
Mehr gestorben	484

II. Ge-

II. General-Rekapitulation des ganzen Kirchenjahrs.

	Geboren.			Gestorben			
						Kinder.	
	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.	Mann.	Frauen	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.
Im 1sten Quartal	644	622	396	427	395	346
Im 2ten Quartal	614	613	400	354	329	319
Im 3ten Quartal	586	671	275	261	420	383
Im 4ten Quartal	60	599	278	253	586	568
Summa	2446	2505	1349	1295	1730	1616
Zusammen:	4951		5990			

1) Unter den Gebornen sind
263 unehel. Söhne
246 — Töchter

Zusammen: 509

2) 46 Paar Zwillinge.

Balance.

Geboren 4951
Gestorben 5990

Sind also 1039 mehr gestorben als geboren.

III.

III. Jahr-Tabelle der in Berlin vom Advent 1788 bis dahin 1789 verstorbenen Personen, nach allen Krankheiten, so wie sie in den Wochenlisten dieses Jahres aufgeführet worden.

Krankheiten.	M. Geschl. erwachsene	M. Geschl. unerw.	W. Geschl. erwachsene	W. Geschl. unerw.	Summa totalis.
An Todtgebornen.	—	147	—	111	258
= Pocken	2	467	1	444	914
= Nitteln.	—	25	2	24	51
= Masern	—	7	—	5	12
= Zähnen	—	236	—	226	462
Am Jammer	9	292	3	308	612
= Husten	—	1	—	2	3
= Stikhusten	3	65	—	54	122
An Schwämme	—	4	—	2	6
= Engl. Krankheit	—	1	—	—	1
Aus Schwachheit	—	45	—	38	83
Im Kindbette	—	—	42	—	42
An Erbrechen	2	—	—	—	2
An Engbrüstigkeit	6	1	5	1	13
Am Fieber	5	3	3	3	14
= hizigen Fieber	67	13	54	8	142
= Seitenstechen	2	—	5	—	7
= Flekfieber	5	3	8	1	17
= Nesselfieber	—	—	1	—	1
An Frieseln	1	4	2	4	11
Am Gallenfieber	16	1	16	—	33
= Faulfieber	78	2	38	1	119
= Brustfieber	2	2	5	1	10
= Nervenfieber	4	1	—	2	7
= Flußfieber	3	—	1	1	5
Latus	205	1320	186	1236	2947

Krankheiten.	M. Geschl.		W. Geschl.		Summa totalis.
	erwachsene.	Kinder.	erwachsene.	Kinder.	
Am bösartigen Fieber	3	—	4	—	7
An der Blutstürzung	16	2	10	—	28
" Blutgang	—	—	4	—	4
An der Brustkrankheit	315	5	165	7	492
" " Schwindsucht	96	1	76	4	177
" " Auszehrung	207	230	234	206	877
" " Brustwassersucht	31	—	22	—	53
" " Wassersucht	63	3	93	3	162
" " Geschwulst	18	5	26	5	54
" " Gelbsucht	—	—	4	1	5
" " schwarzen Sucht	2	—	1	—	3
Am Ausschlag u. Ansprung	—	—	—	2	2
" Stekfluß	26	44	28	46	144
" Schlagfluß	145	74	131	62	412
An der Gicht	12	2	22	—	36
Am Krampf	14	8	24	9	55
An der Kolik	2	—	9	—	11
" " Inflammation	8	—	11	—	19
Am Durchfall und Ruhr	7	16	6	17	46
An der Verstopfung	15	1	15	2	33
Am Miserere	—	—	1	—	1
" Schnupfen	—	1	—	—	1
An der Nervenkrankheit	2	—	1	—	3
An Würmern	—	1	—	2	3
" Hämorrhoiden	1	—	—	—	1
" Kopfschmerzen	—	1	—	2	3
Am Gewächse	1	—	—	—	1
Lungen- u. and. Geschwüren	3	3	6	1	13
An Verhärtung der Leber	1	—	—	—	1
" Steinschmerzen	1	1	—	1	3
" Beinbruch	2	—	—	—	2
" Krebsschaden	5	1	19	—	25
Latus	956	399	913	370	2677

Krankheiten.	M. Geschl.		W. Geschl.		Summa totalis.
	Erwachsene.	Unerwachsene.	Erwachsene.	Unerwachsene.	
Am Halsschaden u. Bräune	2	2	2	1	7
⸗ Bruchschaden	4	—	3	—	7
An der Blatterrose	—	—	1	—	1
Am innerlichen Schaden	—	1	—	1	2
⸗ ofnen Schaden	2	—	3	—	5
An zersprungner Arterie	1	—	—	—	1
⸗ Kopfwunden	3	1	—	—	4
⸗ kalten Brand	17	—	5	—	22
⸗ innerl. Brande	2	—	9	1	12
⸗ der Verkältung	—	—	1	—	1
Am Alter	83	—	159	—	242
An Melancholie	10	—	5	—	15
⸗ venerischer Krankheit	1	1	1	—	3
⸗ ungenannte Krankheiten	5	3	2	5	15
Am Beinfras	2	1	1	—	4
An der Ohnmacht	—	—	1	—	1
In der Mühle verunglükt	1		—	—	1
Beim Bau verunglükt	1	—	—	—	1
Todt gefallen	3	—	2	1	6
Verbrühet	1	—	—	—	1
Im Schornstein erstikt	—	1	—	—	1
Uebergefahren	1	—	—	—	1
Ertrunken	6	1	1	1	9
Vom Ochsen gestoßen	1	—	—	—	1
Erstochen	—	—	1	—	1
Sich erhenkt	2	—	—	—	2
Latus 1	205	1320	186	1236	2947
Latus 2	996	399	913	370	2677
Latus 3	148	11	197	10	366
Summa Summarum	1349	1730	1295	1616	5990

Berlinische Monatsschrift

1790.

Zweites Stük. Februar.

I.

Sinngedichte aus dem Martial.

I. Auf den Gallus.

(Sechs und funfzigstes Sinngedicht des zehnten Buches.)

Daß ich ganze Tage dir diene, drey- viermal auf deinen
Aventinischen Berg klettre, verlangst du von mir. —
Zähne bessert Cassellius, oder nimmt aus, die nichts taugen,
Wachsen uns Haar' ins Aug', brennet Hyginus sie weg;
Ohne Schnitt hilft Fannius dem geschwollenen Zäpflein;
Eros tilget das Mahl, was man den Knechten gemacht;

Hermes, ein andrer Podalirius [1]), heilet die Brüche;
Abgeeſcherte [2]) — ſprich, Gallus! wer heilet denn die?

II. An den Frontin.

(Acht und funfzigſtes Sinngedicht des zehenten Buches.)

Als ich der Meeresſtadt Anxur [1]) friedſelige Hügel beſuchte,
Bajens nahen mit Luſtſchlöſſern umpflanzeten Strand,
Jenen bey Sirius Gluth vom Geſchwirre beſchwerlicher Grillen
Stets geſicherten Hain [2]), Quellen und Teiche ringsum,
Hatt

[1]) Podalirius, ein Arzt im Lager der Griechen vor Troja, war ein Sohn des Aeskulapius.

[2]) Die durch allzuheftige Bewegung athemlos und kraftlos gemacht ſind. Das Wort abeſchern iſt in Oberſachſen und Niederſachſen im gemeinen Leben üblich, und bereits in die Bücherſprache aufgenommen worden. S. Adelungs Wörterbuch.

[1]) Anxur oder Tarracina, eine Stadt unweit des untern oder Tyrrheniſchen Meeres.

[2]) Dieſer Hain war in der Landſchaft Rhegium, Sicilien gegenüber, gelegen. Plinius (XI, 27.) ſchreibt hievon: „In der Rheginiſchen Landſchaft ſind

Hatt' ich Muße mich ganz mit dir den Pierischen weisen
Schwestern zu weihen; doch nun fröhnt man dem
mächtigen Rom.
Hier ist kein Tag der meine: mich reißen die Wirbel
der Stadt fort;
Arbeit ohne Frucht nimmt mir die Lebenszeit weg:
Wenn ich bald dem harten Boden des eigenen Vorwerks,
Bald den Laren, Quirins Nachbarn, Genüge
soll thun 3).

G 2 Doch

„sind alle Cicaden stumm; jenseit des Flusses aber,
„im Lokrischen, zirpen sie.“ Strabo, der eben
dieses berichtet, sucht die Ursache davon anzuge-
ben: „An dem einen Orte leben sie beständig im
„Schatten und sind mit Thau bedeckt; an dem an-
„dern genießen sie einer beständigen Sonne, wo-
„durch ihre Haut dürre und hornartig wird, und
„sie also leichter ein Getöne von sich geben
„können.“ Erdbeschreibung, VI. 13. Die
Mythologen halten es für ein Wunder, welches
dem Herkules gewähret ward, als er in der Ge-
gend von Rhegium und Lokris vor dem Geschwirre
der Heuschrecken nicht schlafen konnte, und die
Götter bat, diese beschwerlichen Thiere wegzu-
schaffen. Die Götter erhörten sein Gebet: die
Heuschrecken verschwanden nicht allein, sondern
ließen sich auch in der folgenden Zeit in diesen Ge-
genden gar nicht mehr sehen. S. Diodors
von Sicilien historische Bibliothek, IV. 22.

3) Wenn ich meinen Acker durch Pflügen, Düngen,
Säen, und den Herrn und Freunden, die am
Quirinalischen Hügel wohnen, durch Aufwartun-
gen Genüge thun soll.

Doch der liebt nicht allein, wer bey Nacht und bey Tage Beſuch giebt;
Auch iſt dieß ein Verluſt, der dem Poeten nicht frommt:
Aber bey den angebeteten Muſen und allen Göttern ſchwör' ichs: Ich lieb' ohne den Höflichkeitsdienſt.

III. Vom Trajanus.

(Zwey und ſiebzigſtes Sinngedicht des zehnten Buches.)

– ∪ – ∪ ∪ – ∪ – ∪ – ∪

Ihr erbärmlich an Kinn und Knie zerriebnen Schmeicheleyen [1]), ihr naht euch mir vergebens.
Länger führ' ich nicht Herr und Gott im Munde [2]),
Ihr habt nichts mehr in dieſer Stadt zu ſchaffen.
Geht von hier zu der Parther ſpitzen Hüten [3])!

Küßt

1) Die Schmeicheleyen werden hier, eben ſo wie ſonſt die Scherze, zu kleinen Perſonen gemacht, die bey ihren Kniebeugungen ſich aufs Angeſicht werfen und mit dem Kinn die Erde berühren.

2) Wie wir zu Domitians Zeiten thun mußten.

3) Schon Anakreon bezeichnete die Parther durch ihre Hüte.

Küßt bemahlten Monarchen 4), niederträchtig
Auf den Boden gewälzt, den Staub der Füße.
Kein Herr lebet hier mehr, als nur ein Feldherr,
Nur ein Rathsherr, gerecht und biederherzig,
Der die Wahrheit mit ungesalbtem Haupthaar,
Schlecht und bäurisch aus jener Welt zurück rief.
Römer, hütet euch unter diesem Prinzen
Euch der vorigen Sprache zu bedienen!

IV. An die Göttin Fortuna.

(Sechs und siebzigstes Sinngedicht des zehnten Buches.)

In dem vorhergehenden Sylbenmaße.

Sprich, Fortuna, wie kannst du dieß mit ansehn?
Kein geadelter feil gewesner Syrer 1),

4) So nennt er sie wegen ihrer bemahlten Kleider. — „Man mahlt in Aegypten die Kleider auf eine „ausnehmend wunderbare Art. . . . Sie werden „nicht mit Farben, sondern mit Materien über„strichen, welche die Farben einziehen. . . . So „bald sie in einen mit siedender Farbe angefüllten „Kessel getaucht werden, nimmt man sie einen Au„genblick nachher gemahlt heraus. Und es ist merk„würdig, daß die Zeuge an verschiedenen Stellen „auch verschiedene Farben annehmen, da doch die „Farbe im Kessel nur Eine ist.“ Plinius Naturgeschichte XXXV.

1) Der als Sklave feil gewesen ist.

Kappadocischer Bürger oder Parther,
Nein, von Romulus Völkchen, Numa's Dienern,
Der rechtschaffen, gefällig, muntern Umgangs,
In zwey Sprachen gelehrt ist [2]), und nur Einen
Großen Fehler hat, daß er Verse schmiedet: —
Dichter Mävius [3]) friert in schwarzem Kittel;
Incitatus, der Stallknecht [4]), glänzt in Purpur.

V. An den Macer.

(Acht und siebzigstes Sinngedicht des zehnten Buches.)

In dem vorhergehenden Sylbenmaße.

Macer, nun du nach Salons [1]) Ufer gehn willst,
Geht die seltene Treue, geht die Liebe

Zur

[2]) Bey den Römern war es genug, Griechisch und Lateinisch zu wissen; in den Sprachen der übrigen Völker waren keine vorzüglichen Werke geschrieben. Die Deutschen kommen nicht so wohlfeil davon, weil sie außer diesen beiden Sprachen und ihrer eigenen oft noch drey bis vier andre erlernen müssen.

[3]) Anstatt zu sagen: Dichter Martialis, setzt er mit einer ironischen Bescheidenheit den berufenen Nahmen eines schlechten Poeten hin.

[4]) Incitatus war ein Wagenführer, der oft in den Circusspielen den Preis davon getragen hatte, und den Martial an einem andern Orte neben den berühmten Skorpus setzet, von welchem er an verschiedenen Orten spricht, bald, ihn zu loben, bald, über ihn zu spötteln.

[1]) Salon, eine Stadt an der Küste Dalmatiens.

Zur Gerechtigkeit mit dir, und an ihrer
Hand die Mäßigung, die den Herrscher arm läßt [2]).
Der Dalmat, der ein goldnes Erdreich bauet [3]),
Wird den Landesregierer leer zurück ziehn.
Sehn, wird längern Verzug ihm wünschen, wird ihm
Auf die Reise mit Freudenthränen folgen.
Ich, voll Sehnsucht nach dir, geliebter Macer,
Gehe bald zu den Celten und Iberern [4]).
Dort wird jedes geschriebne Blatt, geschrieben
Mit dem Rohre des fischereichen Tagus [5]),
Keinen lieber, als Macers Nahmen nennen.
So noch liest man mich unter alten Dichtern;

2) Weil Mäßigung den Landpfleger abhält, die Provinz auszusaugen.

3) Plinius schreibt: „Zuweilen wird schon Gold „auf der Oberfläche der Erde angetroffen, aber es „ist ein seltenes Glück. Unter der Regierung des „Nero ward in Dalmatien eine solche Goldader „gefunden, die täglich funfzig Pfund Ausbeute „gab.“ Naturgesch. XXXIII, 4.

4) Martial reisete wieder in sein Vaterland, wo Macer, als Prätor, die Regierung mit der größten Rechtschaffenheit verwaltet hatte, wie wir aus einem andern Sinngedichte wissen.

5) Die Alten bedienten sich zum Schreiben des Rohres, wovon Plinius im sechs und dreyßigsten Kapitel des sechzehnten Buches die besten Arten anführet.

So noch wird man mir nicht zu viele vorziehn [6]:
Kleiner will ich doch gern seyn, als Catullus [7].

Kamler.

2.

Schreiben des Sächsischen Generallieutenants von Arnim an den Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg.

Ein Beitrag zur Brandenburgischen Kriegsgeschichte, aus dem dreißigjährigen Kriege.

Um das was der Sächsische Generallieutenant von Arnim dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg auf ein von Demselben an ihn abgelassenes Schreiben antwortete, richtig zu verstehen, wird man sich erinnern müssen, daß die Kurmark unter der Regierung des genannten Kurfürsten durch den dreißigjährigen Krieg in die traurigste

[6] Wenn ich den Macer besinge, werden meine Schriften einen solchen Werth haben.

[7] Martial zeigt sich dadurch, daß er den Catull über sich setzt, als einen geschmackvollen Richter seiner eigenen Werke. Er wußte, daß Catull, wenigstens in Ansehung der Naivität, ihm unerreichbar blieb.

rigste Verfassung gesetzt, und durch die Verwüstungen Kaiser Ferdinands II und seiner Generale fast gänzlich zu Grunde gerichtet war. Entblößt von allen Hülfsmitteln, umgeben mit einem verdächtigen Minister, fand Georg Wilhelm an dem Kurfürsten Johann Georg I von Sachsen einen seiner treuesten Freunde und Bundesgenossen. Und die Truppen dieses Fürsten befehligte damals Johann Georg *) von Arnim, Sohn des ehemaligen Brandenburgischen Landvogts Behrend von Arnim und der Sophia von Schulenburg.

Nicht mindere Liebe, als seine Vorfahren, welche sich gleich nach Vertreibung der Wenden in der Mark niedergelassen hatten, nicht mindere Liebe für dies sein Vaterland zeigte Johann Georg von Arnim. Er ward als Sächsischer General dem Kurfürsten von Brandenburg nützlicher, als wenn er selbst in Dessen Diensten gestanden hätte, wo es ihm dazu an Mitteln gefehlt haben würde. Von einer aufrichtigen Anhänglichkeit an Georg Wilhelm gab er gleich bei seinem Eintritt in Sächsische Dienste einen überzeugenden Beweis: er brachte es 1631 bei dem König von Schweden, Gustav Adolf, dahin, daß dieser dem Kurfürsten die Festung Spandau wieder einräumte. Wo es irgend nur möglich war, suchte Arnim durch die Sächsischen Truppen die Mark Brandenburg zu

 decken,

*) Oder, wie er sich selbst schrieb: Hans Jürge.

detken, und die Brandenburgischen Truppen unter sein Kommando zu ziehn. — Gustav Adolf, von dem er ein Schüler war, schätzte ihn sehr hoch, und rühmte seine Tapferkeit, als er in der Schlacht mit den Polen gegen ihn focht. „Keiner „hat mir heute das Bad so warm gemacht," sagte dieser große Feldherr, „als mein gewesener Scho„lar Arnim." Die Schweden vermehrten noch das Elend in Arnims bereits entkräftetem Vaterlande; welches bei ihm eine Abneigung gegen diese Nation erwekte.

Nach der großen und merkwürdigen Schlacht bei Leipzig, welche die Kaiserlichen d. 7 Septemb. 1631 verloren, zog Gustav Adolf nach Franken, und wandte sich gegen den Rhein. Durch diese Bewegung ward den Kaiserlichen, welche noch alle feste Plätze in Schlesien und Böhmen besetzt hatten, der Weg nach der Mark und nach Sachsen geöfnet. Der siegende Gustav dachte seine Eroberungen bis vor die Thore von Wien zu erstrekken, und alle Hindernisse, welche sich seiner Absicht entgegen stellten, aus dem Wege zu räumen. Es ward daher verabredet, daß die Brandenburgischen und Sächsischen Truppen unter dem General Arnim durch Schlesien und Böhmen bis in Mähren vorrükken sollten, damit Wallenstein nicht Zeit gewönne, daselbst eine Armee zu sammeln. Bei dieser Expedition wäre nichts zu besorgen gewesen, wenn das Baltische Meer die Länder

der der beiden Kurfürsten, so wie das Königreich Schweden, vor dem Einfall der Kaiserlichen geschützt hätte. Da diese aber mit jenen gränzten, so konnte Arnim, ohne Gefahr Sachsen von allem Schutz zu entblößen, bei so später Jahrszeit nicht bis in Mähren vorrükken; sondern es war der Klugheit gemäß, daß, nachdem er (im Novemb.) Prag und Eger und andre feste Plätze in Böhmen eingenommen hatte, er den Winter über in diesem Königreich stehen blieb. Er nahm das Hauptquartier zu Leutmeritz, um die Landesgränzen seines Fürsten zu dekken.

Es war also nicht zu verhindern, daß Wallenstein ein beträchtliches Heer zusammenbrachte, und den Sachsen im Mai 1632 mit überlegner Macht die eroberten Plätze wieder wegnahm. Arnim mußte sich nach Sachsen ziehen; und durch Schlesien streiften die Kaiserlichen Parteien bis in die Mark. — Georg Wilhelm war damals in Preußen, und hatte den Markgrafen Sigismund zum Statthalter in der Mark bestellet. Dieser that alles mögliche, um den Streifereien der Kaiserlichen Einhalt zu thun, und oft erhielt er auch einige Vortheile über die feindlichen Parteien.

Wallenstein verlor einige Zeit durch Unterhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen, welchen er von dem Schwedischen Bündniß abzuziehen dachte; und, als ihm dieses fehl schlug, wandte er sich mit einem mal aus Böhmen nach

Nürn-

Nürnberg, wo Gustav Adolf in einem verschanzten Lager stand. Er setzte sich demselben gegenüber hinter der Rednitz auf dem Alten Berge.

Arnim versäumte nicht, sogleich diese vortheilhafte Gelegenheit zu benutzen, um Brandenburg gegen die Kaiserlichen Invasionen zu schützen. Er verabredete mit Markgraf Sigismund, daß er die Brandenburgischen Truppen aufbrechen und nach Glogau marschiren lassen möchte, wo Er mit den Sachsen zu ihnen stoßen wolle. Der Markgraf sah wohl ein, daß die Brandenburgischen Truppen allein hierzu nicht viel helfen würden: er suchte also den Schwedischen General Dübwal dahin zu bewegen, daß er seine an der Oder und Warte stehenden Truppen, welche in allem in 26 Kompanieen zu Fuß, 13 Kornet *) Reuter, und 9 Comp. Dragoner bestanden, zusammenzog, mit den 15 Kompanieen Brandenburgischer Fußvölker, und 9 Kornet Reutrr unter dem Obersten Köttevitz vereinigte, und gemeinschaftlich mit selbigen zur Verstärkung der Sächsischen Truppen nach Glogau marschirte. Arnim hatte bereits vor ihrer Ankunft diese Festung eingenommen, und vorher die Kaiserlichen aus der Lausitz vertrieben. Nach der Vereinigung dieser Truppen bei Glogau, rükte Arnim

*) Cornette hieß ehemals in Frankreich die Standarte der Kavallerie; daher der Ausdruk: Kornet, statt Kompanie oder Schwadron Reuter.

Arnim nach Steinau, und trieb die Kaiſerlichen bis Breslau zurük. Durch dieſe glükliche Operation bekam alſo die Mark Brandenburg auf einige Zeit Ruhe. Mit den Breslauern ließ ſich Arnim in Unterhandlungen ein, wobei er mit dem General Düwal nicht einig war.

Während dieſer Progreſſen, welche Arnim in Schleſien machte, und wodurch er Brandenburg ſchützte, war Sachſen entblößt: ſo daß der Kaiſerl. General Holk mit einem Korps durch das Vogtland in Sachſen einfiel, und ſeine Verwüſtungen bis vor die Thore von Dresden erſtrekte. Kurfürſt Johann Georg ward hierüber äußerſt alarmirt, und ſchikte eiligſt einen Kurier an Arnim, mit dem Befehle: ſogleich aufzubrechen, Schleſien zu verlaſſen, und mit den Sächſiſchen Truppen in das Land zurük zu kehren. Arnim glaubte Urſachen zu haben, dieſen Befehl nicht zu befolgen. Der Kurfürſt drang aber ſo ſehr darauf, daß er einen zweiten Kurier an Arnim mit wiederholtem Befehl ſchikte, und demſelben an jeden Chef der Regimenter noch eine beſondere Order mit gab, worin er dieſen befahl: daß, wenn Arnim noch ferner zögere, jeder mit ſeinem Regimente aufbrechen und gerade nach Sachſen marſchiren ſolle *).

Arnim

*) Chemnitz Schwediſch-Deutſcher Krieg; Th. 1. S. 457.

Arnim sah wohl, daß bei seinem Abmarsch die Sachen für die Mark Brandenburg in die vorige üble Lage gerathen würden; und wahrscheinlich hatte er auch schon Nachricht erhalten, daß Gustav Adolf nach Sachsen kommen würde. Er ergriff daher eine sehr kluge und für Brandenburg vortheilhafte Partei. Er ließ, ungeachtet des Befehls seines Herren, die Sächsischen Truppen in Schlesien; und marschirte, um doch dem Geheiß des Kurfürsten zu genügen, nur mit 2000 Mann nach Sachsen. Als er daselbst einige Zusammenkünfte mit dem Schwedischen Minister gehalten hatte; kehrte er wieder nach Schlesien zurük. Unterdeß war Gustav Adolf in Sachsen eingerükt, und starb siegend auf dem Schlachtfelde bei Lüzen (den 6. November 1632).

Arnim sah wohl ein, daß nach diesem traurigen Fall nun mehr als jemals seine Gegenwart in Sachsen nöthig sein würde. Im Anfang des 1633 Jahres hatten sich die Kaiserlichen in Schlesien sehr verstärkt. Da sich nun ein großer Theil der Schwedischen Armee nach dem Reich wandte, so entstand für Sachsen eine neue Besorgniß. Ueber die in Schlesien stehenden Kaiserlichen Truppen erhielt der General Gallas das Kommando; dieser rükte vor; Arnim aber zog alle seine Truppen zusammen, ging bei Ohlau über die Oder, von dort über Brieg den Kaiserlichen entgegen, und zwang diese sich nach Böhmen zurük zu ziehn. Im Februar kam der

General

General Graf Thurn an, welcher das Hauptkommando der Verbündeten in Schlesien führen sollte. Bald nach dessen Ankunft ging Arnim für seine Person nach Dresden; und übergab das Kommando über die Sächsischen und Brandenburgischen Truppen dem Herzog Franz Albrecht von Sachsen Lauenburg, welcher bei Schweidnitz stehen blieb. Im Mai kam Arnim wieder zur Armee, verglich sich mit dem Grafen Thurn wegen des Kommando, und fing die Unterhandlung mit den Breslauern wieder an; diese wollten sich aber zu nichts verstehn.

Plötzlich änderte sich die Scene. Wallenstein rükte selbst an der Spitze eines zahlreichen Heers in Schlesien ein, und zog das Korps des General Gallas an sich. Arnim that dagegen alles Mögliche: er rükte eilends bis Münsterberg vor, um den General Gallas anzugreifen, fand ihn aber so verschanzt, daß er von seinem Vorhaben abstehen mußte. Wallenstein, der so sehr wünschte, die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg von dem Schwedischen Bündniß abzuziehn, schlug einen Waffenstillstand zu diesen Unterhandlungen vor; er ward geschlossen, dauerte aber kaum vier Wochen. Arnim ging abermals unter dieser Zeit nach Dresden, traf aber schon im Julius wieder bei der Armee in Schlesien ein. — Unterdeß stand Sachsen den feindlichen Einfällen offen; und der Kaiserl. General Holk fiel auch wirklich mit einem

starken

ſtarken Korps in Sachſen ein, nahm Leipzig weg, und übte entſetzliche Verwüſtungen aus. Arnim, der nunmehr nicht länger Anſtand nehmen konnte, Sachſen zu retten, ſah auf der andern Seite unbezweifelt voraus, daß die ganze Laſt des Krieges, wenn die Sächſiſchen Truppen abzögen, auf die Mark Brandenburg fallen würde. Er ſuchte alſo noch das letzte Rettungsmittel, und bewegte Wallenſtein zu einem zweiten Waffenſtillſtand von vier Wochen; wodurch er ſo viel gewann, daß Holk Sachſen wieder räumen mußte. Arnim ging mit Friedensvorſchlägen nach Dresden; ſie wurden aber nicht angenommen. Er kam den 18. September zurük, und die Feindſeligkeiten nahmen wieder ihren Anfang.

Die Armee der Verbündeten zog ſich bei Kanten zuſammen. Wallenſtein aber ſchikte den General Pikkolomini mit einem Korps ab, um Demonſtrationen gegen die Lauſitz zu machen. Dieſe Bewegung ſetzte Arnim in eine bedenkliche Lage: er lief Gefahr, von der Elbe abgeſchnitten, und dadurch außer Stand geſetzt zu werden, Sachſen zu helfen. Er mußte alſo mit den Sächſiſchen Truppen nach der Lauſitz aufbrechen. Er richtete ſeinen Marſch nach Torgau, wo er in der Nähe ſtand, ſich nach Sachſen, der Lauſitz, und der Mark Brandenburg zu wenden. Er ließ in Schleſien noch zwei Regimenter Sachſen und 2 Regimenter Brandenburger unter dem Befehl des Sächſiſchen

Oberſten

Obersten Dähne bei den Schweden zurük; und befahl demselben besonders, die Brandenburger nicht aus den festen Plätzen heraus zu ziehn.

Allein, nach Arnims Abzug wurden die Schweden bei Steinau geschlagen, und aus ganz Schlesien gejagt. Diese Begebenheit war, so wie es Arnim voraus gesehn hatte, von traurigen Folgen für die Mark Brandenburg; welche itzt den Grausamkeiten und Verwüstungen der Beschützer des Römischen Reichs ausgesetzt wurde. Kurfürst Georg Wilhelm konnte den Kaiserlichen nicht widerstehen. Er gerieth hierüber in nicht geringe Verlegenheit, glaubte nicht mehr in seiner Residenz sicher zu sein, und wollte sich in eine Festung retiriren. In dieser dringenden Gefahr wandte er sich an Arnim, und schikte demselben ein Schreiben durch einen seiner Hofjunker, welcher den Sächsischen General bei Bauzen in einem Dorfe Boschwitz (vermuthlich Buschwitz) antraf. Auf dies Schreiben antwortete Arnim dem Kurfürsten folgendes *).

„Durchlauchtigster Hochgeborner Kurfürst!

„Ewr. Kurfürstl. Durchlaucht sind meine un„terthänigste und gehorsamste Dienste bekannt.

„Würdig-

*) Das Original dieses Antwortschreibens ist in dem Königlichen Archiv zu Berlin.

„Würdigster Herr, die Oerter, so von den Schwe-
„den in Schlesien besetzt gewesen, haben sich
„alle ergeben; die aber von den unsrigen halten sich,
„wie Ew. Kurfürstl. Durchlaucht aus des Herrn
„Obersten Dähne Schreiben zu ersehen. Hätten
„die Herrn Schweden sich in ihrem Posten gehal-
„ten, und wären aus dem Felde geblieben, so hät-
„ten sie mit großen Ruhm und Nutzen das Land
„erhalten. Nunmehro ist es aber nicht zu ändern,
„sondern nur nöthig darauf zu sehen, wie ferner
„Unheil verhütet.

„Daß der Herr General Bannier sein Volk,
„darauf er Ew. Kurfürstl. Durchlaucht vertröstet,
„zusammen ziehe, will hoch von nöthen sein; und
„daß selbiges aufs allereheste geschehe, denn der
„Feind noch nicht Volk aus Böhmen ausmarschi-
„ren läßt. Wären Ew. Kurfurstl. Durchl. Lande
„und die Stadt Wittenberg nicht zu konsideri-
„ren; könnte des Orts wohl etwas durch göttlichen
„Beistand verrichtet werden. Nun aber sind wir
„schon in Aufbruch begriffen, und marschiren auf
„Torgau. Die Armee kann nicht anders konser-
„virt werden, als daß ihnen ein Monat Sold ge-
„reichet, zu Kompletirungen Rekrutengelder und
„gute Quartire gegeben. Darum habe ich nun in
„die vierte Woche sollicitirt. Es ergehet nun aber,
„was zuvor allewege geschehen: daß nichts darauf
„erfolgt; darum kann ich zu den Sachen nicht
„mehr thun. Wie ich vormalen auch von Wer-

„bungen

„bungen gesagt, so hat mans für unnöthig geach-
„tet, und vermeinet es wäre allenthalben schon so
„viel Volks auf den Beinen, die das ganze Reich
„schützen könnten. Nun siehet man wohl, woran
„der Mangel ist; was zuvor für unmöglich gehal-
„ten. Ein ehrlicher Mann soll viel thun, und
„man giebt ihm kein Mittel darzu; darum stehet
„Land und Leute, und unsere Ehre in großer
„Gefahr.

„Wie weit meine Gedanken mit des Herrn
„General Vanniers, wegen Besetzung der genann-
„ten Oerter, übereinkommen, ist Ewr Kurfürstl.
„Durchlaucht schon bekannt. Wann alles aufs
„genäueste gerechnet, so werden Ew. Kurfürstl.
„Durchlaucht alhier über 1400 Mann zu Fuß und
„1300 Pferden in allem nicht haben. Denn auf
„die Weise, wie es bisher gegangen, ist mir un-
„möglich eine Armee zu konserviren, die stetig stra-
„paziret, und nimmer dazu geworben wird. Ich
„bitte nochmalen unterthänigst, Ew. Kurfürstl.
„Durchl. lassen an allen Orten, wo nur möglich
„Volk aufzubringen, werben. Denn Sie sehen es
„schon, und wird noch mehr geschehen, daß das
„konföderirte Volk so hart engagirt, daß Ew.
„Kurfürstl. Durchl. sich auf den Succurs wenig zu
„verlassen.

„Ihro Fürstl. Gnaden Herzog Berendt *)
„sollen in Anzuge sein. Wann nun der Herr Ge-

„neral

*) Bernhard von Sachsenweimar.

„neral Bannier 12000 Mann dazu brächte, so „stünden die Sachen so gefährlich nicht. Mein „Calculus will aber nicht wohl zutreffen.

„Ew. Kurfürstl. Durchl. haben den Feind nicht „geringer als auf 26000 Mann effective zu schätzen; „das habe ich lange gesaget. Hätte mans ehender „geglaubet, so wollte ich verhoffen, es wäre etwas „mehr zur Sachen gethan worden. Dieweilen „aber keine Mittel vorhanden, so werden auch „schlechte Anstaltungen können gemachet werden.

„Was Ewr. Kurfürstl. Durchl. ich vor zwei Jah„ren wegen des Landes Volks habe unterthänigst „erinneren lassen, dazu rathe ich noch: daß eine „gewisse Austheilung gemacht, wie viel aus jeder „Stadt und Dorfe, so Ew. Kurfürstl. Durchlaucht „oder denen von Adelle und Städten zuständig, „deren man noch mächtig, und da es sicher geschehen kann, sollen geschaffet werden, und das schleunigst solches befohlen. Fehlet es an Officirern, so „kann mans unter den andern Regimentern stellen, „daß sie etwas mit dem Gewehr unterwiesen; so „können auch von den alten Regimentern Officirer „dazu genommen werden. Und daß die vom Adell „nicht allein mit ihren gehörigen Lehnpferden, son„dern so stark als immer möglich, aufsitzen, und „an einen sichern Ort beschieden. Hoffe, weil die „Wohlfarth des Vaterlandes daran gelegen, sie „werden sich dessen nicht verweigern.

„Die-

„Dieweilen die Elbe sehr hoch, wollte ich da„für achten, daß Ew. Kurfürstl. Durchlaucht für „Ihre hohe Person nirgends sicherer als in die Al„temark sein könnten. Denn daß sich Dieselben in „eine Festung sollten sperren lassen; dazu könnte „ich nicht wohl rathen.

„Das Pulver hätten Se. Kurfürstl. Durchl. „zu Sachsen hoch nöthig gehabt; dieweil es aber „davon genommen, befinde ich nicht, daß es Sr. „Kurfürstl. Durchl. groß zuwidern.

„Ew. Kurfürstl. Durchlaucht wollen es gnädigst „mir verzeihen, daß Deroselben Junker so lange „aufgehalten. Ich bin mit einer starken Partei „nach Böhmen gewesen, damit ich sehen möchte „was der Orten noch für Volk. Der Feind hat „sich gewiß mit 4000 Pferden Teutsch Volk daselb„sten präsentirt, sind mit meinem Vortrup zusam„men gewesen, denselben repussiret; ist aber ohne „Schaden abgegangen, mögen auf jeder Seite 30 „Pferde geblieben sein.

„Befehle Ew. Kurfürstl. Durchlaucht hier„mit der gnädigen Aufsicht des Allerhöchsten, „und verbleibe

„Ew. Kurfürstl. Durchl.

„Boschwitz, am 31 Okt. „unterthänigst gehorsamster
„Anno 1633. „H. v. Arnim."

Aus diesem Schreiben erhellet ganz unzweifelhaft die aufrichtige Gesinnung des General Arnim gegen den Kurfürsten von Brandenburg und gegen sein Vaterland. Man sieht auch, daß, wenn die Schweden dem Rath des Sächsischen Generals gefolgt wären, das Unglük bei Steinau nicht geschehen wäre. Der Kurfürst von Brandenburg folgte Arnims Rath, und ging nach Stendal. Auch hatte der Kurfürst schon im vergangnen Jahre die Landeinsassen mit schuldigen Pferden, die Städte aber Mann bei Mann, aufbieten lassen, daß sie sich gefaßt machen sollten; und wer Krankheit oder Alters halber sich nicht stellen könne, müsse einen jungen brauchbaren Mann an seine Stelle schikken *).

Nach dem unglüklichen Treffen bei Steinau fielen die Kaiserlichen in die Mark, nahmen Frankfurt an der Oder ein, und streiften bis vor die Thore von Berlin. Georg Wilhelm hatte nicht Truppen genug, die er ihnen entgegen stellen konnte. Arnim kam aber noch in der späten Jahrszeit mit den Sachsen in die Mark, rükte vor Frankfurt, unternahm die Belagerung; und nur der harte Frost, der es unmöglich machte mit dem Schanzzeug in die Erde zu kommen, und der seine Soldaten wegraffte, brachte ihn zu dem Entschluß, die Belageruug aufzuheben. Er zog sich nach Berlin, und

*) S. Mylius Ediktensammlung, Jahr 1632. den 22 November.

und blieb daselbst den Winter, um im Frühjahr desto näher zu sein, dem Kurfürsten und seinem Vaterlande beizustehen. Diese so spät unternommene Belagerung zog Arnim manchen bittern Vorwurf, besonders von den Schweden, zu. Die Liebe zu seinem Vaterlande und zum Kurfürsten aber setzte ihn über alle ungünstige Urtheile weg.

Sein Andenken muß daher bei jedem patriotischen Brandenburger verehrungswerth bleiben; zumal da diese edlen Gesinnungen von uneigennütziger Treue gegen den Landesherrn, ächter Vaterlandsliebe, und redlich-thätigem Eifer, das Beste desselben zu befördern, bis in unsern Zeiten auf Arnims Nachkommen vererbt sind.

Berlin. Hennert.

3.

Ueber den Magnetismus in der Berliniſchen Charité.

An die Herrn Herausgeber der Berl. Monatschrift.

So sehr ich lange schon gewünscht habe, daß man in Ansehung des sogenannten Magnetismus endlich einmal zu einer klärern Einsicht und zu entscheidenden Resultaten gelangen möchte, so habe ich doch nie eine Versuchung gefühlt, selbst, näher

oder entfernter, zur Aufklärung dieses Dunkels beizutragen; ja ich hielt es lange in mehr als einer Rükſicht für bedenklich, auch nur ein Zeuge von Verſuchen mit dieſer (ſoll ich ſagen, alten oder neuen?) Entdekkung zu ſein: weil alle Verſuche mit Menſchen nie ſo genau und zuverläſſig ausfallen können, als mit der lebloſen Natur. Man mag dabei mit noch ſo vieler Behutſamkeit zu Werke gehn, und mit noch ſo geſchärftem Blik alles auffaſſen; in unzähligen Fällen wird es unmöglich bleiben, zu entſcheiden, in wiefern eine Erſcheinung nach bloß phyſikaliſchen Geſetzen, ohne alle Mitwirkung der Willkühr, erfolgte. Und wenn es vielleicht in einem gegebnen Falle an und für ſich noch Mittel gäbe, ſich hiervon zu überzeugen, ſo kann man doch ſelten einen Menſchen (an deſſen angeſtammter Würde uns zu vergreifen, ſelbſt die edelſte Wißbegierde uns nie berechtigen kann) genau dem Zuſtande unterwerfen, in welchem man ihn beobachten möchte. Strenge genommen, ſind daher faſt alle ſogenannte Verſuche mit Menſchen nichts weiter als Beobachtungen, und geben eben deswegen nie ſo zuverläſſige Reſultate, als man ſich von wirklichen Verſuchen verſprechen kann. Hat man obenein nicht ganz freie Hand, alles was man für nöthig hält, um jede Erſcheinung von allem Zufälligen zu entkleiden, nach eigenem Gefallen zu veranſtalten; fehlt es an Mitteln, alles Vorhergehende, was auf das gegenwärtige Faktum wirken kann, vollſtändig zu unterſuchen; giebt es ſogar ſchon Theorieen, in die ſich jeder Erfolg einpaſſen läßt: ſo iſt man unausbleiblich einer doppelten Gefahr ausgeſetzt; man wird theils ſelbſt Trugſchlüſſe machen, theils die Trugſchlüſſe eines Andern (ſei es auch nur durch Schweigen, oder durch

die Unmöglichkeit das Gegentheil überzeugend darzuthun) bestätigen müssen.

Ungeachtet ich mir dies alles, bei mehr als einer Gelegenheit, vorgestellt hatte; so ward ich doch zufällig veranlaßt, einer sogenannten Manipulation beizuwohnen; und ich überschikke Ihnen hier eine getreue, und mit Fleiß von keiner Reflexion begleitete, Erzählung dessen, was ich dabei gehört und gesehen habe. Da ich an Ort und Stelle nichts aufgeschrieben hatte, sondern erst auf meinem Zimmer diese Erzählung entwarf: so hielt ich es um so nothwendiger, dieselbe den übrigen Augenzeugen, welche ich kannte, zur Durchsicht mitzutheilen, weil ich mir weder ein so scharfes Auge, dem nichts Erhebliches entwischt sein könnte, noch ein so getreues Gedächtniß zutraue, daß ich allein für die pünktlichste Richtigkeit aller einzelnen Umstände bürgen möchte. Herr Delbrük hatte gleich auf der Stelle verschiedenes aufgeschrieben: und die meisten Unterzeichneten hatten, sobald sie nach Hause gekommen waren, eine vollständige Geschichtserzählung entworfen. Alle haben durch ihre Unterschrift bezeugt, daß sie sich der Sachen eben so erinnert haben, wie sie von mir sind vorgetragen worden. Nur über einzelne Nebensachen hat Einer oder der Andere etwas zu erinnern gefunden; und ich lege ihnen alle diese größtentheils von mir genutzte Erinnerungen bei, damit Sie Sich Selbst überzeugen können, daß keine einzige derselben irgend einen Umstand betrift, welcher die Hauptsachen in ein anderes Licht stellen könnte.

Berlin, d. 17 Jan. 1790. Joh. Friedr. Zöllner.

* * *

Berlin, den 28. Dezember 1789.

Heute fanden sich Unterschriebene, Morgens zwischen sieben und acht Uhr, in dem Charité-Hause, auf dem Wohnzimmer des Königl. Pensionärchirurgus, Herrn Lohmeyer, ein. Nur wenige von uns hatten vorher gewußt, daß wir mehr als drei oder vier Personen dort antreffen würden, und einige waren einander völlig unbekannt.

Bald nach acht Uhr trat eine Frauensperson von mittlerer Größe und schwächlichem Körperbau, mit einer eingedrükten kranken Nase, leicht, aber vollständig gekleidet, ins Zimmer. (Sie ist die Tochter eines Glasers Jahn in Potsdam.) Sie setzte sich auf einen gepolsterten Lehnstuhl, welcher auf einem, vermittelst einiger Pechkugeln isolirten, Brette stand. Herr P. Lohmeyer setzte sich auf einen Rohrstuhl, der auf demselben Brette stand, vor sie; nahm ihr von ihrer Kleidung nichts weiter ab, als ein seidenes Halstuch, unter welchem sie noch ein leinenes hatte, nebst den Steknadeln am Brusttuch; und bemerkte, daß alle Farben beim Magnetisiren schädlich wären, weswegen er es auch lieber sehen würde, wenn sie kein buntes Kamisol anhätte.

Er strich mit seinen beiden Händen ihr, über den Kleidern, von der Gegend der Brust unter den Rippen bis auf die Knie herab, einmal nach dem andern, nicht völlig fünf Minuten lang.

Wäh-

Während dieser Zeit sprach er mit uns über allerlei Erscheinungen bei den magnetisirten Personen, und fragte die Kranke von Zeit zu Zeit, ob sie schläfrig werde. Als sie Ja antwortete, setzte er ihr seine beiden Daumen unter der Gegend, wo die Rippen sich endigen, etwa drei Finger breit rechts von der Mitte des Körpers. Dies, sagte er, habe sie ihm selbst als ein Mittel, das Streichen abzukürzen, angegeben; und um den Einfluß davon zu verstärken, mußten einige Anwesende ihn an den Schultern und auf dem Rükken berühren. Da er sie nach ohngefähr 13 Minuten wieder fragte, erfolgte keine Antwort. „Nun schläft sie „so fest, sagte er, daß man sie durch das stärkste „Rütteln nicht aufwekken, und daß sie das Ab„feuern einer Kanone nicht hören würde, wofern „man sie nicht an den Daumen hielte.“

Er faßte hierauf ihre Daumen mit beiden Händen an, und that verschiedene Fragen an sie. Die wichtigsten derselben betrafen die Länge ihres jetzigen Schlafes und die Dauer der Kur mittelst des Streichens. Sie antwortete sehr leise, so daß wir nicht genau verstehen konnten, was sie sagte, zumal, da die Beschaffenheit ihrer Nase die hervorgebrachten Töne noch dumpfer machte. H. P. Lohmeyer wiederholte indeß jede Antwort laut; und in der Folge sprach sie vernehmlicher.

Ueber die Dauer der Kur ward sie nach einem Blatte befragt, auf welchem die Antworten geschrie-

schrieben standen, die sie drei Tage zuvor auf dieselben Fragen gegeben hatte. Auf die Fragen: „wie lange sie noch müsse gestrichen werden, wenn sie täglich sechs Stunden schliefe;“ und: „wie lange, wenn ihr Schlaf nur fünf Stunden dauerte,“ stimmten ihre Antworten genau mit den aufgeschriebenen, bis auf den Abzug dreier Tage. In den fernern Angaben der Zeit: „wenn sie täglich nur vier, drei oder zwei Stunden schliefe,“ wich sie dagegen um zwei bis vier Wochen davon ab. Herr Lohmeyer sagte: „sie möchte sich Zeit nehmen, sich besinnen, nicht verdrießlich werden,“ wiederholte eben die Fragen, und erhielt Antworten, die mit den aufgeschriebenen ziemlich zusammen trafen. Er bemerkte, daß ihr die letztern Angaben nicht so geläufig wären, als die erstern, nach welchen er öfter frage.

Auf die Frage: „wie viel es an der Uhr sei,“ antwortete sie: bald ein Viertel auf Neun. Eine von unsern Uhren war acht Minuten darüber. Nachdem wieder einige Fragen über den Sitz ihrer Krankheit geschehen waren, und sie unter andern auch gesagt hatte, daß sie am Donnerstag Abends um sechs Uhr ihre gewöhnlichen Krämpfe wieder bekommen würde, wich ihre Zeitangabe von eben der Uhr um siebenzehn Minuten ab; und als dies von den Anwesenden erinnert ward, fragte H. L. sie: „ob es näher zu einem Viertel oder zu halb sei“ u. s. w. und so erfolgte endlich

eine

eine Antwort, die nur um einige Minuten von ihrer vorigen Zeitbestimmung abwich.

Herr L. bat uns, ein wenig zurük zu treten, und fragte sie nun: ob jemand ihn anrühre. Sie sagte deutlich, Nein. Nun ersuchte er zwei von uns, die Hand auf seine Schultern zu legen, oder ihn an den Haarzopf zu fassen, und fragte sie hierauf: ob sie sagen könne, wie viele ihn anrührten. Sie antwortete: zwei. Es hatte wirklich noch ein Dritter seine Hand auf ihn gelegt; und als wir dies erinnerten, sagte H. L.: „Dies sei nichts Befremdendes, denn da sie die Anzahl der Personen, welche ihn berührten, nur nach Maaßgabe des vermehrten Ueberströmens der Kraft bestimmen könne, so sei es leicht zu irren; weil vielleicht das Ausströmen nicht von jedem gleich stark erfolge, zumal wenn sie nicht alle völlig gesund wären, oder ihn nicht gleich stark berührten.“ Daß vielleicht auch, wenn unter den Berührenden jemand krank wäre, etwas von der Krankheit in sie übergehn könne, ward nicht bemerkt.

Da Herr L. über alles, was er die Kranke fragte, vorher laut sprach, und meistentheils aus dem, was er sagte, jeder von uns die zu erwartende Antwort schon vorher abnehmen konnte; da ferner keine Antwort etwas enthielt, wozu eine ungewöhnliche Geisteskraft erfordert würde; da endlich die Angabe der Zeit, auf die uns Herr L. Anfangs besonders aufmerksam gemacht hatte,

erst

erst ungefähr berichtigt ward, nachdem schon laut darüber war gesprochen worden; folglich alles sehr leicht zu erklären war, wenn die Person nicht wirklich schlief: so fragte jemand Herrn L.: „Wo„durch Er sich überzeugt habe, daß die Kranke wirk„lich schlafe, und nichts von dem hören könne, „was wir unter einander sprächen?"

Herr L. antwortete auf diese Frage nicht sogleich ausführlich, sondern sagte: wir müßten über das Eine nicht das Andere vergessen, damit wir uns nicht verwirrten. Er fragte abermals verschiedenes, unter andern auch, „was es für Wet„ter sei," und: „wie er selbst heiße." Sie sagte auf beides: sie wisse es nicht. Er nannte ihr nun mehrere Namen, und unter denselben auch den Seinigen, den sie dann wiederholte.

Herr L. kam nun auf unsere Frage wieder zurük, und sagte: „ungeachtet es kein Kompliment „für ihn sei, wenn man Mißtrauen in ihn setze, „so könne er es doch nicht hindern. Es gäbe Un„gläubige, die an Allem zweifelten *). Er wolle „nochmals unter andern noch folgenden Versuch „machen

*) Wir setzten in der That kein Mißtrauen in Herrn Lohmeyer's Charakter, der von allen, die ihn kennen, als sehr gesetzt und rechtschaffen gerühmt wird. Auch fiel es wohl keinem unter uns ein, die von Herrn Prof. Selle angestellten Versuche zu

„machen Es solle jemand dicht an ihrem Ohre „mit einem Messer stark an ein Glas schlagen, und „sie werde nichts davon hören, so lange er nicht „mit ihr in Verbindung sei; sobald er sie aber an „den Daumen halte, werde sie den leisesten Klang „des Glases auch in der fernsten Ekke des Zimmers „vernehmen.“ Er vergaß in der Folge, diesen Versuch anzustellen; und von uns drang Niemand auf denselben, weil damit nichts bewiesen werden konnte.

Herr L. strich der Kranken den rechten Arm, den sie auf dem Schoß herab hängen hatte, etwa zwanzigmal, gerade herunter bis an die Finger, mit seinem rechten Daumen, und ersuchte nun jemanden von uns, sich mit dem Daumen der gestrichenen Hand zu nähern. Unterdeß dies allmählig geschah, machte uns Herr L. durch ein wiederholtes Nun, oder Sehen Sie! auf die Hand der Kranken aufmerksam. Sie krümmte, so wie sich der Fremde ihr näherte, erst die Spitzen der Finger, zog dann die Hand, ein wenig krampfhaft, zusammen, zukte leise mit dem Arme, und legte endlich beide Arme, mit einem Seufzer, über einan-

zu bezweifeln, aus welchen sich ergiebt, daß diese Person sonst durch das Streichen in den Schlaf gebracht worden sei. (S. Berl. Monatsschr. Nov. 1789.) Die Frage war nur: wodurch Er überzeugt sei, daß die Person jetzt schlafe.

einander. Eben diese Erscheinung erfolgte zum zweitenmal unter denselben Umständen; und jedesmal sagte die Kranke, als sie auf die gewöhnliche Art befragt ward, sie fühle eine Taubheit im Arme, die durch Streichen würde gehoben werden.

Wir äusserten den Wunsch, daß jemand von uns die Stelle des Herrn Pensionär's einnehmen dürfte; und er antwortete: „es könne dies allerdings geschehen; jedoch müsse der, welcher „sich dazu entschlösse, vollkommen gesund sein; „weil sonst seine Krankheit (obgleich nur auf „eine kurze Zeit) in die Jahnin übergehen „würde." Herr Doktor Welper traute sich eine völlige Gesundheit zu, berührte Herrn Lohmeyer, wie dieser es vorschrieb, eine Zeitlang, setzte seinen Daumen ein paar Minuten auf den Unterleib der Kranken, trat dann auf das isolirte Brett, und setzte sich auf den Stuhl vor der Kranken. Herr L. blieb gleichfalls auf dem Brette, „damit er sich „desto leichter wieder mit der Kranken in Verbindung setzen könne;" jedoch stand er so, daß er sie auf keine Weise, weder mittelbar noch unmittelbar, berührte.

Es hatte unterdeß jemand das Wort Haus mit großen starken Buchstaben auf ein Papier geschrieben *). Herr D. Welper faßte die Daumen der Kran-

*) H. P. Lohmeyer wünschte, daß man ein einsylbiges Wort wählen möchte, weil ein vielsylbiges der Kranken zu schwer werde.

Kranken mit beiden Händen, und Hr. L. hielt ihm das Papier, unter welches noch einige Blätter gelegt waren, damit die Schrift nicht durchschimmern möchte, so vor die Augen, daß die Kranke nichts, als die weiße Unterlage, hätte sehen können: wenn sie ja die Augen geöffnet hätte. In dieser Stellung sagte H. Lohmeyer dem H. D. Welper: er möchte seine Augen bloß auf das Wort heften und alle seine Gedanken nur darauf richten. Dann sprach er ihm folgende Fragen vor, welche dieser an die Kranke wiederholte.

„Was mache ich?" Antw. „Ich weiß nicht."

„Höre ich etwas, sehe ich einen Gegen„stand u. s. w.?" Antw. „Sie sehen."

„Sehe ich eine Blume, ein Thier, einen „Stuhl, ein Wort?" Antw. „Ein Wort."

„Was für ein Wort?" — Antw. „ich weiß nicht."

Nun bat H. D. Welper den Herrn Pensionär, er möchte ihn allein fragen lassen, und nannte der Kranken mehrere Wörter Sie antwortete nicht. H. W. nannte abermals einige Wörter, und sie sagte unwillig: „Sie sprechen zu geschwinde." Herr L. unterbrach die Frage mit der Bemerkung, daß H. W. vielleicht unrecht lese, weil er das rechte Wort noch nicht genannt habe: es sei ein u. (Der H. Doktor hatte wirklich Hans statt Haus gelesen.) Er fragte nun: „Heißt das Wort, welches ich sehe, „Stuhl, Tisch, Haus, Bette?" Sie antwor-

tete: „Bette.“ Nachdem H. L. sie erinnert hatte, sich Zeit zu nehmen, nannte H. W. ihr abermals einige Wörter, und nun antwortete sie verdrießlich: „Haus.“ H. L. äußerte die Besorgniß, sie möchte zu stark angegriffen werden. „Er pflege „ihr dergleichen Antworten ein wenig leichter zu „machen, damit sie nicht von einer allzugroßen „Anstrengung Kopfschmerzen bekäme; sie müsse „doch bei diesem Versuche die Gedanken des Fra„genden errathen. Ueberhaupt habe er nicht die „Absicht, Versuche mit ihr anzustellen, sondern „sie zu heilen.“

H. D. Welper fragte sie weiter: „Ob er voll„kommen gesund sei?“ Antw. Ja. „Ob er bald „krank werden würde?“ Antw. Ja. — „Ob in „acht, vierzehn Tagen, drei Wochen?“— Antw. In vierzehn Tagen. — „Ob heftig, oder nur „ein wenig?“ Hierauf antwortete sie so unvernehmlich, daß wir uneins waren, ob sie: sehr, ein wenig, oder ich weiß nicht, gesagt habe. Herr L. meinte, sie habe: ein wenig, gesagt. Und auf die Frage: Werde ich Kopfschmerzen, Fieber, Schnupfen, Husten bekommen? antwortete sie deutlich: einen Schnupfen. Der Herr Pensionär erinnerte, daß dies vielleicht nicht eintreffen könne, weil in vierzehn Tagen, durch zufällige Umstände der Schnupfen beschleunigt, oder auch in eine andere Krankheit verwandelt werden könne. Ihm selbst habe sie eine heftige Krankheit

ange-

angekündigt; er habe aber während der bestimmten Zeit nur einen unbedeutenden Husten bekommen, und sie habe dann gesagt: er würde heftig krank geworden sein, wenn er nicht den Husten bekommen hätte *).

Hr. Lohmeyer nahm wieder seine Stelle auf dem Stuhle vor der Kranken ein; und strich, auf Herrn Dr. Welpers Bitte, ihr die rechte Hand, wie es schon zuvor geschehen war. Er ließ sie hierauf ganz los, und ersuchte den Herrn Doktor, sich ihr mit seinem Daumen allmählig zu nähern. Dieser hielt seinen Daumen, nicht nach der Kranken, sondern nach seiner eignen Brust gekehrt, etwa drei Fuß von der gestrichenen Hand unbeweglich still; dennoch bekam die Kranke eben solche Zukkungen, wie sie vorher bei einer wirklichen Annäherung bekommen hatte. Herr L., der seinen Blik bloß auf die Hand der Kranken geheftet hatte, sagte: „Sehen Sie, so wie Sie, Sich ihr nähern, bekommt sie Krämpfe.“ Herr D. W. aber berief sich auf die Umstehenden, daß er sich wirklich ihr nicht genähert habe. Der Herr Pensionär meinte, es müsse also auch in der Entfernung wirken; wogegen wir einwandten, daß einige von uns der Kranken näher ständen, als der Herr Doktor. Es ward noch einmal gestrichen. Ehe weiter etwas gesprochen ward,

*) H. D. Welper hat heute (d. 15 Jan. 1790) wirklich noch keinen Schnupfen.

fuhr Herr W. mit seinem Daumen gegen die gestrichene Hand zu, und sie bekam keine Zukkung. Herr L. bemerkte, man müsse nicht mit der geballten Hand, sondern mit dem vorgestrekten Daumen sich nähern. Herr W. strekte den Daumen vor, sagte: „so machte ichs", und fuhr wieder, ehe etwas anders gesprochen ward, auf die Hand der Kranken zu. Sie bekam keine Zukkungen. Es ward wieder gestrichen. H. W. fragte, ob er sich nun nähern könne. Auf die bejahende Antwort hielt er einige Sekunden den Daumen, so aufgehoben, wie er ihn schon zuvor hatte, unbewegt. Während dieser Zeit fing die Kranke an, ihre Finger abwechselnd zu krümmen und auszustrekken. Herr W. zog nun seinen Daumen sogar ein paar Fuß zurük; sie fuhr mit der vorigen Bewegung fort, zukte auch mit der Hand bald rük- bald vorwärts, legte endlich die Arme schnell mit einem Seufzer über einander, und wandte sich ein wenig auf die linke Seite.

Man hatte uns auch gesagt: die Kranke könne, durchs bloße Gefühl einer besondern Einwirkung, Metalle, welche in Papier gewikkelt wären, unterscheiden; besonders machten die unedlen Metalle ihr unangenehme Empfindungen. Wir baten, auch diesen Versuch zu machen. Indem wir Gold- und Silberstükke von gleicher Größe heevorsuchten, erinnerte sich Herr Lohmeyer, der eben die bei

diesen Versuchen beobachtete Vorsicht erzählte, daß man kein Gold nehmen müsse, welches mit Silbergeld zusammen (obgleich in verschiednen Säkchen einer Börse) gesteckt habe; weil das Gold dadurch etwas von dem Einfluß des Silbergeldes anzunehmen schiene, und die Kranke dadurch verwirret würde. Jemand in der Gesellschaft hatte Gold allein in der Tasche, und gab einen Friedrichsdor. Ein andrer gab ein Zweigroschenstük. Jedes ward in ein einfaches Papier gewikkelt. Hr. L. gab ihr eines von den Papieren in die Hand, und sagte: „ich gebe dir hier ein Stük „Metall; weißt du, was es für welches ist?“ Antw. Nein. — „Ist es Kupfer, Gold, Silber, „Blei?“ Sie antwortete Gold. Als nun Hr. L. das Papier geöfnet und gesehen hatte, daß ein Zweigroschenstük in demselben war, sagte er, sie mögte sich nicht übereilen, gab ihr das zusammengewikkelte Papier wieder, und fragte wie zuvor. Nun antwortete sie etwas, das wir nicht recht verstanden. Hr. L. sagte: er habe gehört: „es „ist Kupfer mang“ (darunter); und nun ward durch einige andre Fragen herausgebracht, daß die Kranke es für Kupfer mit Silber halte. Hierauf bat Hr. L. ihm das andre Papier zu reichen. Man gab ihm aber in dem andern Papiere das erste Stük Geld wieder. Er legte es ihr in die Hand, und fragte wie zuvor. Sie antwortete: „es ist mir zu schwer.“ Er sagte: sie möchte sich Zeit

nehmen, sich besinnen und nicht verdrießlich werden. Sie ward abermals befragt: „ob es Gold, Silber, Kupfer sei; und antwortete: Gold. H. L. öfnete das Papier, und als er das Zweigroschenstük erblikte, fragte er sie: „wie es zugehe, daß sie sich irre? „Wir müssen vielleicht nicht recht gehört haben," fuhr er fort, und fragte sie: „Wie „hast du gesagt: Gold oder Geld?" Sie antwortete etwas unverständliches; wenigstens waren wir getheilt, ob wir Geld oder etwas anders gehört hätten. Herr L. wiederholte, was er schon bei mehrern Gelegenheiten gesagt hatte, daß die Jahn heute nicht recht wohl sei, und nicht ihre gewöhnliche Munterkeit habe. „Das soll sie Ihnen," setzte er hinzu, „sogleich selbst sagen;" und es geschah auf sein Befragen.

Endlich ward sie, durch einige Querstriche über den Augen, gewekt; nachdem sie zuvor im Schlafe gesagt hatte: daß sie, ungestört, noch eine kleine halbe Stunde schlafen würde, und durch die heutigen Versuche um einen Tag in ihrer Heilung, die nach ihrer Versicherung nach 5 Wochen und einem Tage erfolgen sollte, zurük gekommen sei. — Sie rieb sich die Augen, richtete sich auf, stützte die Hand unter den Kopf, und klagte über Kopfschmerzen.

Zöllner.

Unter-

Unterschrieben und bestätigt haben diesen Aufsatz als Augenzeugen:

Graf von Wingerski, Königl. Preuß. wirklicher Kammerherr, und des Malteser Ordens Komthur.

von Reibnitz, Kammerassistenzrath und Kammergerichtsassessor.

A. H. Niemeyer, Professor aus Halle.

Schwarzkopf, Kur-Hannöverischer Geheimer Kanzlei- und Legationssekretär.

D. Welper.

von Brinckmann, aus Schweden.

G. L. Spalding, Professor am Berlinischen Gymnasium.

P. F. G. Delbrück, aus Magdeburg, Studiosus in Halle *).

4.

Ueber den thierischen Magnetismus.

Es ist wohl nicht leicht eine Begebenheit, sie möge nach den unwandelbaren Gesetzen der Natur oder nach unbestimmten sittlichen Antrieben erfolgt sein,

*) Es waren noch Mehrere zugegen, als Herr von Itzenplitz, Herr von Borch, u. s. w. denen man dies Protokoll zur Unterschrift vorzulegen nicht Gelegenheit gehabt hat.

mit mehrerer Parteilichkeit beobachtet und beurtheilt worden, als der so genannte thierische Magnetismus. Zwar hat jede neue auffallende Entdekkung in der Physik, jede ungewöhnliche sittliche Handlung, das zur unvermeidlichen Begleitung und Folge, daß die Beurtheilungskraft aller nur etwas denkenden Köpfe eine Lanze dagegen zu schwingen versucht; aber nicht leicht hat sich an beiden Seiten so viel Heftigkeit und Parteilichkeit gezeigt, als in Sachen des thierischen Magnetismus. Die Ursachen davon in dem dermaligen Zustande der Kultur und in dem daraus entspringenden Geiste unsers Zeitalters aufzusuchen und zu bestimmen, und aus diesen durch analogische Schlüsse auf die ferneren Wirkungen dieser Ursachen zu folgern: würde eine sehr interessante und lehrreiche Untersuchung sein; und ich wünschte, daß irgend ein aufmerksamer Beobachter unserer Zeiten durch richtige Zusammenstellung aller politischen und moralischen Begebenheiten die natürliche Verwandtschaft derselben finden und darstellen möchte. Die Absicht des gegenwärtigen Aufsatzes geht nicht bis dahin; ich will nur über das, was mir von dem thierischen Magnetismus gegeben ist, mein Urtheil sagen.

Die Beantwortung der Frage: welchen Antheil das reine Erkenntnißvermögen an unserer wirklichen Erkenntniß habe, war schon lange dahin

hin ausgefallen, daß alle unsere Erkenntniß von wirklichen außer uns befindlichen Dingen auch nur von außen her gegeben und veranlaßt werden könne. Schon lange ist man darüber einig gewesen, daß der natürliche Mensch im eigentlichen Sinne des Wortes schlechterdings nicht prophezeihen könne. Demungeachtet sind von dem thierischen Magnetismus Erscheinungen angegeben worden, die zum Divinationsvermögen zu führen scheinen. Und entweder müssen die Beobachtungen dieses Magnetismus falsch, oder die daraus gezogenen Schlüsse unrichtig sein, oder wir haben den obigen Satz zu früh als ein unumstößliches Prinzip der Vernunft aufgestellt. Ob ich aus dem, was mir vom thierischen Magnetismus bekannt ist, entscheidend folgern kann, welcher von diesen drei Fällen der wahre sei, weiß ich nicht. Ich erzähle, was ich weiß und glaube.

Wer da weiß, wie genau die Erscheinungen und Handlungen, die unter dem Namen des thierischen Magnetismus bekannt sind, mit den moralischen Kräften, Gesinnungen und Handlungen der manipulirten Personen zusammenhängen; wer die fast unübersteiglichen Hindernisse und Schwierigkeiten kennt, die der genauen Bestimmung moralischer Triebfedern und Ursachen im Wege sind: der wird mit mir gestehen, daß zur richtigen Beobachtung und Beurtheilung

lung des thierischen Magnetismus außerordentlich viel gehöre. Rechnet man hierzu noch, daß es fast unmöglich ist, eine eigentliche Wiederholung dieser Versuche anzustellen, weil die moralische Verschiedenheit der Individuen, welche doch auf die magnetischen Erscheinungen einen so unverkennbaren Einfluß hat, so groß und so ganz unbestimmbar ist; so bleibt vollends wenig Hoffnung, diese Sache sobald zur Evidenz und zur Entscheidung zu bringen. Ich erkannte dies sehr bald; und nicht Gleichgültigkeit gegen eine so wichtige Behauptung, sondern Bewußtsein dieser Schwierigkeiten war es, was mich immer von eignen Versuchen dieser Art abhielt. Ich habe auf meiner letzten Reise Karlsruh, Strasburg und Paris besucht; aber nichts, was nur Magnetismus sein und heißen konnte, gesehen, noch sehen wollen: weil ich es für zu früh hielt, in dieser Sache zu lernen, und auf der andern Seite mir nicht beikommen ließ, daß ich durch einige Beobachtungen in den Stand gesetzt werden könnte, den Grund oder Ungrund der Sache zu finden. Ich wußte zu gut schon damals, was ich bei der jetzigen Gelegenheit aufs neue bestätigt gefunden habe, daß das Auge des Beobachters nur zu leicht bestochen wird, und selten verfehlt zu finden, was man zu finden wünscht. Wer mit Glauben und Zuversicht besondere Heilskräfte im thierischen Magnetismus

sucht,

ſucht, wird ſie hier ſo gut, als der gemeine Mann in ſeinen faſt immer unpaſſenden Arzneimitteln finden, ohne daß eine phyſiſche Kauſalverbindung vorhanden iſt. Wer es dem magnetiſchen Schlaf zutrauet, daß ganz beſondre Exaltationen der Seelenkräfte durch ihn erregt werden, wird ſie nach Maaßgabe ſeines Glaubens und ſeiner Erwartung antreffen, weil er aus Vorliebe für die Sache nicht mit dem zur Unparteilichkeit nothwendig erforderlichen Mißtrauen verfährt. Und wer im Voraus das Ganze für ein Gewebe von Betrug und Täuſchung hält, dem wird es wohl nie an Gelegenheit fehlen, Gründe dafür aufzuſtellen, weil man ſich bei dieſen Verſuchen ſo ſehr auf die manipulirten Perſonen und auf den Magnetiſör verlaſſen muß, und ihm nicht gehörig nacherperimentiren kann. Wo iſt nun der, der da ſagen kann, er ſei es, der ſich zum ſcharfſichtigſten Beobachter und zum parteiloſeſten Beurtheiler des thieriſchen Magnetismus qualifizire? Ich kann dies nicht; und nur ſehr gezwungen rede ich öffentlich über etwas, welches ich nicht ganz zu verſtehen glaube.

Was ich letzthin *) vom thieriſchen Magnetismus bekannt gemacht habe, iſt von mir und mehreren guten Köpfen als richtige Erfahrung anerkannt worden. Es war nichts in meinen Vorkenntniſſen, was dieſen Beobachtungen widerſprach

*) Berl. Monatsſchr. 1789 November.

ſprach. Kann Siegellak und Glas durch Reiben Erſcheinungen geben, die jeden Menſchen in Erſtaunen ſetzen; ſo war nichts Befremdendes und den bekannten Geſetzen der Natur Widerſprechendes darin, daß ein lebendiger thieriſcher Körper durch Reiben verhältnißmäßig auffallendere und bewundernswürdigere Erſcheinungen ſehen ließ. Bemerkte man eine Veränderung im Nervenſyſtem und in den natürlichen Erſcheinungen deſſelben, ſo ſtimmte dies ganz mit der gegründeten Vermuthung, daß auch im natürlichen Schlafe das Nervenſyſtem die Hauptrolle ſpiele, weil alle übrigen Funktionen des Körpers durch andre Organe ihren ungeſtörten Gang gehen. Es hatte alſo die Veränderung des Geſchmaks vom Waſſer beim Eintritt des Schlafes nichts gegen ſich. — Auf der andern Seite war ſchlechterdings kein Grund für Betrug und Täuſchung vorhanden. Nicht Herr Lohmeier allein, ſondern faſt alle im Lazarethe befindliche Feldſcherer brachten mehrere Perſonen durch Streichen in Schlaf. Faſt bei keiner fand man die Veränderung des Geſchmaks, die ſich bei der Jahnin zeigte, die man doch, wenn es nur auf den Willen ankam, wohl bei mehrern hätte finden wollen und können. Es wäre kurz vernunftwidrig geweſen, an der Richtigkeit der Beobachtung zu zweifeln.

Aber neue Erſcheinungen, die Herr Lohmeier an der Jahnin entdekte, veränderten den Geſichts-

punkt

punkt der Sache. Herr L. berichtete mir, daß die durch Streichen in Schlaf gebrachte Jahnin auf die an sie gethanen Fragen antworte, wenn er sie an die Daumen fasse; daß sie ihm dann die Zeit angeben könne, wann sie wieder von ihren Krämpfen würde befallen werden; daß sie die Zeit anzeige, die sie noch schlafen würde; daß sie den Zeitpunkt ihrer Heilung bestimmen, und Worte errathen könne, wenn sie mit großen Buchstaben ausgedrukt und fest im Auge gehalten würden; sie unterscheide Metalle, die man ihr in Papier gewikkelt in die Hand gebe; sie sage dem mit ihr in Rapport Stehenden, was ihm fehle und woran er leide. — Dies waren nun sehr seltsame Erscheinungen, die ich Herrn Gmelin nicht aufs Wort geglaubt hatte, und die auch jetzt bei mir keine Ueberzeugung hervorbrachten, weil ich hier so wenig als dort gewiß sein konnte, daß kein Fehler in den Versuchen und ihrer Beobachtung geschehen sei. Ich befand mich nun wiederum in die Gemüthsstimmung versetzt, in welcher ich mich vorher befunden hatte, diese Geschichte nehmlich unbeobachtet und unbeurtheilt zu lassen, weil ich hier aufs neue alle die Schwierigkeiten voraus sah, die der Entdekkung der eigentlichen Wahrheit im Wege standen. Denn daß während diesem Schlafe die Person sollte Dinge wissen können, von denen sie wachend weder etwas wußte, noch jemals gewußt hatte; daß die Ideenassociacion,

welche

welche die Phantaſie im natürlichen Schlafe nach ganz zufälligen und unbeſtimmten Veränderungen macht, in dieſem künſtlichen Schlafe eine ſolche Zuſammenſetzung ſollte erhalten können, wodurch ſich die Schlafende der phyſiſchen Beſchaffenheit und Veränderungen nicht nur ihres eignen Körpers, ſondern auch derjenigen, die mit ihr in Rapport geſetzt worden, bewußt werden könne; daß ſie außer dieſen auch ganz konventionelle Dinge, z. B die Zeit nach der Uhr, die Namen der ihr ſonſt unbekannten Metalle im Schlafe anzugeben wiſſe; daß ſie endlich im Schlafe künftige Dinge vorherſagen könne, welches niemals Folge eines Inſtinkts, ſondern Reſultat der geſunden Beurtheilungskraft ſein kann: das mußte mir, wie jedem Unbefangenen, Widerſpruch gegen alle bekannte Geſetze der Natur und gegen alle Regeln der Vernunft ſein und bleiben. — Aber auf der andern Seite hatte ich keinen Grund, die Ehrlichkeit meines Experimentators in Zweifel zu ziehen. Ich konnte alſo höchſtens Täuſchung von ſeiner Seite und Betrug von der ihrigen vermuthen. Beides aufzufinden und mit aller Evidenz darzuſtellen, ſchien mir, wo nicht unmöglich, doch höchſt ſchwierig.

Gern hätte ich alſo die ganze Geſchichte ruhig hingehen laſſen, ohne mich weiter um ſie zu bekümmern, wenn nicht das höchſt aufmerkſame Publikum auf genaue Unterſuchung des Falles

gedrungen hätte. Jeder wollte die berühmte Schlafrednerin sehen; und jeder fand was er suchte: entweder Wahrheit oder Trug. Und so entschloß ich mich denn endlich, selbst Versuche anzustellen. Ich brachte die Person durch Streichen in Schlaf, befragte sie, und fand, daß sie keineswegs das errieth, was ich las und mit den Augen fixirte, noch was in meinem Körper widernatürliches vorhanden war. Herr Lohmeyer gab mir „Nikolai Pathologie oder Wissenschaft von „den Krankheiten" in die Hand; sagte mir, im völligen Zutrauen, daß, da ich die Person nicht an die Daumen hielt, sie fest schlafe und nichts höre, daß ich das Wort Pathologie nehmen möchte, weil es das größeste sei. Da es mir nun aber darauf ankam, auch den kleinsten Fehler im Versuche zu vermeiden; so wählte ich stillschweigend das Wort Wissenschaft, befragte sie, ob ich eben Pathologie, oder Wissenschaft, oder Krankheiten lese; sie antwortete: Pathologie. Stillschweigend ließ ich mir ein andres Buch mit dem Titel: Beobachtungen für Naturforscher und Aerzte, geben, wählte das Wort Naturforscher, und sie traf es. Man sieht leicht, daß nun beide Versuche nichts bewiesen. Ich befragte sie ferner, ob ich krank sei und irgendwo Schmerzen habe; sie antwortete: ich sei itzt ganz gesund, habe nirgends Schmerzen, und werde sobald noch nicht krank werden. Dies traf nun wieder nicht zu, weil ich eben ein mir

sehr

sehr gewöhnliches Gefühl von Druk und Schwere im Unterleibe hatte. Alles dies mußte nun natürlich meinen Unglauben vermehren und sogar den Verdacht entstehen lassen, daß die Person vielleicht überall nicht schlafe, und also im eigentlichen Verstande betröge.

Es wurden daher am 2 Jänner aufs neue in Gegenwart des Hrn. Kanzler von Hoffmann, Herrn Geh. Fin. Rath Gerhard, Herrn Prof. Meckel aus Halle, Herrn Prof. Herz, Herrn D. Stosch, Herrn General-Chirurgus Mursinna, und noch einiger Freunde, die von Herrn Lohmeyer angezeigten Versuche von mir wiederholt; — und es gelang eigentlich keiner. Ich zog das gedrukte Wort Thüre aus der Tasche, fixirte es mit meinen Augen, und fragte ob ich Haus, Thüre oder Thor läse. Sie antwortete: Haus. Der Versuch ward mit drei andern Wörtern wiederholt, unter welchen sie nur eins errieth. Herr Prof. Herz faßte darauf, ohne sich mit mir in Rapport zu setzen, die Person an die Daumen, und sie antwortete ihm so gut wie mir, und fuhr fort, ihm auf seine Fragen zu antworten, als er sie schon losgelassen und ich sie wiederum angefaßt und man mir beide Ohren zugehalten hatte. — Eben so unrichtig gab sie die Namen der Metalle an, die ich ihr in Papier eingewikkelt in die Hand gab. — Ich fragte sie heute wiederum nach meinem Gesundheitszustande. Sie antwortete mir,

daß

daß ich etwas Schmerzen im Unterleibe habe; und Herr Lohmeier gestand, daß er über ihr neuliches Nichtzutreffen mit ihr gesprochen habe. Um nun endlich zu erfahren, ob die Person auch wirklich schlafe, drükte Herr G. Ch. Mursinna unversehens ein geladenes Pistol los, welches eben keine auffallende Veränderung in ihr hervorbrachte. Es ward nun der rechte Arm noch besonders mit dem scharfen Rande des Daumens gestrichen und nach der Lehre der Magnetisten gelähmt. Herr Mursinna machte hierauf mit dem Pistouri einen sehr tiefen Einschnitt in diesen Arm, ohne daß man die kleinste Bewegung wahrgenommen hätte. Die Wunde blutete aber sogleich, welches sie doch nach der Lehre der Magnetisten nicht hätte thun sollen. Die beiden letztern Versuche schienen nun die Wirklichkeit ihres tiefen Schlafs zu erweisen; aber es blieb doch noch die Möglichkeit der Verstellung übrig, und, da alle übrigen Versuche mißrathen waren, blieb freilich auch der Verdacht, daß die ganze Schlafrednerei ein Possenspiel sei.

Es folgte aber gewiß aus diesen Versuchen, daß es unmöglich sei, durch solches Nachexperimentiren die Wahrheit der Sache zur Evidenz zu bringen. Eine Schwierigkeit, die ich vorhergesehen, und die mich abgehalten hatte, sie anzustellen. Alles kommt hier auf die Fähigkeit, Scharfsichtigkeit und höchste Unparteilichkeit des Magne-

tiſörs an; und es iſt freilich eben nichts Ungereimtes darin, wenn dieſer behauptet, daß Verſuche dieſer Art nie gelingen, wenn ſie von Fremden in Gegenwart vieler Perſonen geſchwind hinter einander angeſtellt werden. Wer ſieht aber auch nicht, wie faſt unvermeidlich es hier iſt, daß der Magnetiſör ſich täuſche und getäuſcht werde! Und wie ſoll eine ſo wichtige Erfahrung zu einer Induktion werden, die reichhaltig genug iſt, um ſie als ſichere Erfahrung anzuerkennen, und ein Räſonnement darauf zu gründen, wenn nicht jeder durch eigne Verſuche an einem und eben demſelben Individuum durch den Augenſchein überzeugt werden kann?

Daß die Perſon kein eigentliches Divinationsvermögen habe, war wohl klar; aber keinesweges ein vorſetzlicher Betrug. Wenn die Perſon wirklich in einer Art von Schlaf iſt, wie ich denn keinen Grund habe, dieſes zu läugnen; ſo glaube ich doch, daß ſie hört, was um ihr vorgeht, und daß ſie zu ihren Antworten, ſowohl durch das was ſie vorher weiß, als durch das, was ſie in ihrem magnetiſchen Schlaf erfährt, determinirt wird. Es würde übrigens zu weitläuftig ſein, alle Gründe für und wider dieſe Sache auseinander zu ſetzen und abzuwägen. Ich begnüge mich daher, hier mein nach reifer Ueberlegung abgefaßtes Glaubensbekenntniß über den thieriſchen Magnetismus herzuſetzen.

1) Ich

1) Ich glaube, daß es Körper giebt, die durch gehöriges Streichen in einen künstlichen Schlaf versetzt werden können.

2) Wie es natürliche Somnambulisten und Schlafredner giebt, so sehe ich auch nicht ein, warum es ungereimt sein sollte, daß manche Personen im magnetischen Schlaf reden. Daß dies bei sehr wenigen Personen zutrift, beweiset nichts, weil auch die natürlichen Schlafredner so häufig nicht sind.

3) Es kann gar wohl sein, daß magnetische Schlafredner Dinge sagen, die sie wachend für sich behalten, oder deren sie sich wachend nur sehr dunkel bewußt sind. Auch können sie sich vielleicht mancher Veränderungen ihres Körpers weit deutlicher in diesem Schlafe als im wachenden Zustande bewußt sein. Wer die Geschichten der natürlichen Somnambulisten und Schlafredner kennt, wird hierin nichts Ungereimtes finden.

4) Aber mehr als wahrscheinlich ist, daß kein Schlafredner solche Fragen beantworten könne, wozu ihm schlechterdings der Stof fehlt. Es ist daher wohl auf das, was sie über die Ursache und Dauer ihrer Krankheit, über die Heilmittel und über den künftigen Ausgang derselben sagen, nicht viel zu bauen. Ganz anders verhält es sich mit dem, was sie unmittelbar im Schlafe fühlen. Es ist, wie schon gesagt, sehr möglich, daß ihre Gefühle hier lebhafter und deutlicher sind. Aber

alles, was nicht unmittelbares Gefühl, sondern Schluß aus diesen Gefühlen ist, beruht auf Erregung und Association derjenigen Ideen, welche in der Seele der Schlafenden gelegen haben, und auf die allen Menschen gewöhnliche Weise hineingekommen sind.

5) Wenn der thierische Magnetismus eine Art von Elektrisation ist, so kann es wohl sein, daß die Metalle eine verschiedne und mehr oder weniger fühlbare Wirkung hervorbringen. Aber es ist sehr verdächtig, daß die Kranken den von den physischen Eigenschaften der Metalle ganz unabhängigen und bloß konventionellen Namen angeben. Wahrscheinlich werden hier die Antworten durch etwas determinirt, was schlechterdings nicht Folge der Einwirkung des Metalles ist.

6) Daß manche Schlafredner nur den sie berührenden Magnetisör hören, kann mit den Gesetzen der Naturlehre bestehen. Daß sie aber dann auch die Stimme derjenigen vernehmen, die nicht mit ihnen in Rapport sind, scheint jene Erklärungsart wiederum aufzuheben.

7) Wie natürlicher Somnambulismus und Schlafredneret eigentliche Nervenkrankheiten sind; so ist nicht abzusehn, wie durch künstliche Hervorbringung dieser Nervenkrankheiten das Nervensystem gestärkt werden könne. Auf große Heilkraft des magnetischen Schlafs rechne ich daher nicht. Zwar gehört das Versuchen und Fragen

nicht

nicht zur Kur, sondern nur der ruhige Schlaf. Da aber in diesem Schlafe die Phantasie ein so lebhaftes Spiel zu treiben fähig ist, und die Gefühle der Schlafenden so deutlich und bestimmt sein sollen, und endlich dieser Schlaf doch nur eine Art von Erstarrung ist, weil so viele Seelenkräfte dabei wirksam bleiben müssen; so scheint er zur eigentlichen Erquikkung und Stärkung des Körpers nicht qualifizirt zu sein. In sofern inzwischen durch diesen Schlaf der Ausbruch von Krämpfen gehindert werden kann, darf man ihm wohl nicht allen Nutzen absprechen.

Ich habe mir vorgenommen, in dieser Sache nie anders als nach eignen Erfahrungen zu urtheilen. Dies ist es, was ich aus dem was ich gesehn und gehört habe, folgere. Und da noch so viele Data fehlen, so gebe ich auch dieses mein Urtheil nur für ein einstweiliges, und glaube für jede neue Erfahrung offenen Sinn zu haben. Aber ich sehe voraus, daß eine geraume Zeit hingehn wird, ehe die Sache zur Entscheidung reif werden kann; und wünsche sehr, daß beide Parteien diese nicht durch einseitige Hitze und durch Vorurtheile noch mehr verzögern mögen.

Berlin. Selle.

f.

Ueber den neueſten Finanzzuſtand Frankreichs.

Den 2 November 1789 nahm die Nationalverſammlung einen höchſt wichtigen und entſcheidenden Beſchluß in Abſicht des Vermögens der Geiſtlichkeit. Sie erklärte nehmlich:

1) Daß das ganze geiſtliche Vermögen (tous les biens eccléſiaſtiques) ein wahres Eigenthum der Nation ſei, mit welchem ſie nach Belieben ſchalten und walten könne; jedoch mit der Bedingung, daß die Nation unter der Oberaufſicht der einzelnen Provinzen alle Koſten übernimmt, welche zum öffentlichen Gottesdienſt, zu Unterhaltung der Geiſtlichkeit, und zu Unterſtützung der Armuth erforderlich ſind.

2) Daß in Abſicht der zum Unterhalt der Geiſtlichkeit auszuſetzenden Summen als eine unverbrüchliche Regel angenommen werde: daß jeder Pfarrherr wenigſtens eine jährliche Einnahme von 1200 L. hat, worunter aber freie Wohnung und dazu gehöriger Garten nicht mit begriffen ſind.

Dieſer Beſchluß der Verſammlung giebt Gelegenheit zu vielen Betrachtungen mancherlei Art; und ich behalte mir vor, die muthmaßlichen Folgen, die daraus für die Finanzen zu erwarten ſtehen, in einem folgenden Stük der Monatsſchrift näher zu entwikkeln.

Im

* * *

Im vorigen Stük der Monatsschrift haben wir den neuen Finanzplan gesehn, den Nekker vorgeschlagen hat. Nach demselben sollte

1) Das bisherige Defizit in Absicht der feststehenden Ausgaben vom 1 Jan. 1790 gänzlich gehoben werden. Die dazu vorgeschlagnen Mittel sind damals angezeigt worden.

2) Die außerordentlichen Summen, die für das vorige und itzige Jahr erforderlich sind, sollten herbeigeschaft werden. Dazu ward die patriotische Steuer ausgeschrieben; und, nach den hernach eingegangenen Nachrichten, hat man dazu auch die Summen bestimmt, die aus dem beschlossenen Verkauf der geistlichen Güter und der königl. Domänen werden gelöset werden. Ueber diesen letzten Punkt behalte ich mir vor ein andermal ausführlicher zu reden.

3) Weil die patriotische Steuer erst nach einem Zeitraum von drittehalb Jahren völlig eingeht, und weil auch eine gewisse Zeit verfließen wird, ehe die Kaufgelder von den geistlichen Gütern und Domänen in die Kasse kommen; die Ausgaben aber, die damit bestritten werden sollen, dringend sind: so hat Nekker sowohl als einige andre Kunstverständige allerhand Vorschläge gemacht, wie man diese künftig eingehenden Gelder antizipiren kann. Bis itzt kenne ich den eigent-

lichen Plan noch nicht, der den Beifall der Nationalversammlung erhalten hat; und ich bin daher außer Stand, im itzigen Monat meine Bemerkungen darüber mitzutheilen.

Berlin, d. 3 Jan. 1790.

6.

Auch les Etats généraux.

An Hrn. Kanonikus Gleim.

Barde Germaniens, vormals des Großen Friederichs Sänger,
Als mit herkulischen Kämpfen Er, der Beschützer der Freiheit,
Fremdem Joche die Brennen entrissen, — ach, Du betrübst mich,
Nennest den tapfern Willen der tausend Fränkischen Edlen:
Wahnsinn! — O, Du vergissest, daß zahlreich der Griechen Versammlung,
Zahlreich das heilige Chor der römischen Väter war, zahlreich,
Hohes Britannien, deine Senate sind! — Wenige Männer
Sind die Triumvirs. Einer von Zehnen, der Rechte, der Unschuld

Arger Verhöhner, iſt Appius [1]. Wenig die Sechszehn, Lutetiens
Dunkle Deſpoten [2]. Einzig war Karl, der ſchwärzeſten aller
Nächte Verbreiter [3]. Einzig auch Ludwig, der Stolze, nicht Große,
Sterblich, (ja, ſterblich, trotz der prahlenden Inſchrift des Schmeichlers [4]!)
Doch, unaufhaltſam, die lange Geißel der Galliſchen Völker,
Er, der eigne Kinder verfolgte, die Tempel zerſtörte [5].
Unvergeßlich, nach einem vollen Jahrhundert, den Deutſchen,
Zünden, mit Fakkeln des Orkus, des Königs grauſame Krieger
Wehrloſe Hütten an, blühende Städte [6] der friedlichen Nachbarn.
Einzig war Ludwig [7], des ſinkenden Zepters ſchläfriger Führer,
Er, der ſeines gedrükten Volkes tiefere Wunden
Wahrlich nicht heilte. — Glichen die Fürſten, glichen ſie alle
Heinrich [8], dem guten verzeihenden Vater verblendeter Kinder,
Glichen ſie alle dem göttlichen Friedrich, dem Schutzgeiſt der Brennen;
O, dann würde der Wille des Einen die Völker beglükken!

Berlin. Karl Georg von Raumer.

Anmerkungen.

1) Der Decemvir Appius, der ungerechte Richter in der Sache Virginiens.
2) Die Ligue des Seize im 16. Jahrhundert in Paris.
3) Karl IX, Urheber der Bartholomäusnacht 1572.
4) Des Marschalls de la Feuillade: Viro immortali, unter der Bildsäule Ludwigs XIV.
5) Die Verfolgungen der Reformirten.
6) Speier, Worms, Oppenheim u. s. w. welche im Jahre 1689 nicht etwa durch Belagerungen, sondern vorsetzlich, auf Befehl Ludwigs XIV, angezündet wurden.
7) Der XV.
8) Dem IV.

7.

Anzeige zweier ausländischen Werke über Friedrich den Großen.

Es ist ein angenehmes Schauspiel, die über mehr als Einen Welttheil*) verbreitete Sensation zu bemerken, welche der Große Mann und König, den wir mit stolzem Entzükken den Unsern nennen, nach

*) Der K. K. Hofrath von Birkenstock aus Wien erzählte, als er im verwichenen Oktober in Berlin war: Er habe, ein Jahr nach Herausgabe seiner berühmten Inskription, von Franklin aus Philadelphia, dem die Schrift durch einen Freund war zugeschikt worden, einen Brief voll edlen Enthusiasmus

nah und fern in allen Gemüthern bewirkt hat und noch bewirkt. Die allgemeine Empfindung über Ihn ist Bewunderung, Lob, Liebe, Verehrung; aber freilich ist die Aeusserung dieser Empfindung sehr mannichfach. Ganze Nationen haben Friedrichs Werth tief empfunden, und Seinem Verlust mit innigster Rührung nachgeweint; auch einzelne große und edle Seelen haben ihrer eignen Denkart und Ihm schöne Denkmale, durch die Darstellung ihrer Empfindungen und die Schilderungen Seines Geistes und Herzens, gebracht. Aber zu verwundern ist es nicht, daß auch Menschen von geringern Fähigkeiten sich an diesen Gegenstand wagten, und, ohne das Verhältniß ihrer Kräfte zu seiner Größe zu berechnen, sich fähig hielten seine Treflichkeit zu schildern; weil diese Treflichkeit sie, so wie alle ihre Zeitgenossen, mit tiefer Bewunderung durchdrang. Wenigstens ist ihr Eifer lobenswürdig, und die Empfindung des Herzens welche sie antrieb, liebenswerth; wenn auch die Art des Ausdruks dieser Empfindung keine Geistesvollkommenheit verräth. Wenigstens werden solche Dichter und Prosaisten, seien sie auch noch so mittelmäßig, jedem denkenden und empfin-

denden

siasmus erhalten, worin der große Mann seine warme Freude und gleichsam seinen Dank bezeugt, daß dem Unsterblichen ein würdiges und „länger als Erz dauerndes Denkmal" (das ist sein Ausdruk) errichtet worden.

denden Menschen sicherlich lieber sein — als ein Schriftsteller, welcher, wenn auch mit größern Talenten, uns eine Charakterschilderung Friedrichs liefert, wobei theils seine ekelhafte Eitelkeit, theils seine noch verächtlichere falsche Politik alle Augenblik den Gesichtspunkt verrükt, um statt des Großen Königs sein eignes kleines Ich unterzuschieben, und statt edler, offner Wahrheit planmäßig angelegte aber falsch berechnete Verunglimpfungen oder Schmeicheleien hören zu lassen.

Natürlich war die Sensation gleich nach dem Tode des Königs am lebendigsten; und es erschien, von allen Enden her, in allen Sprachen, in allerlei Formen und Einkleidungen, eine zahllose Menge von Lob- und Gedächtnißschriften: in Prosa und Versen, in Abhandlungen und Freimaurerreden, in Predigten und in Kupferstichen. Die Berlinische Monatsschrift, die nie müde werden wird, von Friedrich dem Großen und der Verehrung gegen Ihn zu reden, hat damals jener allgemeinen Sensation und einiger der wichtigsten oder auffallendsten Produkte derselben, erwähnt (1786, Novemb. S. 445; 1787, Februar S. 166). Der im Auslande so sehr wie bei uns verehrte Staats- und Kabinetsminister, Herr Graf von Herzberg, bekam und bekömmt noch von allen Gegenden Europens dergleichen Schriften haufenweise zugesandt; und Er hatte die Güte, mir damals mehrere derselben mitzutheilen, um

sie

sie durch eine Anzeige bekanter zu machen. Auch itzt verdanke ich der edlen Bereitwilligkeit dieses Gelehrten und Patriotischen Staatsmannes die Mittheilung zweier neuen ausländischen Gedichte über denselben Gegenstand; deren nähere Anzeige, des Inhalts und der dadurch bewiesnen Empfindung wegen, keinem wohldenkenden Deutschen ganz gleichgültig sein wird: obgleich beider Werke Verfasser zu denen gehören, bei welchen der gute Wille mehr als die Ausführung zu loben ist.

I. Ein großes Italiänisches Heldengedicht in Ottave Rime *); aus Venedig eingeschikt. Bis itzt sind zwei Bände da, welche sechsundzwanzig Gesänge enthalten; der Dritte Band soll nächstens erscheinen: so daß dies Werk wahrscheinlich die längste Epopöe in der Welt wird.

Der Verfasser hat nicht übel gewählt, da er das schikfalvolle Jahr 1757 zum eigentlichen Inhalt seines historischen Gedichtes nimmt; wobei er aber auch das Vergangne und das Künftige berührt, und nur zu reichlich Episoden von aller Art einstreut. Welch ein Jahr! Die siegreiche aber mörderische Schlacht bei Prag, worin Schwerin fällt; die blutige Schlacht bei Kollin, wo Frie-

*) Federico il Grande, ossia la Slesia riscattata. Poema. (Friedrich der Große; oder das wiedereroberte Schlesien.) Lausanne. Band I, 1787, 391 Seiten; B. II, 1788, 525 S. in 8.

Friedrich, zum Erstenmal! weichen muß; Lehwalds Niederlage bei Jägerndorf; Winterfelds Tod bei Mois; Beverns unglükliche Schlacht bei Breslau; Preußen verheert, Berlin eingenommen, Französische Brandschatzungen in der Mark und im Halberstädtischen, Schlesien fast ganz in Oestreichischen Händen, unzählig anwachsende Feinde; — aber nun von der andern Seite: der unglaubliche Sieg bei Roßbach, die unsterbliche Schlacht bei Lissa, die Feinde weichen überall; Breslau, Liegnitz wird erobert; nur Schweidnitz hält sich noch etwas: mit dessen Eroberung, im April 1758, soll das Gedicht schließen. — Diese großen Gegenstände sind aber im geringsten nicht dichterisch behandelt. Theils herrscht die kälteste Zeitungslangeweile im Erzählen; theils tritt der Dichter mit den alltäglichsten Reflexionen in eigner Person hervor (Ges. I, Str. 5: „Und ich weiß „nicht sicher, ob man von des Königs Ankunft in Sach„sen vorher keine Nachricht gehabt hatte, oder ob „man sich zu sehr fürchtete, oder ob er so schnell wie „gewöhnlich kam, daß man daher sich nicht zum Wi„derstand regte"); theils spinnt er jede Kleinigkeit ins Unendliche aus, und will alles malen und beschreiben. Von rührenden oder erschütternden Situationen, von wahrhaft erhabnen Gedanken ist keine Spur. Ueberall sieht man den leichten Reimer, der sich freuet, über jeden noch so unbedeutenden Gegenstand seine Stanze abzuleiern.

Kurz,

Kurz, der Verfasser ist sicherlich einer der in Italien häufigen Improvisatoren, die fertig genug alles bereimen können, die aber gerade das Gegentheil wahrer Dichter sind, und von Plan, Eintheilung, Charakterzeichnung u. s. w. nichts verstehn. Welch eine Strophe z. B., die ganz einem unbedeutenden Umstande gewidmet ist, I, 13: „Friedrich von Willich, ein tapferer Baron, war „königlicher Generaladjutant, und hatte vor allen den „Preußischen Adler in Dresden wehen lassen; itzt hielt „er den kurfürstlichen Pallast, wie ein Gefängniß, „mit seinen Truppen eingeschlossen: für welche Ver„dienste ihm andre ruhmvolle Titel vom König be„stimmt werden."

Auf seine genaue Umständlichkeit thut sich der Verfasser viel zu gut. Umständlich genug ist er, wäre er auch nur so genau! Daß schon die Namen entstellt sind (Scevrino, Schwerin; Svenizio, Gaugenio, Schweidnitz und Jauer) wäre das Wenigste. Daß der Verfasser das genaueste Detail jedes Marsches, jeder Unternehmung, ja gar die Eintheilung und die Namen der Befehlshaber bei den kleinsten Korps, nicht wußte und nicht wissen konnte: ist natürlich; nur seltsam ist es, daß er nun nach Gutdünken und aufs Gerathewohl Namen vertheilt und Sachen beschreibt, um bis ins Kleinste zu malen. Dies treibt er so weit, daß bei seiner Schilderung der Armeen die Beschreibung der Uniformen mehrere Strophen einnimmt

nimmt (z. B. Ges. III und VI), wobei auch die Füseliermützen und die Westen nicht vergessen werden. Nur Schade, daß er, durch den Namen getäuscht, glaubt (Ges. III, Str. 86), daß die Grenadier-Bataillone wirklich Granaten mit der Hand werfen. — Auch die einzelnen Provinzen, woher die Truppen kommen, werden geschildert. Und da mögen wir denn lächeln, wenn wir Str. 24 lesen: „daß das Königreich Preußen nahe an „der rauhen Kälte des erstarrenden Pols liegt!“ daß es unfruchtbar ist!! und daß es vom Fischfang lebt!!! Dagegen wird Str. 34 die Mittelmark als „fruchtbar und fett“ gerühmt.

Auch setzt er (denn er urtheilt in den zu jedem Gesange hinzugefügten Noten selbst über sein Gedicht) viel Werth auf seine Episoden. Diese sind aber theils zu ungeheuer lang ausgesponnen; theils betreffen sie Dinge, die gar keinen Einfluß auf die Begebenheiten haben, (z. B. wie eine verlassne Geliebte dem General Meier nachreist, Ges. VII, woraus eine wahre Opernscene wird; auch mehrere Liebesgeschichten, des Prinzen Xaver, u. a.); theils enthalten sie, wie sein Hauptwerk, zu viel Unrichtigkeiten. — Eine der erstern diene zur Probe, Ges. II, Str. 42 f. Während der König seine Rüstung anlegt, spricht die um ihn versammelte Gelehrte Schaar ängstlich unter einander über die Gefahr seines Verlustes. Manpertuis erzählt ihnen zum Troste, aber leider in 60 Strophen

phen, folgendes. „Der ehrwürdige Greis Wolf, „gegen den ich mich immer mehr wie Schüler als „wie Mitbruder betrug, sagte mir: Wie er Berlin auf „Friedrich Wilhelms I Befehl habe verlassen müssen, „sei er lange herumgeirrt, habe endlich einen andern „Alten gefunden, der in einer Höhle gelebt, und da„selbst viele physische und chemische Kunstgeheimnisse „verwahret habe. Die beiden Weisen knüpften bald „Freundschaft, und Wolf blieb bei ihm. Als nun „der Kronprinz Friedrich heimlich ausreitet, um sich „mit seinem Freunde Wolf zu unterhalten, ohne doch „zu wissen wo dieser itzt war; so lauert der Alte dem „Prinzen auf, bringt ihn in die Höhle, wo er Wolf „findet, und hierauf mit den Beiden die Physik trei„bet, und unterandern den härtesten und wirklich un„zuverwüstenden Stahl machen lernt. Daraus schmie„dete er selbst seinen Küraß, den er nun trägt. Das „sagte Wolf mir als wir zusammen im Berlinischen „Zeughause gingen, und ich erzähle es Euch itzt wie„der zu Eurer Beruhigung."

II. Ein Spanisches Schauspiel in drei Akten und in Versen *). — Der genannte Spanier meint es eben so gut, als der ungenannte Italiäner; aber lächeln muß man bisweilen bei diesem, wie bei jenem: nur amüsanter ist bei weitem

*) Federico Segundo, Rey de Prusia, Drama en tres Actos Por Don *Luciano Francisco Comella.* (Diese Ueberschrift hat die erste Seite; ein eignes Titelblatt ist nicht da.) 40 Seiten in 4. in gespaltnen Kolumnen gedrukt.

tem der Schauspieldichter als der Epopöensänger, obgleich das Drama von der rührenden Gattung ist.

Der Verfasser muß eine Menge Anekdoten vom Könige gelesen haben; er suchte sie alle, nebst andern bekannten Zügen, zu benutzen, und mit in sein Stük zu bringen. Dies bringt in der That kein geringes Leben hinein. Wenn nur die entsetzlich langen Reden, der geistlose Dialog, und die angebrachten armseligen Kleinigkeiten es nicht wieder tödteten! — Das erstemal sieht man Friedrich des Morgens allein, sich ankleidend. Der Monolog beginnt: „Schon bin ich gekleidet. Nun muß ich „mir auch die Stiefeln anziehn. Da stehn sie. — Da„mit bin ich nun fertig. Hola! Hola!... Niemand hört „mich? Gedult! Denn die Frisur, die ich trage, ist „nicht von der Art, daß ich mich nicht selbst frisiren „könnte. — Ich will nun eifrig die Geschichte meines „Hauses Braudenburg fortsetzen." Er setzt sich, schreibt, und liest laut (eine Stelle zum Lobe des Großen Kürfürsten). Der Kabinetsrath tritt herein. Es wird vorgetragen: „daß Wilhelm Lewitz „gegen eine Prinzessinn klagt, welche ein Stük Stoff „aus Lion habe kommen lassen, das man bei der Acziseals fremd angehalten habe; die Prinzessinn sei „sehr böse geworden, und als L. selbst zu ihr gekom„men, habe sie ihm den Stoff aus der Hand gerissen, „und ihm eine Ohrfeige gegeben." Der Bescheid, der am Nachmittag darauf gegeben wird, ist dann der bekannte bei dieser unzuverbürgenden Anekdote:

Die

„Die Prinzessinn behält den Stoff, der Regisſör die „Ohrfeige, und die Gebühren bezahle Ich.“ Noch eine Regieanekdote: von dem Soldaten, der in 10,000 Rthlr. Strafe verurtheilt worden; wo der König zu wiſſen wünſcht, wie ein Soldat die bezahlen ſoll.

Zum häufigſten iſt Quintus Icilius bei dem König, mit dem beſtändig kleine Schraubereien vorfallen, worauf Quintus oft bitter antwortet, der König ſich aber bald wieder verſöhnt. Auch Friedrichs Künſtlertalent muß ſich hören laſſen: er bläſt ein Duo; und zwar, um nicht zu viel Perſonen einzuführen, mit Quintus. — Er hält Revüe; und darum iſt der Schauplatz auf dem Felde, in der Gegend von Spandau. Die Scene bleibt unveränderlich; nur daß ſie bald unter freiem Himmel, bald in dieſem bald in jenem Zelte ſpielt. Die Generale Saldern und Mollendorf (ſo iſt der Namen immer geſchrieben) ſind auch viel beim König, und reden von militariſchen Dingen. Die Soldaten ſingen mit den Marketenderinnen, nach Trommel- und Pfeifenſchall, ein Chor zu Friedrichs Lobe. Der König, ſo wie die Generale und Quintus und die reitenden Jäger, erſcheinen zu Pferde. „Der König. Nun ich das Lager beſehn habe, und „die Audienzſtunde herannaht, müſſen wir abſteigen, „lieben Freunde, und uns ins Innere meines Zeltes „begeben. Saldern. Sind Sie zufrieden, gnädiger „Herr, mit dem Zuſtande, worin Sie Ihre Truppen

„gefunden haben? Mollendorf. Ohne Pralerei, Eure „Majestät haben ein Kriegsheer, welches viele Poten„taten in Europa beneiden. Sald. Manche halten „es bei Friedenszeiten für überflüssig. Friedr. Nicht „so! Ich habe immer den Grundsatz: Ein glänzendes „Kriegsheer, und ein Schatz mit unermeßlichen Reich„thümern sind zwei gezukte Schwerter, welche machen, „daß die andern Könige ihre Schwerter in der Scheide „behalten. Quintus. Und Quintus denkt wie der Kö„nig. Sald. Welches Korps gefällt Ihnen unter Ih„ren Truppen am besten? Friedr. Die Dragoner von „Bareith; wenn ich sie sehe, denke ich immer an mei„nen Sieg bei Hohenfriedberg, u. s. w." Nun ein Gespräch des Königs mit ein paar Soldaten, nach den bekannten Anekdoten. Um alles recht militärisch zu machen, muß Saldern einst: Gotts Donnerwetter (fuego de Dios)! fluchen.

Das prächtige Audienzzelt öffnet sich, worin der König sitzt, und Mollendorf, Saldern, der Kabinetsrath, Quintus, und die Wache um ihn steht. Folgendes fällt vor. Ein Justizbescheid in einer Klagsache; eine durchreisende Aktrize wird mit Einem Friedrichsdor abgefertigt; ein französischer Ingeniör, welcher die Plane der Gränzfestungen seines Vaterlands bringt, wird zwar in Dienst genommen, aber mit ausdrüklichem Befehl, nie eine der Königl. Festungen zu betreten, damit er sie nicht auch abzeichne. — Es wird Mittag; und wir sollen nun auch einige der bekannten Tischgespräche hören. Um die Einheit des Orts

zu beobachten, gefällt dem König die schöne mit Eichen bewachsene Gegend (bei Spandau!) so sehr, daß Er die Tafel dort unter freiem Himmel hält. — —

Die Fabel des Stüks nun, an welche Don Comella alles dieses angereihet hat, ist folgende. Der Kabinetsrath Manfeld hat durch allerlei Ränke und falsche Berichte einen Obristlieutenant Treslow gestürzt; das Stük eröfnet sich mit einer Scene der traurigsten Armuth dieser Familie. Treslow will nachher Manfeld ermorden; und, als dies mislingt, schlägt er ein giftiges Pasquill gegen den König an: welches dieser (ganz gegen seinen Charakter) äußerst hart empfindet, und so Friedrichsd'or für die Entdekkung des Thäters bestimmt. Manfeld hat indeß einen großmüthigen Sohn, einen Kapitän, der sich Treslows annimmt; welches viel Theaterspiel giebt. Ueber den letztern wird Standrecht gehalten, und die Besatzung rükt schon zu seiner Exekution aus. — Am Ende, wie man denken kann, entdekt sich alles; Treslow wird Guvernör von Spandau, und Manfeld auf zwei Jahre Landes verwiesen.

So fehlerhaft auch das meiste in diesem Stükke ist, so läßt sich doch leicht begreifen, woher es so viel Beifall erhalten hat. Das große Getümmel auf dem Schauplatz, welches oft für Leben gilt; die berühmten Männer, welche mit ihrem Namen auftreten; manche wahre Anekdoten: alles dies

hat diesem Schauspiel viel Interesse gegeben; und man hat sich an dieser, wenn gleich mangelhaften, Schilderung Friedrichs in Madrid nicht satt sehen können. Das Stük ist gleich anfangs über 40mal gegeben worden Ich habe ein Zeitungsblatt aus Madrid *) vor mir, worin die Vorstellung auf dem Theater des Prinzen (el Coliseo del Principe) sehr gerühmt wird, und in enthusiastischem Tone nicht bloß dem Verfasser, sondern auch den Schauspielern viel Weihrauch gestreut wird: namentlich dem ersten Aktör der Prinzlichen Truppe, de Robles, und der ersten Aktrize, la Tirana, imgleichen dem Schauspieler, der Quintus's, und dem, der Manfelds des Jüngern Rolle gespielt hat. B.

8.

An des

Herrn Generallieutenants

Grafen von Kalkreuth Excellenz,

nach Dessen glüklicher Rükkehr aus Holland

1788.

Willkommen uns nach Deinem Kriegeszuge,
Der Dich mit neuen Lorbern kränzt;

O

*) Diario de Madrid. Del Mercoles 1 de Julio de 1789. Ein halber Quartbogen.

O Du, dem überall, mit nimmer müdem Fluge,
Des Sieges Genius zur Seiten glänzt!
Vergebens droht aus offnen Feuerschlünden
Verderben Dir und Deiner Schaar;
Bereit, im Kampfgewühl Ruhm oder Tod zu finden,
Lacht sie der Furcht und spottet der Gefahr.
Ein Volk von Helden hättest Du bestanden;
Was Wunder, wenn der Belge fleucht,
Der Demagogen Knecht, der sich, in Sklavenbanden,
(Wie lächerlich!) ein Gott an Freiheit däucht?
Du schreckst ihn in des Mutterlandes Sümpfe
Zurük, die er zu kühn verließ,
Den rohen Schwärmer, dekkest ihn mit jedem Schimpfe,
Den er verwirkt, und ihm sein Trotz verhieß.
So kehrest Du den Deinen glorreich wieder,
Im Siegeskranz das Haar verhüllt. —
Dich feiert unser Herz, Dich feiern Spiel und Lieder,
Die stumme Thräne die dem Aug' entquillt.
Nun müsse Ruh Dich wiederum erquikken,
Der Heldenarbeit süßer Preis! —
Erhörung folgt dem Wunsch; wir sehen mit Entzükken
Dich in der Grazien und Musen Kreis.

Rateuau. Blum.

9.

Lavater,

oder: das neue Jurnal mit Frage und Antworten.

Damit der Berliniſchen Monatsſchrift, die ſo manches Merkwürdige unſrer Stadt erzählt, nicht der Mangel vorgeworfen werde, von einer der neueſten Merkwürdigkeiten zu ſchweigen; ſo will ich aus der in Berlin ſeit Anfang dieſes Jahres erſcheinenden Lavaterſchen Monatsſchrift — ungefragt — ſoviel exzerpiren, als hinreichen wird, die Leſer mit dieſem in aller Abſicht merkwürdigen Produkte bekannt zu machen *).

Die Form ſchon iſt dem berühmten Verfaſſer eigenthümlich. Dieſe Lavaterſche Monatsſchrift enthält nicht, wie ſonſt Monatsſchriften wohl pflegen, allerhand Aufſätze, die durch Zeitumſtände, lokale oder individuelle Beſchaffenheiten oder Lagen des Verfaſſers veranlaßt ſind, ſo wie gerade Zufall, Laune, oder die jedesmalige Gedankenreihe ſie ihm eingab; nein, ſondern dieſe Aufſätze müſſen ihm abgefragt werden. Nur dann hält er ſeine Gedanken des Drukkes wehrt, wenn irgend

*) Der Titel iſt: „Antworten auf wichtige und würdige Fragen und Briefe weiſer und guter Menſchen. Eine Monatsſchrift von Joh. Caſpar „Lavater, Pfarrer an der (Sankt) Petrikirche zu „Zürich. Erſtes Stük, Jänner 1790. Berlin, „bei Rottmann." 6½ Bog. gr. 8

gend ein Korrespondent ihn um die Mittheilung derselben ersucht; geschieht dies, so erfährt ganz Deutschland, was der Mann gefragt hat, und was Hr. Lavater darauf zu antworten weiß. Wer also was zu fragen hat, weiß nun an wen er sich wenden kann; er komme dreist heran, und trage dem Manne in Zürch vor, was er auf seinem Herzen hat. — In den heidnischen Zeiten nannte man solche Frag-Institute Orakel; allein, ihr Nutzen war bei weitem so ausgebreitet nicht, da noch die Buchdrukkerei, und die noch wichtigere Erfindung der Monatsschriften nicht existirte. In neuern Zeiten hat man immer Gewissensräthe gehabt; aber theils erfuhr nicht das ganze Publikum ihre Entscheidungen, theils erstrekten sich auch diese nicht so allgemein. Hier aber wird Jeder, nach Vermögen, aufs Beste bedient. Es werden (Vorber. §. 3.) nicht bloß „religiöse Fragen und Ant„worten" vorkommen; sondern auch „eine Menge „philosophischer, moralischer, schriftstellerischer, „und, wenn ich so sagen darf, häuslicher und „freundschaftlicher, ja bisweilen geschichtlicher, „Fragen und Antworten Platz finden." Und diese Einrichtung erstrekt sich nicht bloß auf das Künftige, sondern (wie wohlthätige Gesetze billig ausgedehnt werden) auch auf das Vergangene. Wer vor Jahr und Tag fragte, und noch nichts von dieser antwortenden Monatsschrift ahndete, soll doch nicht davon ausgeschlossen bleiben. Um aber

allem etwanigen Hader über Vorrangsrecht und dergl. zwischen den (Vorber. §. 4) „chevorigen „und itzigen Korrespondenten" vorzubeugen, erklärt sich die vertheilende Gerechtigkeit bestimmt auf folgende Art, S. 99, §. 2: „In jedem Mo„natsstük werde ich einige neuere, und einige „ältere Fragen zu beantworten trachten." Wie gerecht! wie unparteiisch!

Da indeß die Philosophen von ältern Zeiten bis auf den „vergötterten" Moses Mendelssohn (wie Hr. L. ihn S. 90 schalkhaft nennt) in seinen Morgenstunden — mit Recht geklagt haben, daß die Menschen nicht gehörig und recht zu fragen verstehen; so thut der berühmte Verfasser wohl daran, daß er, da er sich aus blosser Menschenliebe allem Frage-Anlauf Preis giebt, in diesem Ersten Hefte vorn und hinten auch die Regeln dieser schweren Kunst seinen Korrespondenten einschärft. Das Hauptsächlichste ist folgendes: 1) Die Fragen müssen (Vorber. §. 2.) frankirt sein. Denn „zu dem reifen Entschlusse" dieses Antwort-Instituts bestimmte den Verf. mit „die Hofnung, unfrankirte Briefe abzuhalten." 2) Sie dürfen (Vorber. §. 6.) durchaus nicht gedrukt sein; müssen also leserlich geschrieben eingesandt werden: ob mit lateinischen oder deutschen Lettern, ist nicht bemerkt. 3) Zwei Fragen dürfen nicht auf Einem Zettel zusammen stehn; wenn das geschieht, kann großes Unheil daraus erwachsen. Man höre, wie bestimmt und nachdrukspoll,

voll, mit einer dreifachen Steigerung, ſich der Verfaſſer über dieſen wichtigen Punkt ausdrükt, Nr. XV, S. 99. §. 3: „Wer mehr als Eine Frage „auf Einmal thut, es ſei dann daß die Fragen we„ſentlich zuſammen gehören, der ſetzt mich in „Verlegenheit; — dem zu antworten, kann ich „keine Verpflichtung auf mich nehmen; — und, „wenn ich es thue, werde ich es ſelten mit Luſt „thun."

Die Klugheit iſt indeß nicht von der Gerechtigkeit und Menſchenliebe geſchieden. Wie? wenn nun Niemand fragte, und der Verfaſſer mit aller ſeiner Luſt zu antworten unaufgerufen bliebe? . . Auch darauf hat er ſchon gedacht. Er wird §. 4. „vielleicht dann und wann ein Verzeichniß der „Fragen, auf deren Beantwortung man rechnen „kann, vorlegen." Wenn er es dem Publikum ſo nahe legt, ſo wird doch irgend Einer, unfrankirt, mit geſchriebenen Buchſtaben, und auf beſondern Zetteln, anfragen. Zwar mögte man auf den erſten Anblik denken: der Hr. Verfaſſer könne eben ſo gut ſeine Aufſätze über die Materien, über welche er zu antworten verſprechen will, gleich ſelbſt liefern. Aber bei weiterm Nachdenken ſieht man wohl: daß alsdann ja ſeine Monatsſchrift zu den mit Recht ſo verrufenen Jurnalen, und ſogar in die Klaſſe der Berliniſchen Monatsſchrift, herabſänke, und nichts beſſer als dieſe andern ſcheinen würde, da ſie ſich doch ſorgfältigſt davon unter-

terscheiden und eine eigene Gattung ausmachen muß, um die gegen alle Jurnale ausgesprochenen Verdammungsurtheile des Hrn. Verfassers und seiner Freunde nicht mit zu tragen. Nein! sie soll und muß nun einmal eine abgefragte Monatsschrift bleiben. — Aber, wie wenn nun der Hr. Verfasser gern einen Gegenstand bald behandelte, weil der Leser ihn wahrscheinlich gern bald läse, der Freund aber noch nicht darum gefragt hat?... Auch dafür ist Rath. Hr. L. weiß ja, was der Freund fragen wird; und so ist der Aufsatz doch immer eine Antwort. So z. B. bei Nr. II, S. 16: „Ich antworte auf eine von Ihnen „zwar noch unausgesprochene Frage, die — „aber — gewiß itzt schon auf Ihren Lippen schwe„bet. — Ich will Ihnen — antworten.“

So viel von der Art der Einkleidung; welcher, da sie so wichtig ist, der Verf. mit Recht so getreu bleibt, daß jeder Brief und jedes Stük des Briefes genau datirt ist; daß der unbekannteste kleinste Ort, wo der Verf. gerade war, angegeben wird; und daß man sogar den Tag erfährt, wann der Aufsatz — ich wollte sagen: die Antwort — „revidirt“ worden ist. — Nun etwas von dem Stil, oder der Art des Ausdruks, wodurch sich diese Monatsschrift gleichfalls auszeichnet. Es ist nehmlich jedermänniglich bekannt, daß einige periodische Schriften die Dreistigkeit leider! so weit treiben, jedes Ding mit seinem eigenen Namen zu benennen.

nen. Unwissenheit, Aberglauben, Schwärmerei, Thorheit, Betrug, Jesuitismus, Verläumdung, häimsche Beschuldigung, heißt bei ihnen wirklich geradezu: Unwissenheit u. s. w.; sollten auch manche dieser Dinge sich bei angesehenen Personen, ja sogar bei Lavatern selbst, befinden. Diese Nakthеit des Ausdruks hat bekanntlich schon viel Lärm erregt; und ich will nicht streiten, daß einige leichte Bekleidung oft nicht besser wäre. Hierin will sich nun Hr. Lavater ganz von der losen Sitte der Jurnalisten trennen. Es war dies auch schon von selbst von einem so frommen und sanften Manne zu vermuthen; zumal da er hier nie von selbst veranlaßte Aufsätze, nie Streitschriften, wobei ihn die Hitze etwa fortreissen könnte, liefert, sondern bloß Antworten an weise und gute Menschen schreibt, die ihn doch zu keiner Heftigkeit reizen können. Er erklärt sich hierüber aber noch umständlich im Vorber §. 5. „Nichts persönlich „Beleidigendes; die möglichste Sanftmuth; was „nur von fern den Schein von Zänkerei haben „könnte, weit zu verbannen; Wahrheit suchen in „Liebe! §. 8. Ungesittet ist jede Art des Vortrags, „den man im Umgange guter und wohlgezogener „Menschen nicht dulden würde. Was so viele meiner Zeitgenossen sich auch hierin erlauben mögen; „strenger als strenge werde ich bei diesem Grundsatz bleiben, und jede geschriebene Ungezogenheit „für eine dreifache Schande der Aufklärung hal-

„ten.

„ten. Man kann mit der feinsten Sitte sehr frei„müthig sein u. s. w.“ — Schön, und wahr! Ich sehe die Sache aber noch aus einem andern Gesichtspunkte an.

Da so viele Injurienprozesse, oft nur wegen eines harten Wortes, geführt werden; so wäre es wichtig, ein Verzeichniß von Zank- und Streit-Ausdrükken oder von Verweis-Worten zu haben, mit der genauen Bestimmung: ob sie beleidigend oder liebreich sind. Ein bloßer Sprachforscher kann diese Bestimmung nicht liefern; weit wichtiger ist das Beispiel eines frommen und sanften Mannes; vorzüglich in einer Schrift, wo er sich selbst strenger als strenge alles Beleidigende verbietet und lauter Liebe und Sanftmuth vorschreibt. Ich bin in dieser Absicht, zum Gebrauche der Gerichtshöfe, diese Lavatersche Monatsschrift durchgegangen; und bin in der That auf Ausdrükke gestoßen, die nur fast ungesittet schienen, die auch (soviel ich weiß) nie von den Schriftstellern in den Mund, geschweige in die Feder, genommen werden, welche ihrer Freimüthigkeit wegen am berüchtigsten sind. Indeß müssen diese Ausdrükke doch wohl, wie ich nun sehe, gesittet und liebreich sein, und ich will zur Beförderung des Sprachgebrauchs der Sanftmuth, hier einiges daraus anführen.

Das Wort Kanaille und Kanaillös kömmt, dünkt mich, in deutschen Schriften wenig vor; nie

nie aber erinnere ich mich, es mit dem Begriffe eines Staatsministers gepaart gefunden zu haben. Hr. Lavater erzählt indeß S. 19: „Der „Finanzminister Nekker habe nicht das mindeste „von jenem stolzverachtenden, höfischschieflächeln„den, ich hätte bald gesagt, kanaillösen Mini„sterair, der sich über jeden, der ihm traut, mo„kirt, und über jeden, der ihm nicht traut, zähn„knirscht. Keine Spur von dem!“ Dieser Ausdruk ist also fein und wohlgezogen!*) — Nach einem so starken Exempel brauchte ich wohl nichts weiter anzuführen. Da indeß die Schriftsteller öfter mit ihresgleichen, als mit Ministern zu thun haben, so halte ich für nützlich, ihnen zu zeigen, welche Ausdrükke in Streitschriften unbeleidigend sind. Wer nicht sagt: Gott donnert, also auch: Gott regnet u. s. w., sondern sich des Wortes Natur hier bedient, ist (S. 40) „ein „Weltwitzling.“ Wer einen Unterschied zwischen Gottes mittelbaren und unmittelbaren Wirkungen macht (wie Er z. B. eine Welt schaft und eine Lavaterſche Monatsschrift hervorbringt), ist (ebendas.) „ein Schulfuchs.“ Man lieset noch fer-

*) Der Merkwürdigkeit wegen, will ich doch auch noch die folgenden zusammengesetzten Wörter anführen, S. 20? Nekker ist „von der interesse„losen Langeweilhektischen armseligkleinhöfischen „Ausförschlerei himmelweit entfernt.“ Er hat also Hrn. L's Staatsnachrichten gar nicht ausforschen wollen. Der zurükhaltende Mann!

ferner S. 87: wie das gesammte „Deutsche Publi„kum zu einer solchen Tiefe der Ehrlosigkeit „herabgesunken zu sein scheint"; man lieset S. 88 von unserm „so frechen und verwegenen Zeit„alter, S. 90 von unserm profanen Zeitalter, S. 92 „von dem jämmerlichen Geschrei einiger Schwach„köpfe und Sophisten, Spionen und Kätzer„macher unsrer neuesten Zeit, S. 96 von erbärm„lichen Menschen, S. 97 von einem Lachen über „Geistererscheinungen, welches weltgeistisch und „bübisch ist." — — Dergleichen Ausdrükke von profan und ehrlos, frech und jämmerlich, Schwachköpfen und Spionen, bübisch und kanaillös, sind also liebreich, sanft, und von feiner Sitte. . . . Wenn Hr. Lavater doch, um auch Beispiele vom Gegentheil zu geben, nun einmal unfein und unsanft schriebe!

Ich komme nun zu dem eigentlichen **Inhalte** seiner Aufsätze selbst, welche äußerst viel Neues, Lehrreiches und Merkwürdiges enthalten. — Man hat öfter nach dem „allgemeinen Zwek der „Menschheit, oder dem allgemeinen Ziel unsers „Daseins" gefragt; Hr. L. antwortet hübsch kurz S. 13: „Dasein ist der Zwek des Daseins." Man hat Leute gesehn, die so trostlos waren, und denen ihr Dasein so sehr mißfiel, daß sie dasselbe, in soweit sie konnten, vernichteten; aber Hr. L. nennt es S. 42 ein **Trostwort**, wenn er einem betrübten Menschen sagt: Du bist! Man hat

müh-

mühsam nach Beweisen der Fortdauer unsrer Existenz gesucht; Hr. L. beweiset sie mit Einem Worte aus unserm Dasein. — Gleich wichtige Aufschlüsse ertheilt er über die Tugend, S. 30. Nehmlich: „Im Himmel giebt es so wenig Tu„gend als Laster; keine Tugend hat Zutritt ins „Reich der Vollkommenheit; kein Tugendhafter „ist im Himmel, sowenig als in der Hölle.“ Und über den wichtigen „Satz, den freilich Manche für „dunkel, wo nicht gefährlich halten, der aber son„nenklar ist: Alle Natur ist Gnade, und alle „Gnade Natur,“ S. 45. Damit hängt es nehmlich so zusammen: Es gehört zur Natur der Menschen, Augen, Ohren und Füße zu haben; nun aber können sie (nehmlich die noch ungebornen Menschen, ohne Augen, Ohren und Füße) doch diese Gliedmaßen nicht von Gott als Schuldigkeit verlangen; sondern die Ertheilung derselben ist von Ihm Gnade, Freigeschenk. (Das wußte jener Spanische Schauspieldichter wohl, der am fünften Tage der Schöpfung den Adam so demüthig bitten ließ, daß er doch morgen aus Gnaden erschaffen würde.) Umgekehrt: wenn Gott uns Gaben der Gnade erzeigt, so ist es doch Natur, nehmlich die Seinige: denn es ist Gottes Natur, gnädig zu sein. — Man mögte zwar glauben, daß solche Antitheſen, solche alttheologische Witzspiele, solche willkührliche Bestimmungen der Wörter, woraus man hernach kann folgen lassen was

man will, uns eben nicht viel weiter in wichtiger und würdiger Erkenntniß unsrer großen Pflichten und Verhältnisse brächten. Aber dieses wäre sehr unrecht gedacht, da Hr. L. das Gegentheil versichert. — — Einen artigen Versuch zur „Bemeisterung des Zorns“ giebt er Nr. IV an, daß man nehmlich die zehn dort abgedrukten mit Fleiß nicht interessanten „Bemerkungen zweimal die „Woche lesen“ soll; wodurch man sich offenbar sehr zur Geduld gewöhnt, und folglich immer weiter von dem schnellen Aufbrausen des Zornes entfernt.

Zwar muß es betrüben, wenn Hr. L. im Vorber. §. 7 sagt: „Physiognomische Spezialfragen „werde ich keine in dieser Monatsschrift beant„worten.“ Aber wohl uns, daß der Gesetzgeber über das Gesetz erhaben ist! Schon bei Nr. 2 dispensirt er sich davon, und liefert uns eine Beschreibung von Nekkers „Gesichtsform, die kein „Wagestük oder Saltomortale der Natur ist, sei„ner weder knotig noch ekkigen Stirn, seiner we„der sonderlich spizen noch stumpfen Nase, seinem „sehr langen und ziemlich fleischigen Kinne“; wobei er auch genau „das Terrän‘ angiebt, „wor„aus die geistigen Stellen in N's Opinions ré„ligieules entsprungen zu sein scheinen,“ nehmlich die Augbraunen, die Tiefe darunter, und die Augen. Hr. L. bemerkte, wie N. „stand und ging „und saß und aufstand, wie er sprach und fragte

„und

„und schwieg und horchte und antwortete;“ und wie die fernere genaue Herzählung S. 19 heißt. Aus allem diesen nun ergab sich: daß N. „zwar „ein Gelehrter, aber kein bloßer Gelehrter, kein „Schulmann, kein Soldat, kein Künstler, kein „Kaufmann, sondern ein Finanzminister ist, „wozu er recht geboren und ausgebildet scheint.“ So ist demnach durch Lavaters Besichtigung der bekannte Streit entschieden: ob man in N. die Fähigkeiten eines großen Buchhalters und Bankiers, oder die wahren Eigenschaften eines Finanzministers zu bewundern hat.

Was Hr. L. über das Höchste und Wichtigste, worüber die Vernunft nachdenken kann, sagt, war mir das Neueste; und auffallend schien es mir, daß er alles dieses Neue so bestimmt und positiv sagt, als wenn er die zuverlässigsten Nachrichten darüber hätte. Indeß giebt dieser Umstand seiner Theorie ein großes Gewicht; denn es ist undenkbar, daß er ohne die gültigsten Beweise (die er uns nur noch vorenthält) hierüber selbst soviel Unerhörtes hätte glauben können, und es in solchem Tone vortragen könnte. — Die Hauptsache läuft darauf hinaus; daß, wenn wir uns Gott bisher als ein unendliches, einfaches, unbeschränktes, über alle Veränderung erhabenes, Wesen dachten, wir in dem tiefsten Irrthum stekten, indem Gott gerade das Gegentheil von allem diesen ist, und vorzüglich sich durch Umstände determi-

iiren läßt. S. 51: „Mir scheint Spinoza hun„dertmal konsequenter als Wolf und seine Schü„ler. Wir haben durchaus keinen Begrif von „Leben, als einen der von unserm Leben abstrahirt „ist; Leben ohne Bewegung, oder welches Eins „ist, ohne Veränderung, ist uns schlechterdings „kein Leben. Wir betrügen uns und andre, „wenn wir Gott ein Leben und zugleich abso„lute Unveränderlichkeit zuschreiben. S. 54, f. „Die Bücher, welche wir Bibel nennen, sind Ur„kunden, welche uns von Vertrauten der Gott„heit Nachricht geben, von superiören, divinato„rischen, schöpferischen, magischen, großkräftigen „Menschen, die sich gewissen tiefen Eindrükken als „dominanten u. s. w. unterwarfen. — Sie „dachten sich dies Phänomen, als das Wesen, „von dem sie, wie von keinem andern, Determi„nationen, Veränderungen ihrer selbst, u. s. w. „erwarten könnten. Dies höchste Determinans „zu determiniren, das heißt, das Mächtigste „sich einen Moment unterwerfen zu können, „war das Nonplusultra ihrer durch die höchste „Passivität gereizten und konzentrirten Aktivi„tät. — Von einem unendlichen Geiste, als „solchem, von einem Eins, das mit allen ihnen „denkbaren Einheiten gar keine Aehnlichkeit habe, „und von einem Unendlichen, der mit allen ihnen „denkbaren sogenannten Unendlichkeiten, insofern „sie denkbar sind, ebenfalls keine Aehnlichkeit habe,

„konn-

„konnten sie keinen Begrif haben; mithin ein „solch Unwesen unmöglich als das Primum und „Ultimum determinans denken. Ihr Gott mußte „sein: und sein und beschränkt sein ist für jedes „beschränkte Wesen völlig Eins. Ihr Gott war „eine Person u. s. w. — S. 66. Das aller„determinirendste Prinzipium und das Deter„minirbarste von uns selbst ist unser Gott. „Was wir können, kann Er, besser als wir, „durch uns, vielleicht besser als Ers ohne uns kön„nen würde. S. 61. Unser Gott ist wie wir. „Unverzeihend dem Unverzeihenden! Erbarmer „dem Erbarmer! Unerbittlich dem Unerbittlichen! „Ein ewiger Belohner des Immergüten! Ein „ewiger Peiniger des Immerbösen!“ . . . Das ist eine harte Rede. — Zuweilen, so wichtig und heilig auch der Gegenstand ist, mögte man über den Ausdruk des berühmten Verf. ein wenig lächeln; wenn er z. B. S. 82 sagt: „Mein „Bemühen ist, den ganzen ungetheilten Christus, „der von oben bis unten aus Einem Stük, und „unzusammengenähet ist wie Sein Rok, zu be„kommen.“ Und S. 61: „Unser Gott dient „in uns von unten auf, wie wir selbst von unten „auf dienen.“ Aber er weiß durch einen hinzugefügten Trumpf wohl das Lächeln zu vertreiben; z. B. S. 57: „Wir sind also unmittelbar am „Abgrunde des kompletesten Atheismus, sobald „wir uns einen Gott denken, der gar nichts Aehn-

„liches mit uns hat, das heißt, der nicht be„schränkt, freithätig, persönlich, determinirend, „und determinirbar ist'! Das ist eine harte Rede. — Was der Hr. Verfasser S. 58 von den Untergöttern und Fürbittern sagt, kann ich nicht excerpiren, weil .... ich es nicht verstehe.

Ob nun alles dieses Spaß oder Ernst ist; ob etwa Hr. Lavater einmal mit Fleiß den Versuch hat anstellen wollen, nicht mehr Schritt vor Schritt beim Schließen zu Werke zu gehen, oder (wie er von Seinem Gotte sagt) von unten aufzudienen, mit Fleiß nicht konsequent und zusammenhängend zu denken, oder unzusammengenäht zu sein (wie er sich von Christus ausdrükt), sondern einmal ein Wagestük oder Saltomortale zu unternehmen (wie die Natur es bei Nekkers Stirn und Nase nicht gemacht hat), um zu versuchen, ob er auch ein superiörer, magischer, großkräftiger Mensch sei, ob er alle reine Begriffe der Vernunft und den gesunden Menschenverstand seiner Leser nach seinem Gefallen determiniren und auf einen Moment unter sich bekommen könne (wie er sogar glaubt, daß man Gott determiniren und sich unterwerfen könne): das kann ich nicht wissen, und das kann Niemand als der hochberühmte Verfasser selbst entscheiden.

— — Genug zur Probe! Ungeachtet meines tiefen Respektes für Hrn. Lavaters erhabnes Genie glaube ich doch nicht, daß er sich noch viel höher

schwin-

ſchwingen könne, und in den künftigen Stükken eine eben ſo reiche Ausbeute von kraftvollen Ausdrükken und nagelneuen Gedanken liefern werde. Es wird alſo wahrſcheinlich keine Gelegenheit zu einem ſolchen Auszuge wieder vorfallen. Sollte indeß der Verfaſſer wirklich, wie er allen Anlauf dazu nimmt, ganz über ſich ſelbſt hinausſpringen; ſo werde ich nicht ermangeln, das was er aus dieſer höhern Region zurükbringt, zum Nutz und Frommen der Leſer von Zeit zu Zeit zu berichten.

10.

Orpheus.

(Aus dem vierten Geſange der Georgika Virgils.)

Orpheus ſtillte den Gram mit ſeiner gewölbeten Leier;
Dich, du zärtliche Gattin, dich ſang er am einſamen Ufer,
Dich mit dem kommenden, dich mit dem niederſinkenden Tage;
Wandelte hin durch die Gruft am Tänarus, hin durch die hohen
Pforten des Plüto; betrat den Hain voll düſterer Schrekken;

Ging dahin zu den Geistern, dahin zu dem furchtbaren König'
Und den Wesen, die nimmer ein menschliches Flehen besänftigt.
Aber durch seinen Gesang auf den untersten Sitzen erreget,
Walleten alle die nichtigen Schatten und dunkeln Gestalten
Des Erebus um ihn herum: wie tausende von den Bewohnern
Der Lüfte unter das Laub sich flüchten, wenn sie der Abend,
Oder des Winters Ungestüm von den Bergen vertreibet.
Väter und Mütter erschienen alda, und erblichene Leichen
Edles Heldengeschlechts, und Knaben und bräutliche Jungfraun
Und Jünglinge, welche der Holzstoß trug vor den Augen der Aeltern;
Rings von schwarzem Morast und Cocytus gräßlichem Schilfrohr
Und der trägen Flut des grausen Pfules umschlungen,
Und des Erebus strömendem Styx neunfältig verkerkert.

Ja,

Ja, es staunete selbst die Burg des Todes; es staunten
Die innersten Reiche darob, und die Eumeniden, mit blauem
Schlangendurchflochtenem Haar; und Cerberus dreifacher Rachen
Sperrte sich auf; und Ixions Rad blieb gegen den Wind stehn.
Orpheus setzte bereits nach den überstandnen Gefahren
Seinen Schenkel zurük, und nahte den obersten Lüften;
Eurydice, wiedergeschenkt, ihm nach: denn diese Bedingung
Hatte Proserpine bestimmt: als den Liebenden, achtlos,
Ein Fehl überraschte — wie leicht verzeihlich! verziehe der Abgrund.
Stehen blieb er, und sah, schon nahe dem Lichte, vergeßlich,
Ach! und von herzlicher Liebe besiegt, nach Eurydicen rükwärts.
Hin war alle Mühe fortan, und zerrissen das Bündniß
Des strengen Tyrannen: ein Krachen entscholl den averniſchen Sümpfen.

Wer

Wer raubt mich Unſelige dir? Wer dich mir, ruft ſie, mein Orpheus?
Siehe! wieder zurük — o Wut! — das grauſe Verhängniß
Ruft mich zurük, und Schlummer bedekt mein ſchwimmendes Auge.
Lebe wohl! Unendliche Nacht umringet mich, trägt mich;
Kraftlos ſtrekk' ich die Arme nach dir — o weh! nicht die deine!
Sie ſprach's, und plözlich verſchwand ſie, wie flüchtiger Rauch ſich den Lüften
Vermiſcht, aus dem Augen ihm fort, und ſah den Geliebten nicht ferner,
Der nur Schatten umfing und noch vieles zu ſprechen verſuchte;
Ihm wehrte, die ſcheidende Flut noch einſt zu beſchreiten, der Fährmann
Des Orkus. Was ſollt' er beginnen? Wohin nach dem zweiten Raube
Der Gattin ſich wenden? Durch welches Flehn die Geiſter des Abgrunds,
Durch welchen Geſang die Götter bewegen? Im ſtygiſchen Nachen
Schwamm ſie ſchon, erkaltet, dahin. Unter wolkigen Felſen

An Strymons schweigender Flut hat sieben gereihete Monden
Er durchweint; sein Jammergesang in der schauernden Felskluft
Hat Tiger, so heißt es, bezähmt, und Eichen weiter beweget.
Wie die traurende Nachtigall im Schatten der Pappel
Ihre verlorenen Kinder beseufzt, die ein grausamer Landmann
Unbefiedert dem Nest' entriß: sie weinet die Nacht durch;
Erneuert ihr klagendes Lied, auf den Zweigen sitzend, und füllet
Die weite Gegend umher mit Tönen schmerzlicher Wehmut.
Nicht Venus herrschte hinfort in seinem Herzen, nicht Hymen.
Einsam ging er durch Scythiens Eis- und Tanais Schneefeld,
Und die nimmer des Reifs entladene Flur des Riphäus,
Klagend Eurydicens Raub und Pluto's eitle Geschenke.
Durch dies Opfer geschmäht, zerrissen Ciconiens Töchter

An

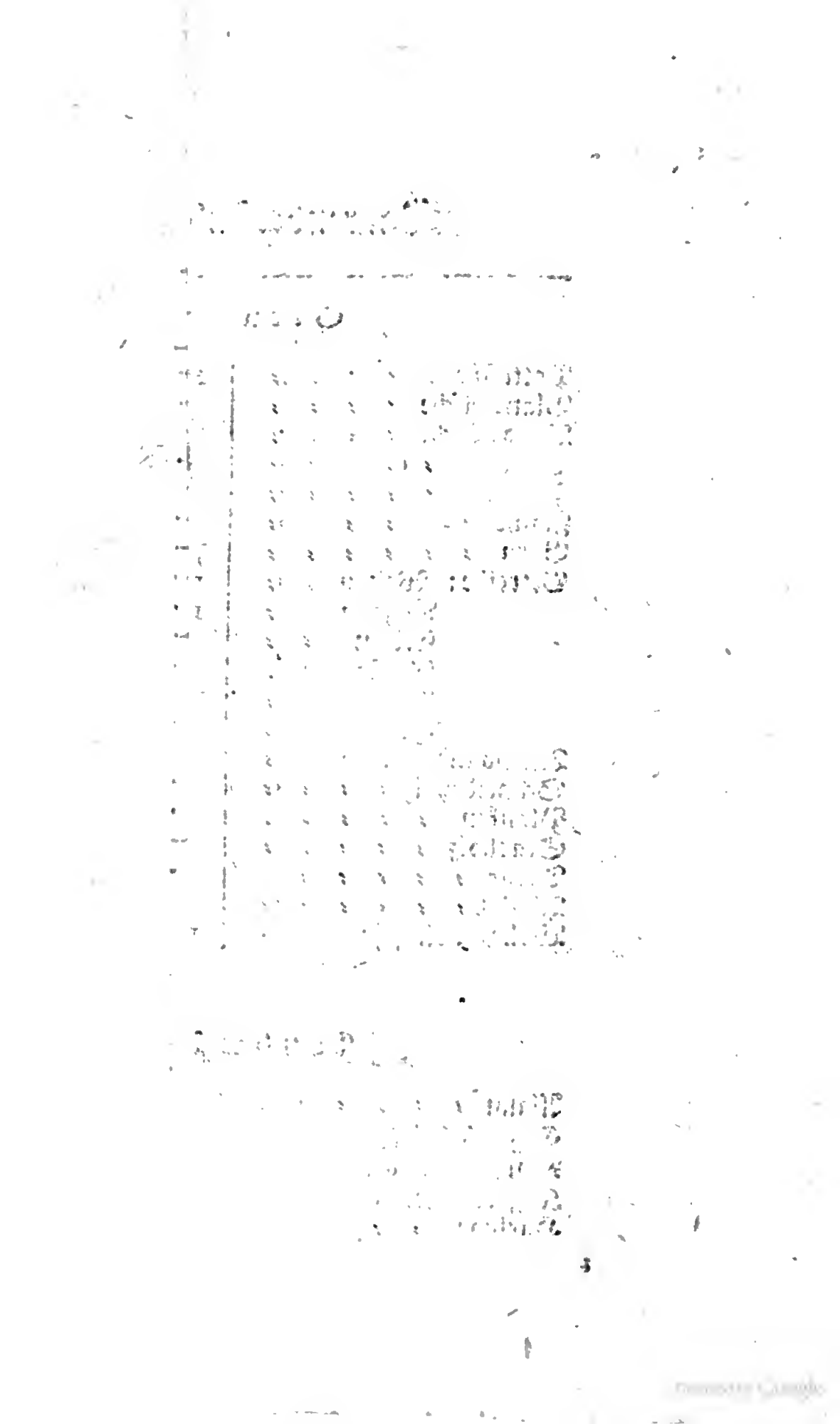
An Bacchus nächtlichem Fest und den Götteraltären den Jüngling.
Als im Strudel sein Haupt, vom Marmornakken gerissen,
Auf des thagrischen Hebrus Flut schon mitten dahin schwamm;
Eurydice! tönte noch da die schon erstarrete Zunge;
Eurydice! Ach Unglükliche! rief die fliehende Seele;
Eurydice! halleten noch die Küsten des Stromes herwieder *).

II.

*) Dieses Stük wird dem Publikum als eine Probe von der Uebersetzung des Virgilischen Landbaues vorgelegt, welche man die nächste Messe von dem Herrn Kammersekretär Bock zu Marienwerder zu erwarten hat. Schon im Februar des vorigen Jahrs stand auch eine Probe dieser Uebersetzung.

Jahr 1789.

	Gr	Ganzer Werth. ℔	Gr
8	—	462,626	16	—
—	—	5,936	—	—
—	—	24,700	—	—
—	—	4,090	—	—
—	—	7,220	—	—
12	—	52,006	12	—
8	—	269,989	8	—
16	—	2,105,833	8	—
8	—	962,280	—	—
16	—	5,266	16	—
8	—	49,616	16	—



Berlinische Monatsschrift

1790.

Drittes Stük. März.

I.

Sinngedichte aus dem Martial.

I. Von dem Balbier Antiochus.

(Fünf und achtzigstes Sinngedicht des elften Buchs.)

Wer zu den Stygischen Fluthen noch nicht zu steigen begehret,
Mag, wenn er klug ist, den Bartscherer Antiochus fliehn.
Weniger werden die Arme von wüthenden Messern zerfleischet,
Wenn die fanatische Schaar Phrygische Feste begeht [1]);
Sanfter

[1]) An den hohen Festen der Cybele geißelten sich ihre Priester den Rücken und machten sich Schnitte

Sanfter ſchneidet Alkon verwickelte Brüche; gelinder
Hebt er, mit Zangen bewehrt, Splitter der
Knochen heraus. —
Kratze dieſer doch Cyniſche Bettler [2]) und Stoiſche
Backen [3])!
Sichle beſtäubten Roßhälſen die Mähnen her-
ab [4])! —
Schöre dieſer am Scythiſchen Felſen dich, armer
Prometheus:
Rieſſt du den Aaren [5]) die Bruſt dir zu zerflei-
ſchen zurück.

Pen-

in die Arme, unter dem Schalle der Pfeifen und Handpauken.

2) Die es ſich müſſen gefallen laſſen, wie man ſie ſchert, weil ſie umſonſt geſchoren ſeyn wollen.

3) Backen der Stoiker, denen der Schmerz kein Uebel iſt.

4) Hälſen, die harte Haut haben.

5) Aaren hießen bey unſern Alten, und heißen auch noch jetzt, beſonders in Niederſachſen, überall aber in den zuſammengeſetzten Wörtern, alle großen Raubvögel. Der Adler, der edelſte unter den Aaren, hieß Adelaar, welchen Namen er noch im Holländiſchen führt.

Pentheus, du flöhest zur Mutter, du, Orpheus, zu den Mänaden [6]);

Kläng' Antiochus Mordeisen euch einmahl ins Ohr.
Diese Schmarren, die man am Kinne mir zählet, (des alten
Fechters, des Pyktes Stirn weiset so viele nicht auf)
Machte mir nicht mit grimmigen Klauen ein keifendes Ehweib;
Dies ist Antiochus Stahl, dies ist Antiochus Faust.
Ha! von allen Thieren ist keins so gescheidt, als der Geißbock:
Daß ihn Antiochus nie martre, behält er den Bart.

II. Von dem Theodorus.

(Vier und neunzigstes Sinngedicht des elften Buchs.)

Theodorus des Dichters Penaten verzehrte die Flamme:
Kann den Musen dieß, dieß dir gefallen, Apoll?

6) Ob jener gleich von seiner eigenen Mutter Agave und dieser von den Bacchantinnen zerfleischt worden war.

O der Unthat! o der großen Sünde der Götter!
Warum verbrannte das Haus, und nicht der
Hausherr zugleich?

III. An den Bassus.

(Neun und neunzigstes Sinngedicht des elften Buchs.)

Den Küssern, guter Bassus, kann man nicht
entfliehn:
Sie rufen uns, sie halten uns, verfolgen uns,
Gehn uns entgegen hier, da, dort, und überall.
Nicht reife Blätterchen, kein fressendes Geschwür,
Schwindflechten nicht, noch angefreßnes Kinn beschützt.
Gesprungne Lippen, eingeschmiert mit Oel und Wachs,
Und kalter Nasen helle Tropfen hindern nicht.
Du schwitzest oder frierest, oder trägst den Kuß
Der Braut noch auf den Lippen: nichts! du wirst
geküßt.
Kapuzen sichern den verhüllten Kopf umsonst.
Nicht Sänften, wohl verhängt mit Leinewand und Pelz,
Nicht dicht verschloßne Tragefessel schützen dich:
Durch alle Ritzen drängt ein Küsser sich hindurch.

Nicht

Nicht ehrenvolle Fasces, weder Tribunat
Noch hohes Consulat, noch trotzig schreyender
Lictoren strenger Stecken treibt den Küsser fort.
Sitz' auf der hoch erhabenen Tribune, sprich
Vom helfenbeinernen Curulsitz Völkern Recht:
Der Küsser klettert hier und klettert dort hinauf,
Im Fieber küßt er dich; er küßt dich, wenn du weinst,
Er küßt dich, wenn du gähnst, er küßt dich, wenn du schwimmst,
Ja, wenn du sonst was thust. Wie steurt man dieser Wuth?
Mach' einen Freund aus dem, den du nicht küssen willst [1].

IV. Auf den Lentinus.

(Siebzehntes Sinngedicht des zwölften Buches.)

Immer fragst du mit Seufzen, Lentin, weswegen das Fieber
Dich nicht endlich einmahl nach so viel Tagen verläßt.

[1] Alsdann kannst du ihn auf eine lustige oder ernsthafte Art mit seinen Küssen abweisen, die er jetzt nur aus Höflichkeit, nicht aus wahrer Freundschaft, dir giebt.

Mit dir geht es ins Bad, wird mit dir in Sänften getragen;
Speiset Austern und Wild, Euter und Pilze mit dir;
Wird vom Setiner oft und oft vom Falerner berauschet;
Trinkt auf kühlendes Schneewasser [1]) Cäkubischen Wein;
Wird von Rosen umdüftet und braun von Assyrischer Narde;
Schläft in weichem Flaum unter dem purpurnen Zelt [2]).
Da sichs bey dir so schön, so herrlich befindet: wie kannst du
Deinem Fieber, Leutin, rathen, zum Dama zu gehn [3])?

V. Auf

[1]) Reinlich aufgefangener Schnee giebt das beste Regenwasser.

[2]) Unter einem Zeltbette.

[3]) Zu einem armen Knechte. Der Nahme Dama war durch die Komödiendichter zu einem gewöhnlichen Knechtsnahmen gemacht worden.

V. Auf den Theleſinus.

(Fünf und zwanzigſtes Sinngedicht des zwölften Buches.)

Bitt' ich dich ohne Pfand um Geld, ſo ſprichſt du: Ich hab's nicht.
Aber du haſt es ſo gleich, bürgt nur mein Acker für mich.
Was du, Theleſinus, dem alten Freunde nicht leihn willſt,
Leihſt du meinen Kohlſtauden und Bäumen mit Luſt. —
Sieh, dich hat Carus verklagt: mein Acker leiſte dir Beyſtand!
Einen Gefährten der Acht ſuchſt du? mein Acker mag gehn!

VI. Von dem Furinus.

(Neun und zwanzigſtes Sinngedicht des zwölften Buches.)

Ein ſo großer Dieb der Tellertücher [1]), als ſchwerlich Maſſa [2]) des Geldes war, iſt der verſchmitzte Furin.

1) Nach unſern Sitten würde es heißen: ein Dieb der Schnupftücher.
2) Ein damals berüchtigter gemeiner Räuber. Einige Ausleger haben geglaubt, Martial meine den Bäbius

Gieb auf die Rechte wohl Acht, und halt ihn fest
bey der Linken:
Dennoch, ich weiß nicht wie, zieht er das Teller-
tuch weg.
So zieht aus dem Schlupfloch der Athem des Hirsches
die Schlange 3),
So saugt hoch in die Luft Iris den Regen herauf 4).
Als der verwundete Myrinus jüngst Entlassung
ersiehte 5),
Hatte Furin schon vier Tücher bey Seite gebracht.
Wenn

bius Massa, von welchem der jüngere Plinius (VII. 33) redet: einen Statthalter in Spanien, den seine Provinz beym Senat zu Rom verklagt und der Senat verdammt hatte.

3) „Die Hirsche leben mit den Schlangen in Feind-
„schaft. Sie suchen ihre Löcher auf, und ziehen
„sie, ungeachtet ihres Widerstandes, durch das
„Schnauben der Nase hervor: daher ist der Ge-
„ruch von angezündetem Hirschhorn ein vorzüg-
„liches Mittel, die Schlangen zu vertreiben.“ Pli-
nius Naturgesch. VIII. 32.

4) Einige unter den Alten glaubten, Iris oder der Regenbogen zöge das Wasser von der Erde herauf und verursachte den Regen.

5) Wenn die Fechter, welche unterlagen, das Volk um Gnade baten, so schenkte man ihnen oft das Leben.

Wenn der Prätor mit weißem Tuche die Losung zum Spiele
Geben will [6]), reißt ihm Furin glücklich das weiße Tuch weg.

Wenn aus Furcht vor Diebstahl niemand ein Tellertuch mitbringt,

6) Die Mappa war ein weiß bekreidetes Tuch, womit die obrigkeitliche Person, welche über die Spiele im Circus die Aufsicht hatte, das Zeichen zum Anfangen gab. Suetonius sagt im zwey und zwanzigsten Capitel der Lebensbeschreibung des Nero: Universorum se oculis in circo maximo præbuit, aliquo liberto mittente mappam, unde magistratus solent. Durch diese Stelle ist Cassiodorus (III. 51) vielleicht veranlaßt worden, uns folgendes Geschichtchen zu erzählen: „Das Tellertuch, welches „im Circus den Kämpfern das Zeichen gegeben zu „haben scheint, ist durch diesen Zufall in Gebrauch „gekommen: Als Nero sehr lange Mittagsmahlzeit hielt, und das Volk, wie gewöhnlich, nach „dem Schauspiele begierig war, und verlangte, „daß man nicht so lange zaudern sollte, ließ er das „Tellertuch, welches er zum Abwischen der Finger „gebrauchte, zum Fenster hinauswerfen, wodurch „er ihnen Freyheit gab, den Wettkampf zu fordern. Daher ist es gekommen, daß ein gezeigtes „Tellertuch ein Versprechen ist, daß Circusspiele „gehalten werden sollen."

Nimmt Furin dem Wirth heimlich das Handtuch vom Tiſch 7).

Fehlt auch dieß, ſo ſcheut ſich Furin nicht, dem Polſter die Decke

Abzuziehn, und dem Tiſchfuße das ſilberne Blech 8).

Wenn beym Schauſpiel gleich die Sonne zu ſtechen beginnet,

Und Furin erſcheint: nimmt man den Ueberzug ab 9).

Läßt ſich etwa Furin am Hafen ſehen, ſo laufen

Alle Matroſen und ziehn hurtig die Segel herauf.

Die kahlköpfigen Siſtrumſchwenker im leinenen Leibrock 10) Flie-

7) Die Servietten brachten die Gäſte mit, die Handtücher gab ihnen der Wirth.

8) Von den Blechen und andern dünnen Täfelchen, womit man die Füße der Stühle und Tiſche überzog, redet Martial im drey und dreyßigſten Sinngedicht des achten Buches. Man ſehe den Martial im Auszuge III. Band, Pag. 141.

9) Die Segeltücher, die über das Theater geſpannt wurden, weil man unter freyem Himmel ſpielte.

10) Die Prieſter der Iſis. Ihr Siſtrum war eine metallene Klapper, durch deren ſchmahles wie ein Gürtel zuſammengeſchlagenes Blech drey oder vier Quer-

Fliehen, so bald Furin unter den Betenden steht [11]).
Niemahls brachte Furin ein Tellertuch mit an die Tafel;
Immer brachte Furin eins von der Tafel zurück.

VII. Auf den Cotta.

(Vierzigstes Sinngedicht des zwölften Buches.)

Cotta, du lügst: und ich glaub' es; machst schlechte Verse: die lob' ich;
Singst: und ich singe mit; trinkst: und ich thue Bescheid;
Lässest Wind: und ich merk's nicht; willst spielen: ich ziehe den Kürzern.
Eines verschweig' ich mit Fleiß, welches du ohne mich thust.

Aber

Querstangen gingen, welche mit ihren Knöpfen an beide Seiten des Instrumentes anschlugen, wenn man es hin und her schwenkte.

[11]) Wem der Umzug mit den Heiligthümern begegnete, der blieb stehen, und verrichtete seine Andacht, oder begleitete den Zug. Diese Stelle erklärt den neunten Vers im siebzigsten Sinngedicht des zehnten Buches.

Aber mir nützest du gar nichts. — Wenn ich gestorben bin, sprichst du,
Werd' ich aufs beste für dich sorgen. — Ich mag nichts; doch stirb.

VIII. Auf den geizigen Paternus.

(Drey und funfzigstes Sinngedicht des zwölften Buches.)

— ∪ — ∪∪ — ∪ — ∪ — ∪

So viel Barschaft, so großen Reichthum hast du,
Als nur selten ein Bürger: doch verschenkst du
Nichts, Paternus; du liegst auf deinem Schatze,
Wie der Drache, von dem die Dichter singen,
Der den Scythischen Hain bewachen mußte [1]).
Aber dieser verdammten Habsucht Ursach
Ist (so rühmst du von dir) dein liebes Söhnchen.
Suche Narren dir auf und unerfahrne
Knaben, denen du solch ein Blendwerk vormachst:
Nur dieß Laster war stets dein liebes Söhnchen.

Ramler.

Diese

[1]) Das weitläuftige Asiatische Scythien reichte bis an die Landschaft Kolchis am Pontus Euxinus. Zu Kolchis war im Haine des Mars das goldene Vließ aufgehängt, welches ein nie schlafender Drache behütete.

* * *

Diese und die im vorigen Monat eingerükten Sinngedichte haben wir von dem Herrn Verfasser als eine Probe von dem vierten und letzten Theile seines „Martialis im Auszuge" erhalten, welcher die bevorstehende Ostermesse erscheinen wird, und den wir auf diese Weise anzukündigen Gelegenheit haben. A. d. H.

2.

Ueber den neuesten Finanzzustand Frankreichs.

LIX.

Ich bin den Lesern (nach) meinem Versprechen, Febr. S. 150) meine Gedanken über den Einfluß schuldig, den der Entschluß der Nationalversammlung über das Vermögen der Geistlichkeit auf die Finanzen haben dürfte. — Die gemeine Meinung ist, daß durch diesen Machtspruch allen Finanzübeln abgeholfen ist; und daß im Grunde kein ander Mittel zur Herstellung der Finanzen übrig war, als das Vermögen der Geistlichkeit in ein Tresorvermögen umzuschmelzen. . . . Wir wollen sehen, ob wir durch unser Räsonnement auf eben diese Schlüsse gebracht werden. Ich gestehe zwar, daß meinem Räsonnement die aus der Anschau-

Anschauung folgende Ueberzeugungskraft fehlen wird, weil ich die dazu erforderlichen Zahlen nicht bestimmt angeben kann; auch mag daher sehr wohl das Resultat in Frankreich anders ausfallen, als ich hier sagen werde. Wenn indeß die Nationalversammlung sich herausgenommen hat, aus bloß allgemeinen Begriffen einen wichtigen Entschluß zu fassen; so wird es uns wohl auch erlaubt sein, aus eben so allgemeinen Begriffen den Erfolg dieses Entschlusses zu beurtheilen.

Hätte die Nationalversammlung bloß das Vermögen der Geistlichkeit übernehmen, die Nation aber von den auf diesem Vermögen liegenden Lasten befreien können: so wäre der vortheilhafte Einfluß davon auf die Finanzen ohne Widerrede entschieden. Aber dies war nicht möglich; und dies ist auch der Fall nicht. Die Nation übernimmt zwar das Vermögen der Geistlichkeit; sie erklärt aber auch zugleich, sich allen den Klassen von Ausgaben zu unterziehen, die bisher aus diesem Vermögen bestritten sind. Wenn also Vortheil für die Finanzen aus dieser Operation erwachsen soll; so müssen entweder die Einkünfte aus dem Vermögen der Geistlichkeit vermehrt werden, oder die Ausgaben werden vermindert, oder es geschieht beides.

Das Vermögen der Geistlichkeit bestehet aus folgenden Punkten: 1) Aus Ländereien, 2) Kirchen und Wohngebäuden für die Geistlichkeit, 3) Kassenbeständen, silbernen und goldenen Gefäßen, wie

auch

auch Edelsteinen, 4) drittehalb Millionen L., welche bis itzt jährlich der Geistlichkeit aus dem Tresor gegeben sind, 5) den Zehenten, welche die Geistlichkeit an vielen Orten von den Früchten des Landes erhebt, 6) den Accidentien der Pfarrherren bei Taufen, Trauungen, Leichenbegängnissen, u. s. w.

Wir wollen sehen, ob dies Vermögen in der Folge der Zeit, da es nun ein Nationalvermögen ist, besser wuchern wird, als itzt, da es in den Händen der Geistlichkeit war.

Was die Ländereien betrift, so ist auf der einen Seite wahr, daß sich hierbei eine ansehnliche Verbesserung gedenken läßt. Nicht nur ist zu vermuthen, daß von Seiten des Staats eine bessere Kultur wird eingeführt werden, als bisher Statt gefunden hat; sondern, da man bei fortdauerndem und wachsendem Wohlstand des Staats annehmen kann, daß die Landesprodukte im Preise steigen, der Zinsenfuß aber dagegen fallen wird, so läßt sich auch daraus folgern, daß künftig theils die Einkünfte der geistlichen Ländereien, nach Livres gerechnet, größer sein werden als itzt, theils auch selbst der Kapitalwerth dieser Güter durch eine weit größere Summe von Livres wird gezählt werden. Auf der andern Seite ist aber auch wahr: daß diese Verbesserung sich nicht itzt gleich zeigt; und daß sie natürlich bei allen den Grundstükken ganz wegfällt, die anitzt verkauft werden.

Nehmen

Nehmen wir nun den itzigen Augenblik, so finde ich folgende Punkte, die das bisher von den geistlichen Ländereien erhobne Vermögen schmälern. Erstlich: die Nationalversammlung hat alle Dienste und Abgaben aufgehoben, die aus der ehmaligen Lehnsverfassung ihren Ursprung nahmen, und hat ausdrüklich festgesetzt, daß kein Ersatz dafür zugestanden werde. Dadurch verlieren also diejenigen geistl. Güter, welche bisher sich dergleichen Dienste und Abgaben zu erfreuen hatten, offenbar; und man kann also in der ersten Zeit wenigstens, nicht so viel Nutzen aus diesen Gütern, weder bei Verwaltung für eigne Rechnung, noch bei Verpachtung, ziehen, als die Geistlichkeit bisher davon genoß — Hiernächst muß wohl in Absicht der kleinen Pfarrstellen, die bisher den Dorfgeistlichen statt des Gehalts gegeben waren, ein großer Ausfall Statt finden. Gewöhnlich muß der Dorfpfarrer seinen Wiedmuth selbst verwalten, wenn er davon Nutzen haben will; und nur selten sind die Pfarrländereien so ansehnlich, daß sie die Kosten eines besondern Verwalters abwerfen. Wenn nun in Zukunft diese Ländereien ein unmittelbares Eigenthum des Staats werden, so verliert derselbe dabei immer die Verwaltungskosten. Läßt er sie verwalten, so ist das von selbst klar. Giebt er sie in Pacht aus, so bringt der Pächter diese Kosten in Anschlag. Werden die Ländereien verkauft, so zieht der Käufer diese Kosten ab, und bezahlt bloß den Werth

des

des reinen Ertrags. In allen Fällen hat also die Geistlichkeit mehr von diesen Ländereien erhoben, als der Staat anitzt davon erheben wird. Der Pfarrer nehmlich, der Ländereien bei seiner Stelle hat, stellt eine doppelte Person vor: er ist einmal Pfarrer, und zweitens Verwalter der Ländereien. In beiden Rükſichten hat er Einkünfte; und diese doppelten Einkünfte waren als hinlänglich zu seinem Unterhalt angesetzt: man rechnete den eigentlichen Sold des Verwalters mit zu dem Gehalt des Pfarres. Nunmehr nimmt die Nationalversammlung zwei Personen an, deren eine die Pfarrstelle besorgen, die andere die Ländereien verwalten soll. Folglich geht der Lohn des Verwalters von den bisherigen geistlichen Einkünften ab. — So oft man in protestantischen Ländern auf das Projekt gefallen ist, die Ländereien der Dorfpfarrer einzuziehen, und den letztern einen bestimmten Gehalt zu geben; so oft hat man gefunden, daß aus dieser Operation Nachtheil für die herrschaftliche Kasse entspringen würde, woraus der Gehalt der Geistlichkeit bezahlt werden sollte. Und wahrscheinlich wird es in Frankreich nicht anders ergehen.

Die Kirchen- und Wohngebäude der Geistlichen, die itzt ein Eigenthum des Staats werden, vermehren nicht nur dessen Einkünfte nicht, sondern veranlassen vielmehr eine neue Verminderung der bisherigen geistl. Einkünfte. Bis itzt sorgte jede Gemeine für ihr gottesdienstliches Versammlungs-

haus und für die Wohnung ihres Pfarrherrn. Die Grundherrschaft hielt es sich zur Pflicht und Ehre, zu diesen Kosten, bald viel bald wenig, beizutragen. Die Nachbarn beeiferten sich, die vielleicht für eine schwache Gemeine zu großen Kosten übertragen zu helfen. Und vielleicht wurden freiwillige Beiträge im ganzen Lande gesammlet, um die für eine einzelne Gemeine unerträglichen Lasten zu erleichtern. Wenn nun aber in Zukunft die Unterhaltung und Erbauung von Kirchen und Pfarrwohnungen eine Sache des Staats ist, wer wird noch freiwillig etwas dazu beitragen? Folglich werden durch diesen Umstand die bisherigen Einkünfte vermindert. — Dieser Artikel ist vielleicht wichtiger, als man ihn itzt in Frankreich und besonders in der Nationalversammlung gehalten hat.

Die Kassenbestände, die überflüssigen goldnen und silbernen Gefäße, und die Edelsteine, die in Kirchen und Klöstern zu leerem Schmukke dienen, vermehren allerdings das Nationalvermögen, in sofern sich die Nation deren bemeistert und davon Gebrauch macht. Wie groß indeß dieser Zuwachs zur Kasse des Staats ist, läßt sich durch eine allgemeine Schätzung auch nicht einmal muthmaßlich bestimmen. Das Resultat davon wird aber, nach meiner Meinung, am Ende unfehlbar kleiner sein, als Viele in Frankreich anitzt bei der so hoch gespannten Einbildung träumen.

Durch

Durch den Schluß der Nationalverſammlung vom 6 Oktober vor. J. ſind die drittehalb Millionen Liver geſtrichen, die bis itzt jährlich vom Treſor an die Kaſſe der Geiſtlichkeit gezahlt ſind. Um ſo viel ſind alſo auch die bisherigen Einkünfte der Geiſtlichkeit vermindert.

Der bisher Statt gefundne Zehente iſt zwar aufgehoben. Da aber dafür ein anderweitiger Erſatz ausfindig gemacht werden ſoll, und er bis dahin noch fortdauert; ſo iſt bis itzt in dieſer Quelle von Einkünften, der Regel nach, nichts verändert.

Dagegen haben die Einkünfte der Geiſtlichkeit eine große Verminderung dadurch erlitten, daß die ſogenannten Accidentien aufgehoben ſind. Um den ganzen Betrag derſelben iſt die Einnahme geringer gemacht.

Wir ſehen alſo offenbar, daß erſtlich die bisherigen Einkünfte der Geiſtlichkeit anitzt ſchon an und für ſich ſehr vermindert worden ſind, indem man in den ſo berühmten Sitzungen vom 4 bis 11 Auguſt vor. J. ſo viel Quellen abgeſchnitten hat, woraus die Geiſtlichkeit bisher anſehnlichen Zufluß erhielt: ſo daß, wenn dieſe Einkünfte nun in die Kaſſe des Staats fließen, ſie nicht mehr ſo beträchtlich ſein werden, als ſie ehemals waren. Aber zweitens iſt auch ſelbſt dadnrch das Vermögen der Geiſtlichkeit vermindert worden, daß man es zu einem Staatsvermögen umgeſchaffen hat. Denn dadurch fallen theils alle milde freiwillige Beiträge

weg, die bis itzt zu Kirchen, Pfarrwohnungen, Bestreitung der Kosten des öffentlichen Gottesdienstes, Verschönerung und innern Auszierung der dazu gehörigen Gebäude, und zu so manchem andern Behuf, bald kärglich, bald reichlich, bald im Ueberfluß, gegeben sind; theils hören nun die Verwaltungskosten der kleinen Pfarrländereien auf, ein Einkommen der Geistlichkeit zu sein. So steht es fürs erste; und es gehet gewiß eine geraume Zeit hin, ehe durch bessere Kultur und höher gegangene Preise der Landesprodukte die Einnahme aus den größeren Ländereien, sowohl an sich, als nach Livres gerechnet, eine merkliche Zunahme erhalten wird. — Sind denn also etwa die Lasten vermindert worden, welche bisher von dem Vermögen der Geistlichkeit getragen wurden? Diese Lasten bestehn hauptsächlich in folgenden Punkten: 1) das sogenannte freiwillige Geschenk an den König, 2) die Zinsen für die aufgenommenen Kapitalien, und die jährlich festgesetzte Zurükzahlung eines Theils der Kapitalien, 3) die zum öffentlichen Gottesdienst erforderlichen Kosten, 4) der Unterhalt der hohen und niederen Geistlichkeit, 5) der Unterhalt der Ordensgeistlichen männlichen und weiblichen Geschlechts.

Das Don Gratuit fällt freilich in Zukunft weg. An dessen Stelle tritt aber der Ueberschuß, der nach Bestreitung aller Ausgaben in die Kasse des Staats fließt. Je größer nun dieser Ueberschuß

schuß ist, desto größeren Vortheil haben die Finanzen von dem übernommenen Vermögen der Geistlichkeit; und wenn gegen die bisherigen Zeiten wahrer Vortheil sein soll, so muß der Ueberschuß größer sein, als das bisherige Don Gratuit war.

Die Summen, welche zu den Zinsen und Remburſements erforderlich sind, werden in Zukunft größer sein, als bisher. Denn bis itzt hat die Geistlichkeit zu diesem Behuf jährlich drittehalb Mill. L. erhalten. Diese Post ist aber, wie wir gesehen haben, in dem Ausgabeetat des Tresors gestrichen, und man hat diese Ersparung mit unter die Hülfsmittel zur Dekkung des Defizit aufgeführt. Wenn nun diese Summe bisher zu Kapital- und Zinszahlung verwandt ist, und wenn in Absicht der Schulden der Geistlichkeit keine Machtsprüche erfolgen; so muß ja diese Summe künftig von dem Vermögen der Geistlichkeit selbst bestritten werden.

Die Ausgaben, welche der öffentliche Gottesdienst erfordert, werden in Zukunft für den Staat größer sein, als sie es bisher für die Geistlichkeit waren. Theils fallen, wie schon vorhin gesagt ist, alle freiwillige Beiträge dazu weg; theils wird auch die Besorgung dieses Ausgabegeschäfts kostbarer. Bisher hat der Kirchenvorsteher vielleicht alles umsonst, oder um eine äußerst kleine Belohnung besorgt; er hat vielleicht, wenn die Kirche arm war, alles mit größter Sparsamkeit eingerichtet;

richtet; vielleicht hundert Kleinigkeiten von seinem eigenen Vermögen bestritten, ohne etwas davon in Rechnung zu bringen. Aber nun ist dies Geschäft eine Sache des Staats, und nun will der Vorsteher verhältnißmäßig bezahlt sein, und wird nichts weglassen, was er nur in Rechnung bringen kann. Bisher haben vielleicht Künstler, Handwerker und Handlanger bei ihren Lieferungen und Arbeiten einen Theil ihres rechtmäßigen Verdienstes aufgeopfert; wird das wohl in Zukunft noch Statt haben? Selbst dadurch, daß alle diese Ausgaben für Rechnung des Staats geschehen, wird die Verwaltungsmaschine kostbarer, weil der Ordnung wegen, und um den Unterschleifen vorzubeugen, eine genaue Kontrolle eingeführt und eine ganze Menge von Rechnungsbedienten und Aufsehern angestellt werden muß, die natürlich dem Vermögen der Kirchen zur Last fallen.

Was den Unterhalt der hohen und niedern Geistlichkeit betrift, so wird die letztere den Ausgabeetat in Zukunft erhöhen. Ich mache folgende Berechnung. Es giebt gewiß eine große Anzahl von Landgeistlichen in Frankreich, die keine jährliche Einnahme von 1200 L. haben. Da nun aber allen Geistlichen diese Einnahme wenigstens versichert ist, so muß ja der Staat bei allen denen zuschießen, die bisher weniger gehabt haben. Noch ist von der Nationalversammlung nicht beschlossen worden, daß die Pfarrer, die bisher

größere

größere Einnahme gehabt haben, etwas verlieren sollen; folglich lassen sich wenigstens bis itzt keine Abzüge in Anschlag bringen, wodurch der bei allen schlechten Pfarren festgesetzte Zuschuß bestritten würde. Man bedenke ferner, daß zu den Einkünften der niedern Geistlichkeit die Accidentien und die Verwaltungskosten der kleinen Pfarrländereien gehörten. Nun fallen aber diese Quellen der Einkünfte weg; und folglich muß der Staat anderwärts zuschießen, um das dadurch verursachte Defizit zu dekken. — In Absicht der höheren Geistlichkeit aber läßt sich eine ansehnliche Verminderung der Ausgaben für die Zukunft gedenken. Denn, wenn auch den itzt lebenden Geistlichen vom hohen Range nichts entzogen werden soll, so lange sie leben; so ergiebt es sich doch von selbst, daß der Staat künftig Anordnungen machen kann, wodurch sowohl die Anzahl, als die Einkünfte dieser Herren merklich vermindert werden.

Die größte Ersparung ist indeß bei **Klöstern** und **Ordensgeistlichen** anzubringen. Denn, wenn man alle Ordensgeistliche aussterben läßt, und die Annahme neuer Novizen untersagt, wenn man alsdann das ganze Vermögen der Klöster zum Nutzen des Tresors einzieht; so muß nach Verlauf einer gewissen Zeit ein großer Vortheil für die Finanzen daraus erwachsen.

Man nehme alles bisher Gesagte zusammen, so wird das Resultat unsrer Betrachtungen ungefähr folgendes sein:

1) Die bisherigen Einkünfte der Geistlichkeit sind durch die Schlüsse der Nationalversammlung vom 4 Aug. des vor. J. um ein Beträchtliches vermindert worden.

2) Sie werden selbst dadurch vermindert, daß der Staat das bisher von der Geistlichkeit verwaltete Vermögen in Zukunft für Rechnung des Tresors verwalten will.

3) Die Ersparung von 2½ Mill. L., die nach dem Schluß vom 6 Oktober vor. J. nicht mehr an die Geistlichkeit gegeben werden sollen, ist nun, nachdem die Nation alle Lasten der Geistlichkeit übernommen hat, nicht mehr reell.

4) Die Kosten zu Besorgung des öffentlichen Gottesdienstes werden in Zukunft für den Tresor eine weit größere Summe ausmachen, als sie bis itzt für die Kasse der Geistlichkeit gewesen sind.

5) Der Unterhalt der eigentlichen Seelsorger wird dem Staat in Zukunft mehr kosten, als sie bis itzt aus dem nunmehr übernommenen Vermögen der Geistlichkeit erhalten haben.

6) Der ganze Gewinn, den der Tresor aus der Zueignung dieses Vermögens erhalten kann, muß auf der einen Seite durch verbesserte Wirthschaft bei den großen geistlichen Gütern, und durch erhöhte Preise der daraus erzeugten Produkte, auf

der andern Seite durch Einschränkung der hohen Geistlichkeit und durch Aufhebung der geistl. Orden bewirkt werden.

7) Dieser Vortheil zeigt sich aber nicht gleich. Der erste ist nehmlich eine Folge eines anhaltenden Fleißes und eines wachsenden Wohlstandes der Nation. Der andere Vortheil wird, wenn kein Machtspruch erfolgen, und Niemand aus seiner bisherigen Lage verrükt werden soll, erst nach und nach merklich, so wie die Mitglieder der hohen Geistlichkeit und die Ordensgeistlichen absterben.

8) Das bloße Dekret vom 2 Nov. vor. J. bringt also itzt den Finanzen keinen Vortheil, sondern wird in den ersten Zeiten die Verwikkelung wahrscheinlich noch größer machen. Erst alsdann, wenn die Dekrete über die hohe Geistlichkeit und die Ordensgeistlichen zum Vorschein kommen, wird man beurtheilen können, ob der dabei beabsichtigte Nutzen für den Tresor überwiegend sein wird.

9) Die allgemeinen Lasten der Nation werden durch dies Dekret wahrscheinlich für die ersten Zeiten größer werden, als sie ohne dasselbe gewesen wären. Denn, wenn auch nur die milden Beiträge und die Accidentien der Pfarrer von der ganzen Nation übertragen werden sollen, so wird das doch eine Last, wovon die Nation unter dieser Form bisher nichts gefühlt hat.

Es ist übrigens meine Meinung gar nicht, die Operation in Absicht des Vermögens der Geistlich-

keit an und für sich zu tadeln. Meine bisherige Beurtheilung soll nur zeigen, daß ein bloßer Grundsatz, eine bloße Maxime nicht eher für eine vortheilhafte Staatsoperation ausgegeben werden darf, als wenn man ein System darauf baut, das für den Staat paßt, und man Kräfte genug hat, das System auszuführen. Hätte die Nationalversammlung dies bedacht, so würde sie schwerlich in dem gegenwärtigen Augenblik die Operation von Einziehung des geistl. Vermögens durch einen feierlichen Entschluß unternommen haben. Die Operation selbst zeigt zwar beim ersten Anblik viele Vortheile; aber wenn diese erhalten werden sollen, so muß man theils das nach und nach erfolgende Absterben der hohen und Ordensgeistlichen abwarten, theils muß man große Kapitalien auf Verbesserung der Landwirthschaft anlegen können, um den möglich größten Vortheil in künftigen Jahren davon zu ziehn. Die Lage der französischen Finanzen ist itzt aber gewiß nicht so, daß man ein künftiges Einkommen abwarten, und zu dessen Erhaltung große Summen anwenden kann. Man muß gleich Geld haben, denn man kann ja nicht einmal die dringendsten Ausgaben bestreiten. Wird also nun die Einziehung der geistl. Güter in eine unmittelbare Geldquelle verwandelt, wie man denn schon beschlossen hat, ein Kapital von 400 Mill. L. durch den Verkauf von geistl. Gütern zusammen zu bringen; so wird der Vortheil von dieser Operation

allein

allein denen zugeeignet werden, die diese Güter anitzt kaufen: und in sofern wird auch der Staat gewinnen, aber die Finanzen werden dabei, wo nicht offenbar leiden, doch anfänglich in eine noch größere Verwirrung kommen, als woraus sie durch dieses Dekret haben gerissen werden sollen.

Berlin, d. 24 Jan. 1790.

3.

Rede bei der Aufnahme in die Königl. Akademie der Wissenschaften den 4 Febr. 1790.

Es ist ein feierlicher und ehrwürdiger Anblik, eine so zahlreiche Versammlung der angesehensten und berühmtesten Gelehrten vor sich zu sehen; lauter Männer, die das große unbegränzte Reich der Wissenschaften in Provinzen unter sich getheilt, und unter denen jeder schon längst auf dem Felde seiner Wissenschaft gemeinnützige Früchte für die Welt und ehrenvolle Lorbern für sich selbst erndtete. Der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen Kenntnisse, die hier wie Ströme im Ocean zusammenfließen, füllen die Seele jedes neuen Ankömmlings mit Bewunderung. Eine

solche

solche Gesellschaft von anerkannten Meistern in ihrem Fach ist ihm und jedem Beobachter ein heller Spiegel, in welchem er die ganze Würde des menschlichen Geistes und das freie bezaubernde Spiel der edelsten Kräfte desselben mit Entzükken bemerkt. Hier sieht er wie in einem Brennpunkt die Stralen aller Wissenschaften sich zur gemeinschaftlichen Wirksamkeit vereinigen. Hier an der Spitze der Gesellschaft die Staatskunst, die mit ruhigem Blik das Steuer des Staats auch dann mit Weisheit lenkt, wenn Stürme das Meer rings umher empören, und die, selbst dann, wenn ein Schif nach dem andern an Klippen stößt, nicht nur das ihrige in den sichern Hafen steuert, sondern auch andre vor dem Schifbruch birgt. — Dort *) die Wissenschaft, die in die Tiefen der Natur hinabsteigt, die, um den Schleier ihrer Geheimnisse zu zerreißen, auf ihre leisesten Laute, auf ihre sanftesten Zukkungen lauscht, die die Elemente der Körper scheidet und mischt, die den menschlichen Geist mit der Hülle, die ihn bekleidet, und mit allem, was die segnende Hand des Schöpfers im Schooß der Erde vergrub oder auf ihrer Oberfläche verstreute, bekannt macht, und zugleich neue Wege entdekt, um die Gaben der Natur zu nutzen, zu ver-

*) Die Akademie besteht aus 4 Klassen: der physikalischen, mathematischen, philosophischen, und philologisch-historischen.

veredlen, zu vermehren, und so die ersten und wichtigsten Quellen des Wohlstandes und Flors der Staaten immer reiner und ergiebiger zu machen——

Hier die Wissenschaft, die durch Zahl und Maaß das Universum ordnet, die das Unzählbare zählt, das Unermeßliche mißt, die die Sonnen am Firmament zählt und ordnet, die Planeten wägt, und den Kometen wiederzukehren gebeut, und mit gleicher Fertigkeit dem Flug der Bombe und dem Schwunge der Weltkörper nachfliegt — —

Dort die Wissenschaft, die aus den tiefsten Brunnen die ersten Gründe aller Wahrheit und alles menschlichen Wissens schöpft, die die Fesseln der Sinne abstreift und auf den ätherischen Flügeln der reinen Vernunft sich über die Sinnenwelt hinaus in die erhabne Region der Ideen schwingt, die die Kräfte des menschlichen Geistes wie die Triebräder einer Uhr zerlegt und den feinsten Mechanismus ihrer Wirksamkeit aufdekt, die uns denken und zweifeln, wählen und handeln lehrt, und mit dem Zügel der Vernunft und Gesetzgebung die Leidenschaften des einzelnen Menschen und der gesammten bürgerlichen Gesellschaft zurükhält und lenkt——

Hier endlich jener Inbegrif der mannigfaltigsten Kenntnisse, die bei aller Verschiedenheit ihrer Natur doch in einem Ziele zusammentreffen, in der Schärfung des inneren Sinnes, in der Verfeinerung des Gefühls für alles was schön und edel ist; unter ihnen die Wissenschaft, die die Nationen

der

der Vorwelt aus ihrem Todesschlummer wekt, ihre verstorbnen Sprachen belebt, ihre Sitten, ihre Begebenheiten, ihre großen Männer auf den weiten Schauplatz der Geschichte führt, die die Revolutionen der Staaten und Wissenschaften vergegenwärtigt, und Könige und Weisen der Vergangenheit vor ihrem Richterstuhl fodert, um unbestochen wie ein Minos entweder den Stab über sie zu brechen, oder ihre Namen als Wohlthäter der Menschheit an die Säule der Unvergänglichkeit zu schreiben; die Kritik, die die Schöpfungen des Genies und des Geschmaks alter und neuer Zeiten würdigt; die Sprachkunst, die entweder in die reichen Schachten der Muttersprache hinabfährt und nie ohne Ausbeute zurükkömmt, oder unter den Ruinen der Sprachen der kultivirtesten Völker des Alterthums goldne Schätze gräbt; endlich die Dichtkunst, die mit ihrem Zauberstabe neue Welten schaft, und mit ihrem Griffel Denkmäler, daurender als Erz, setzt — Alle diese mannigfaltigen Wissenschaften sehe ich in dieser erhabnen Gesellschaft wie in Einer einzigen moralischen Person vereinigt.

Diese Masse von Kenntnissen, die das Eigenthum dieser Gesellschaft sind, in einer einzigen physischen Person vereinigt — welch ein ungeheures Bild! Der menschliche Geist ist zu schwach für diese Fülle von Kenntnissen, und das Gebiet der Wahrheit und Wissenschaft ist zu unermeßlich,

als

als daß auch der kühnste Unternehmer hoffen dürfte, auch nur die Küsten desselben alle allein zu umsegeln, noch weniger alle Felder desselben zu bebauen.

Es war eine Zeit, wo die Keime aller Wissenschaften noch wie in einem Chaos vermischt durch einander lagen; — damals konnte ein einziger Mann das Ganze umfassen, konnte den Kelch aller menschlichen Begriffe in sich schlürfen. Aber die Keime haben sich entwikkelt; der Bach, in dem die Kindheit des Menschengeschlechts plätscherte, ist zum reißenden Strom geschwollen, der wie der Nil weite Ebnen befruchtet, sich in unzählige Arme und Kanäle zertheilt und noch täglich breiter wird. Es war eine Zeit, wo es noch keine Sonderung der menschlichen Kenntnisse, noch keine Klassifikation der Wissenschaften gab. Aber dies war auch die Periode der Kindheit der Wissenschaften, die in den ältesten Zeiten das Monopol eines einzigen Standes waren. Der Priester stellte gleichsam eine ganze Akademie vor; er vereinigte in sich nicht nur den Theologen, den Richter, den Arzt, nein, er war auch außerdem Naturforscher, Geometer, Philosoph, Geschichtschreiber, Dichter. Wenn gleich die Klassifikation der Wissenschaften und ihre Sonderung ein Beweis der Ohnmacht des menschlichen Geistes ist, so ist sie auf der andern Seite zugleich ein Beweis seiner Kraft. Denn nur der durch diese Kraft bewirkte Anbau der Wissenschaften

ten und ihr ins Unüberſehliche wachſender Reichthum machte jene Trennung derſelben nothwendig; und je mehr ſich noch täglich der Umfang des Gebietes jeder Wiſſenſchaft theils durch Entdekkungen neuen Landes, theils durch Urbarmachung wüſter Flekken erweitert, deſto nothwendiger iſt die Reſignation auf den Namen eines Polyhiſtors, deſto nothwendiger der Entſchluß, ſeine Kraft nicht durch Ausdehnung zu ſchwächen, ſondern vielmehr durch Zuſammenziehung auf einen Punkt zu koncentriren. Aber wie gewöhnlich iſt es bei dieſem Entſchluß, daß der Gelehrte, der ſich Einer Wiſſenſchaft ausſchließend widmet, alle andre Wiſſenſchaften mit Geringſchätzung anblikt, und ſie kaum ſeiner Aufmerkſamkeit, geſchweige ſeiner nähern Betrachtung würdigt! Es iſt kein ungewöhnlicher Fall, Gelehrte zu ſehen, die in ihrer Einen Wiſſenſchaft wie in einem Schnekkenhauſe wohnen, ohne außer demſelben etwas zu kennen, etwas zu achten. Ein ſolcher Gelehrter, für den alle andre Provinzen des Reichs der Wiſſenſchaften terra incognita ſind, der es nicht der Mühe werth hält, ſie auch nur als Reiſender oder ſelbſt nur durch das Teleſkop des allgemeinen Intereſſe der Menſchheit kennen zu lernen, vergißt, daß alle Wiſſenſchaften urſprünglich Eine waren, daß alle aus Einem gemeinſchaftlichen Keim ſich entwikkelten, und daß bei aller Sonderung dennoch ein unzertrennliches Band ſie alle verknüpft. Jede Wiſſenſchaft gränzt an jede

andre,

andre, ihre Gebiete durchkreuzen sich, und es ist keine, die nicht zuweilen in den Fall käme, ihre Fakkel an dem Heerde einer anderen Wissenschaft anzuzünden, um mit diesem geborgten Licht irgend eine dunkle Region ihres eignen Gebiets zu beleuchten. Der gründliche Gelehrte ist allerdings kein Schmetterling, der von Blume zu Blume flattert und auf keiner verweilt; aber warum wollt' er aus eignem freien Entschluß die Raupe sein, die auf ihrem Einen Blatt lebt und stirbt, und dieses Eine Blatt für eine Welt und ihr Gespinnst für das vollkommenste Werk der Kunst hält? Alle Wissenschaften, sie haben Namen wie sie wollen, gehören zu einem großen System, und drehen sich wie die Planeten in nähern und fernern Kreisen um ihre Sonne — die Wahrheit; und wohl dem Mann, der für diese Harmonie der Sphären ein offenes Ohr hat!

Aber nichts ist geschikter, diese getrennten Wissenschaften wieder zu vereinigen, und das Band, das sie alle nach ihrer Natur verknüpft, fest zusammenzuziehen, als Gesellschaften, deren Mitglieder das weite Gebiet der Wissenschaften wie Provinzen unter sich theilen, und ihre Produkte gegen einander auswechseln, so daß jede Wissenschaft selbst um so reicher wird, je mehr sie dazu beiträgt, ihre Schwestern zu bereichern. Nichts arbeitet wirksamer jener pedantischen Einseitigkeit entgegen, als Akademieen wie diese, in der ich heute zum

erstenmal als Mitglied zu erscheinen das Glük habe. Sie befördern das lebhafte Verkehr zwischen den verschiedenen vereinigten Provinzen der großen Republik der Gelehrten, und verhüten, daß nicht jede sich durch einen Graben gleichsam zur abgesonderten Insel mächt; sie vereinigen die Wissenschaften, indem sie sie zu trennen scheinen. Darum eben kann eine Akademie wie diese, die das ganze Gebiet menschlicher Kenntnisse umfaßt und es unter verschiedenen Klassen von Arbeitern vertheilt, von größerm Nutzen für die Gelehrsamkeit überhaupt und für die Kultur der Nation sein, als die meisten andren Akademieen in andren Ländern, die ausschließend einer einzigen Wissenschaft huldigen und eben dadurch nur zu leicht dem Geist ihrer Mitglieder eine einseitige und schiefe Richtung geben. Auch in dieser Akademie erndtet jeder nur da, wo er gesäet hat; aber er hat die Freude, daß auch die Eigenthümer der benachbarten Felder an seinem Erndtefeste Theil nehmen, und ihre gewonnenen Früchte sogleich auf der Stelle gegen einander vertauschen.

Die beiden größten Geister dieses Jahrhunderts waren zugleich die Stifter dieser Akademie — Leibnitz und Friedrich. Jene Harmonie der getrennten Wissenschaften war der Grundstein ihres Plans, und wer hatte je offnere Sinne für diese Harmonie als sie? Leibnitz, der in sich den Philosophen und Mathematiker, den Natur- und Geschichts-

schichtsforscher, den Sprachkundigen und den sch-
nen Geist vereinigte — kannte zu gut die Schranken der gewöhnlichen Menschenkraft, um nicht zu wissen, daß es nur wenig Menschen gegeben sei, gleich ihm in die Tiefen aller Wissenschaften hinabzusteigen; kannte zu gut die Kraft des menschlichen Geistes, um nicht zu ahnden, daß der immer weiter gehende Anwachs der Wissenschaften es den kommenden Generationen der Gelehrten immer unmöglicher machen werde, mit voller Kraft mehr als Eine Wissenschaft zu umfassen: aber er kannte auch aus eigner Erfahrung zu gut die wohlthätigen Folgen jener Harmonie der Wissenschaften, um sie nicht in den Plan dieser Akademie, die ihn als ihren ersten Stifter verehrt, zu verweben. Und Friedrich? O das Auge Seines Geistes war zu hell, um das ewige Band, das Wissenschaft an Wissenschaft kettet, zu verkennen. Keine entging daher Seinem geschärften Blik, keine Seinem Schutz, für keine war Er so partelisch, daß Er nur aus ihren Zöglingen sich seine Freunde wählte. Wer weiß das besser, als die ältern verehrungswürdigen Mitglieder dieser Akademie, denen Friedrich ohne Rükſicht auf ihre Hauptwissenschaft sein Zutrauen und seine Zuneigung schenkte!

Von ihrem ersten Anfang hat diese Akademie an ihrer Spitze und in ihrem Schooß Männer gehabt, die den Wissenschaften nicht nur durch ihre Würde und durch ihr Ansehen einen ehrenvollen

Glanz gaben, sondern auch mit rastlosem Eifer und glüklichem Erfolg ihr Gebiet erweiterten. Und wann war dies mehr der Fall als izt? Izt, da an der Spitze dieser Societät ein Mann steht, den Europa als Staatsmann bewundert, und der Gelehrte als die Zierde seines Standes verehrt, ein Mann, der durch sein eignes erhabnes Beispiel lehrt, wie ehrenvoll für einen Staat wie der unsrige, Publizität und Denkfreiheit ist, und der die Rechte des menschlichen Verstandes eben so innig ehrt und vertheidigt als die Rechte seines Monarchen! Izt, da alle Klassen der Akademie mit Männern besezt sind, die eben so glüklich als muthig ins innere Heiligthum ihrer Wissenschaft eindrangen, und mit der Fakkel der Untersuchung eine dunkle Gegend ihres Gebietes nach der andern aufhellen!

Einer so ehrwürdigen Societät zugesellet zu werden, ist eine Ehre und eine Aufmunterung, deren Werth und Gewicht ich zu sehr fühle, um nicht diesen Tag zu den erfreulichsten meines Lebens zu rechnen, und mit dem lebhaftesten Gefühl des Danks das schmeichelhafte Vertrauen zu erwiedern, mit dem der bewunderte Kurator der Akademie mich derselben zum Mitgliede vorschlug, und mit dem die mir längst verehrten Mitglieder, unter denen ich mehrere vieljährige Freunde zu zählen das Glük habe, diesem Vorschlage beitraten. Die Aufmunterung, die Friedrich Wilhelm der deut-

ſchen Litteratur in ſo vieler andern Rükſicht und beſonders auch darin widerfahren läßt, daß Er ſo gern auch dem deutſchen Gelehrten den Zutritt zu dieſem ihm ehedem nur ſelten offenſtehenden Tempel der Wiſſenſchaften vergönnt, iſt ein Lorberreis in Seinem Kranz, deſſen Anblik jeden deutſchen, noch mehr jeden Preußiſchen Gelehrten mit Ehrfurcht und Dank für ſeinen König erfüllt. Ich bin übrigens weit entfernt von dem ſelbſtgefälligen Stolze, der die ihm in Rükſicht künftiger Erwartungen ertheilte Aufmunterung als verdiente Belohnung hinnimmt; aber ich würde mich auch ſchämen, vor ſo erleuchteten Kennern und Richtern des litterariſchen Werths und Unwerths in der Sprache einer heuchleriſchen Demuth mich dieſer Aufmunterung und dieſes ehrenvollen Vertrauens geradezu für unwürdig zu erklären. Ich glaube ohne Unbeſcheidenheit mit Horaz ſagen zu können (Epiſt. II, 2. V. 201 ſqq.):

Non agimur tumidis velis aquilone ſecundo,
Non tamen adverſis aetatem ducimus auſtris;
Viribus, ingenio, ſpecie, virtute, loco, re
Extremi primorum, extremis usque priores.

Ich kenne die engen Schranken meiner Kenntniſſe; aber ich weiß auch, daß die Aufmunterung, die mir heute zu Theil wird, der kräftigſte Sporn für mich ſein wird, um die Ehre dieſer Akademie durch meine Aufnahme nicht zu beflekken. Die Litteratur der Griechen und Römer, nebſt dem genauern

nauern Studium der deutschen Sprache und ihrer Geschichte, waren bisher meine Lieblingsbeschäftigungen. Auf diesem Felde, auf dem ich mir nicht ganz Fremdling zu sein schmeicheln darf, werde ich zuweilen eine Blume pflükken, um sie auf dem Altar dieses Tempels der Wissenschaften als ein bescheidnes Opfer zu legen; und wohl mir, wenn ich Ihnen, mit denen ich fortan gemeinschaftlich in diesem Tempel dienen soll, diesen Altar durch mein Opfer nicht zu entweihen scheine! Dann will ich, froh auf mich und meine litterarischen Arbeiten das anwenden, was Horaz an eben der Stelle sagt (V. 39. sqq.):

Romae nutriri mihi contigit, atque doceri
Iratus Grajis quantum nocuisset Achilles.
Adjecere bonae paulo plus artis Athenae,
Scilicet ut possem curvo dignoscere rectum,
Atque *inter silvas Academi* — quaerere verum.

Fr. Gedike.

4.

An Herrn Grafen Moritz von Brühl.

Aus dem Elsaß, im Septemb. 1789.

Es ist kein Trug der Phantasei,
O Freund; was mir ein Traum geschienen,
Ist hohe Wahrheit: wir sind frei.
Das alte Joch der Sklaverei,
Das mancher Sklav mit Brutusmienen
Uns vorwarf, brach Ein Tag entzwei;
Und meine Gallier verdienen,
Was ein despotisches Geschlecht
Verrosten ließ, den schönsten Namen,
Den Adams Enkel je bekamen,
Den Namen Franken nun mit Recht.

Wohl mir, daß ich den Tag erlebte,
Den ein prophetisches Gesicht
Mir nächtlich vor die Augen webte;
Er ist mir mehr als Sonnenlicht.
Noch konnten wir ihn da nicht ahnen,
O Freund! als Du mit einer Schaar
Von tausend muthigen Germanen —
Sie folgen gern der Zwingherrn Fahnen —
Die Korsen binden halfst. Dies war

Dir leider (denn Du wirst vergönnen
Itzt froi zu reden) Ritterpflicht;
Bald wird man Hochverrath es nennen.
Auch traf der Korsen Fluch Dich nicht;
Nur den Vezier des Burboniden,
Der ihn zum Wüthrich werden hieß.
Sein Namen sterbe hin in Frieden,
Wie mancher, den der Pieriden
Gesammtes Chor unsterblich pries;
Und Korte theile mit Paris
Den Schatz, den dieses uns erstritten!

Ja, Freund, dies zweite Babylon,
So viele Menschenalter schon
Ein Grab des Muthes und der Sitten,
Paris ist nun der Freiheit Thron;
Und eben dieses Volk der Franzen,
Das, von des Leichtsinns Rausch bethört,
Nichts that, als buhlen, singen, tanzen,
Hat jene schwarze Burg zerstört,
In der die Unschuld, ungehört,
Als Opfer, bald des Hohen Priesters,
Bald einer Kebsfrau des Ministers,
Ihr ewiges Begräbniß fand.
Und eben die Pariserinnen,
Die sonst nur eitelu Putz gekannt,
Erhalten itzt, als Römerinnen,

Mit ihrem Schmuk das Vaterland,
Und opfern seinen braven Söhnen,
Die für der Freiheit neues Gut
Gefallen, frohe Heldenthränen.

Zwar schlachtete des Volkes Wuth
Nicht lauter Frevler seiner Rache;
Der Sklave, der sein Joch zerbricht,
Kennt Themis heil'ge Waage nicht,
Erkennt nur seine gute Sache:
Auch schmükte mancher Bösewicht,
Bloß um zu rauben und zu morden,
Sich mit der Freiheit frohnem*) Orden.
Allein, das Schwert, das sie verdient,
Traf, wie ein Strahl, die schnöden Würger,
Und hat die Manen jener Bürger,
Die schuldlos büßten, ausgesühnt. —
Sieh, hundert tausend Patristen
Pairs, Krämer, Domherrn, und Heloten,
Vermengen sich in ehrnen Reihn,
Um die Kabale der Despoten
Und die Banditen zu zerstreun.

Wie majestätisch anzusehen,
Freund, ist für die Philosophie

*) Frohn heißt bei den ältern Deutschen heilig, herrlich, erhaben. S. Adelungs Wörterbuch.

Das Kreiſen einer Monarchie!
Wie ſchauerlich ſind ihre Wehen,
Und ihre Palingeneſie! —
Allein, wenn itzt kein Blut mehr fließet;
So koſtet uns der Freiheit Sieg
Weit minder, als im Türkenkrieg
Die Herrſchſucht jeden Tag vergießet.
Und was verdienet mehr durch Blut
Dem Schikſal abgekauft zu werden,
Als der geweihte Freiheitshuth,
Des Menſchen größter Schmuk auf Erden?
Komm, Freund, verlaß der Elbe Strand;
Komm, unſer Glük mit uns zu theilen:
Du liebteſt ja mein Vaterland,
Schon eh' es dieſes Kleinod fand,
Und pflegteſt gern bei uns zu weilen.
Itzt trifft du einen König an,
Der, den Geſetzen unterthan,
Zum Wohlthun nur Deſpot geblieben;
In dem wir längſt den Biedermann
Noch wärmer als den König lieben.
In ſeinem ſchönen weiten Reich
Iſt alles Bürger, alles gleich.
Der Bauer ſitzt mit den Baronen
Auf einer ungetheilten Bank
Bei den Lykurgen und Solonen.

Die

Die Priester dürfen — Gott sei Dank! —
Uns nicht mehr mit Gewalt bekehren *);
Und müssen zum gemeinen Schatz
Ihr goldnes Schärflein mit bescheren.
Der Ketzer darf den großen Satz:
Kein Mensch soll die Gewissen stören,
Als Mitglied auf dem Reichstag lehren.
Der Richter darf sein edles Amt
Nicht mehr durch schnöden Kauf entehren;
Er kann, von blinder Wuth entflammt,
Nicht mehr die Unschuld radebrechen,
Und ist verpflichtet, ohne Gunst
Und ohne Sporteln Recht zu sprechen.
Des Ahnenstolzes faulen Dunst
Hat edle Menschlichkeit geläutert;
Die Rechte des Verdiensts erweitert,
Und aller Würden freie Bahn
Mit weiser Hand ihm aufgethan.
Das Joch der Frohnen ist zernichtet,
Des Landmanns Klagen sind gestillt;
Er tödtet ungestraft das Wild,
Das seine Saat zu Grunde richtet.
An Steuern zahlet er nicht mehr
Als wir, und hilft uns sie bestimmen.

Auch

*) Der Verfasser ist ein Protestant.

Auch darf das zügellose Heer
Der Schösser*) ihm kein Haar mehr krümmen;
Noch der Kaplan Geburt und Tod
Und Ehstand ihm für Geld verkaufen;
Noch der Soldat zum Spaß sein Brot
Ihm fressen, seinen Wein ihm saufen:
Und dieser wird bei höherm Lohn
Von neuem ganz dem Staat gehören;
Er muß, als Bürger, nicht dem Thron
Allein, muß auch der Nation
Den heilgen Eid der Treue schwören.

So viel hat schon ein Volk gethan,
Das kaum der Freiheit Licht genossen;
Noch mehr ist in dem großen Plan,
Der uns beglükken soll, beschlossen. —
Vollkommen ist er freilich nicht;
Doch auch nicht werth der bittern Glossen,
Die manchem stumpfen Kiel entflossen.
Der Schatten folget stets dem Licht;
Und bei den Revolutionen,
Wo jeder Damm gewaltsam bricht,
Mißkennen auch die Nationen
Die Gränzen ihrer neuen Macht.

Genug:

*) Der Einnehmer obrigkeitlicher Gefälle. Abkürzung.

Genug: daß vielen Millionen
Die Hoffnung beſſrer Tage lacht;
Daß wir ein Vaterland nun haben,
Für das die Bruſt des Bürgers glüht,
Der es durch tauſend freie Gaben
Der Schmach des Bankerots entzieht;
Daß der Satrapen und Dynaſten
Vampirenbrut ihr Ende fühlt,
Und mit dem Volk der niedern Kaſten *)
Jetzt nicht mehr wie mit Kegeln ſpielt;
Daß in dem Reich, wo Geld und Titel
Und Selbſtheit jedes Herz verkehrt,
Man unter uns nun auch im Kittel
Den Menſchen und den Bruder ehrt.

Sieh jene feierliche Scene,
Freund! ſie iſt deines Herzens werth;
Sie drang die wonnevollſte Thräne,
Die je mein Aug' vergoß, mir ab. —
Geſtützt auf ſeinen Knotenſtab
Erſchien am Strand der ſtolzen Seine
Ein armer Greis**), gebükt und kahl,
Mit dreimal zehn Olimpiaden
Und mit der Knechtſchaft Joch beladen.

Des

*) Kaſten, Stämme, Zünfte: ein Wort, von den Indianern entlehnt.
**) Der itzt (Jan. 1790) geſt. 120j. alte Joh. Jakob,

Des Jura buntes Felsenthal
Gebar ihn. Er betrat den Saal,
In welchem die Amphiktyonen
Des umgeschaffnen Staates thronen,
Und grüßte stumm der Väter Schaar,
Wie Simeon, mit frommen Blikken.
Kaum nehmen ihn die Väter wahr,
So raffen Ehrfurcht und Entzükken
Von ihren Sitzen sie empor;
Sie huldigen, des Fürstenstandes,
Des Bischofsstabs, des Ordensbandes
Uneingedenk, in frohem Chor,
Dem Nestor ihres Vaterlandes,
Und strekken tausend Hände dar,
Zum Opfer ihm noch mehr zu geben,
Als er bedarf sein letztes Jahr
In heitrer Fülle hinzuleben.

O Heil dir, edles Vaterland,
Worin so viele Menschen wohnen,
Die, Trotz den neidischen Timonen,
Die Welt der Freiheit würdig fand!
Bewahre dieses heil'ge Pfand
Gleich einem Ring von Gottes Finger!
Nie reiße Zwiespalt, Unbestand,
Und Luxus — dieser Weltbezwinger —
Das Kleinod dir von deiner Hand!

Von nun an sei dein Ehrgeiz Friede,
Und Eintracht dein Palladium:
So stehet, wie die Piramide
Der Ewigkeit, dein Heldenruhm. —
Doch schlüg' ein Strahl aus neuen Wettern,
Erregt von deinen eignen Rettern,
In dieses hohe Denkmal ein:
So müsse mich der erste Stein
Des feierlichen Schutts zerschmettern!

p — l.

5.

Ueber den Einfluß eines römischen Gesetzbuchs auf die Wissenschaften.

Welche Folgen für die Justizverwaltung die Vertauschung des römischen Gesetzbuchs mit einem Nationalkodex in Deutschland haben werde: ist der Gegenstand einer zwar wichtigen, aber durch die Untrüglichkeit der Voraussehung hiebei beinahe überflüßigen Untersuchung. Denn man darf den Nutzen aus diesem Wechsel so sicher voraussetzen, daß Verkleinerung oder Erhebung einer solchen Reform gleich vergeblich sein würde. Wer sollte nicht einsehen, daß bei Vollständigkeit und Klarheit der Gesetze der Gang der Justiz an

Schnel-

Schnelligkeit gewinne, und daß durch diese Beschleunigung der letzten Aussprüche in Streitigkeiten ein Hauptvortheil gewonnen werde, der bei der Vermischung und Unbestimmtheit alter und neuer, brauchbarer und unpaßlicher Gesetze verloren geht? — Auch schließt sich an die Hofnung dieses Gewinnes keine Besorgniß einer Verschlimmerung der Justiz auf einer andern Seite an; die Erwartung der Folgen ist hier nicht, wie bei so vielen Veränderungen, unter Nutzen und Schaden getheilt.

Ob dies aber auch der Fall in Ansehung des Einflusses ist, den für die Wissenschaften die Einführung eines Nationalkodex haben wird? ... Der Besorgnisse hierüber sind schon mehrere geäußert. Vielleicht sind sie ungegründet, oder übertrieben, oder können durch zweckmäßige Vorkehrungen verhütet werden. Vielleicht auch kann die Neuerung mit dem Gesetzbuche für die Wissenschaften Folgen haben, die schon an sich selbst, oder auch unter öffentlicher Mitwirkung, wichtig werden. In allen diesen Fällen verdient die Sache eine genaue Untersuchung, um den Uebeln der Reform nach Vermögen vorzubeugen, und den größtmöglichen Nutzen aus derselben zu ziehen. Auf Gerathewohl die Folgen zu erwarten, wäre ein Vorsatz, der uns theils einen Verlust zuführen, theils Vortheile entziehen könnte.

Da

Da die Vorausſehung des Zukünftigen mit der Erzählung des Vergangenen in enger Verwandtſchaft ſteht, und die Wahrheit der Geſchichte die beſte Quelle der Prophezeihung iſt; ſo will ich den Einfluß, den das römiſche Geſetzbuch ſeit mehr als einem halben Jahrtauſend in Deutſchland auf die Gelehrſamkeit gehabt hat, in der Kürze vorausſchikken. Zu einer ausführlichen Behandlung dieſes Gegenſtandes wünſche ich einen Geſchichtſchreiber, der Rechtsgelehrter und Philoſoph zugleich iſt. Eine pragmatiſche Geſchichte dieſer Sache fehlt uns noch; und es iſt Zeit, daß wir ſie bald erhalten, wenn ſie noch zur Parentation des bald zu Grabe zu tragenden römiſchen Rechts dienen ſoll.

Als eine der erſten Folgen von der Aufnahme des römiſchen Rechts können wir die Erhebung der Geſetzkunde unter die Zahl der Wiſſenſchaften anſehn. Vorher, ehe Roms Geſetze auf deutſchen Boden verpflanzt worden, war die Jurisprudenz im Gefolge der Waffen, und eine Kunſt unſtudirter Leute. Man erwarb ſich durch Erfahrung und Rutine die Kenntniß der Gewohnheiten, welche den Inhalt des damaligen Rechts ausmachten; und auf eben dieſem Wege gewann man das Geſchik der Anwendung bei Schlichtung der Streitigkeiten. Richter und Schöffen wurden dabei Meiſter ihrer Kunſt: nicht durch Theorie und Studium, ſondern durch Erfahrung und Alter.

Wo waren hier die ersten Gründe des Rechts; wo eine Verkettung aller Theile in ein ordentliches Ganze; wo eine Scheidewand der Theorie und Praxis zu finden? — Ganz anders ward dieser Zustand mit der Aufnahme des Römischen Rechts, das in den Gerichten auf die alte Weise weder erlernt werden durfte noch konnte. Die schriftliche Existenz dieser Gesetze machte die praktische Erlernung derselben durch Beiwohnung bei Gerichtshändeln entbehrlich; und die Neuheit derselben in den deutschen Gerichten nebst der Schwierigkeit der Sprache und der Größe des Umfangs machte eben diese Erlernung unmöglich. Nun mußte sich Theorie und Praxis scheiden; und ein eignes Studium des Rechts der Anwendung desselben vorausgehn: eine Veränderung, welche in der Geschichte der Rechtswissenschaft in Deutschland Epoche macht.

Daß dieses Entstehn einer Theorie des Rechtes, auch ohne Einführung des Römischen, über kurz oder lang erfolgt sein würde: hat wohl keinen Zweifel. Theorieen sind die Wirkungen von dem Anwachse individueller Begriffe, und von der damit zunehmenden Wirksamkeit der Abstraktion. Sobald das Maaß der einzelnen Theile und Sätze vom Recht in Deutschland wäre vermehrt worden, so würde auch eine Theorie des Rechts allmälig gebildet worden sein. Und daß dies ohne Einwirkung eines ausländischen Rechts Statt

haben

haben könne, beweist die Geschichte des Rechts bei den Römern, die Schöpfer ihrer Gesetze waren, und doch zu Theorie und System derselben gelangten. — Ob aber dieser Schritt in der Kenntniß des Rechts, diese Erwerbung einer Scienz von demselben, so früh und so gut, auch bei Unbekanntschaft des ausländischen Rechts, in Deutschland erfolgt sein würde: dies läßt sich mit Grunde bezweifeln. Außer den allgemeinen Gründen, die diesen Zweifel unterstützen, darf man nur die Erfahrung im Römischen Staat aufsuchen. Wie viele Jahrhunderte verflossen hier nicht, selbst nach der Existenz ihres ersten Gesetzbuchs (der zwölf Tafeln), ehe ein theoretisches Werk über das Recht des Landes geschrieben oder ein scientifischer Unterricht darin ertheilt ward? ungeachtet die übrigen Zweige der gelehrten Kenntnisse bereits vortreflich angebaut und in Schriften, die zum Theil noch als Muster gelten, vorgetragen waren. Wenn wir endlich auch in die jüngsten Zeiten der Römer zurükgehn, so treffen wir doch immer noch keine vollkommne Theorie des Rechts an: kein Naturrecht, das in einem Zusammenhange alle Grundsätze von Recht und Unrecht enthielte; kein System des positiven Rechts, an dem man nicht selbst grobe Verstoße wider die Vorschriften der Logik bemerkte; auch keine Geschichte des einheimischen Rechts, die der Größe des Gegenstandes entspräche; und überhaupt

keine Bekanntschaft mit den Gesetzen anderer gleichzeitiger unterwürfiger und älterer unbezwungener Völker. War dies das Schiksal der Rechtstheorie bei den Römern; wie vielmehr würde es das nehmliche auch bei den Deutschen geworden sein, die für das Studium des einheimischen Rechtes durch keinen so starken Reiz des Glüks und der Ehre aufgemuntert, und durch keine so mächtige Beihülfe verwandter und ausgebildeter Wissenschaften unterstützt wurden? In Rom war das Recht eine Stütze der Beredsamkeit, durch die es in Verbindung mit der Philosophie und Geschichte kam. Dort bahnte die Rechtskenntniß und die Gabe des öffentlichen Vortrags dem ehrbegierigen und talentvollen Manne den Weg zu Ansehn und Einfluß. Unstreitig müßte der Abgang dieser Vortheile in Deutschland die Ausbildung der Theorie vom vaterländischen Recht sehr aufgehalten haben: ein Verlust, den uns nun die Aufnahme fremder Gesetze vergütet hat.

Aber nicht gleich eine vollkommne Theorie des Rechts entstand mit den ausländischen Gesetzen in Deutschland. Sie schränkte sich geraume Zeit hauptsächlich auf das Studium der Sprache ein, worin die neu aufgenommnen Gesetze geschrieben waren, so wie auf das Lesen des Gesetzbuchs selbst. Allmälig aber klärte man die einzelnen Gegenstände auf, und bildete daraus eigne Zweige der Wissenschaften, die als Hülfsmittel der

Rechts-

Rechtswissenschaft betrachtet wurden. Und eben diese stufenweise Entwikkelung und Verarbeitung von Kenntnissen, die entweder innere Bestandtheile oder Gränznachbarn derselben waren, ist in den verschiednen Perioden der Rechtsgeschichte kennbar. Diese fortschreitende Ausbildung der Wissenschaft in Deutschland erfolgte unter dem Zusammenflusse mehrerer günstiger Umstände, auf die wir unser Augenmerk richten müssen, wenn wir die Folgen des Römischen Rechts in Deutschland für die Wissenschaften richtig auffinden und abmessen wollen.

Um selbst eine ausgebildete Wissenschaft zu werden und durch Einfluß den Fortgang andrer Wissenschaften zu befördern, war es für die Jurisprudenz eine glükliche Begebenheit, daß der Unterricht in derselben auf den hohen Schulen, dem allgemeinen Vereine aller Wissenschaften, ertheilt ward, und daß diese Schulen zu dem großen Ansehn und Einflusse stiegen: zu welchem Glükke sie vorzüglich mit durch die Rechtsgelehrten auf denselben gelangten.

Der Gesellschaft, worin die Jurisprudenz auf den Universitäten mit der Geschichte und Philosophie kam, haben wir unstreitig die Aufklärung des natürlichen und positiven Rechts zu verdanken. Die Zöglinge der Rechtswissenschaft, welche in dem gewöhnlichen Zirkel ihres Studiums dem Unterricht in der Philosophie und Geschichte beizuwohnen

zuwohnen pflegten, oder die zuweilen eine andre Wissenschaft studirt und mit Verlassung derselben das juristische Fach erwählt hatten, brachten zu der Wissenschaft des Rechts Kenntnisse mit, die als helle Fakeln vorleuchteten und auf die ersten Gründe des Rechts führten. Der Geschmak für Philosophie, der sich auf diesem Wege unter den Juristen einfand, und bei dem akademischen Berufe zur Theorie der Wissenschaft, auch bei dem Gebrauche akademischer Disputationen, erhielt und ausbreitete, veranlaßte Anfangs einzelne Untersuchungen und Streitkämpfe über die Grundsätze des natürlichen Rechts; und in der Folge verursachte er einen besondern Vortrag über diesen Gegenstand. So erwuchs eine neue Wissenschaft, welche in ihrer itzigen Gestalt das alte Rom nicht kannte. Der Scharfsinn unsrer Vorfahren, der sich an diesem Gegenstande übte, bemerkte nach und nach die Unterschiede der Gründe des Innern und des Zwangsrechts; imgleichen die Verschiedenheit des Rechts, die aus dem Verhältnisse des Menschen in der Gesellschaft, und im Stande außerhalb derselben, entspringt. Durch diese Bemerkungen vorzüglich näherte sich der forschende Geist der Quelle, woraus die ersten Gründe des Rechts fließen, weit mehr als es in der alten Welt geschehen war. Und wie fruchtbar für Festsetzung und Anwendung des positiven Rechts ist nicht dieser Fund geworden?

Das

Das Gute und Richtige in den positiven Gesetzen ist seitdem weit weniger das Werk eines dunklen Gefühls, als der deutlichen Vorstellung und der richtigen Ueberzeugung. Noch wichtiger wird die neue Wissenschaft in den Fällen, wo positives Recht nicht Statt hat, wo allein oder hauptsächlich Recht der Vernunft die Richtschnur der Handlungen ist; und diese Fälle treten in den neuern Zeiten ungleich öfter als bei den Römern ein: weil diese die damals kultivirte Welt in Ein Reich gebracht und rund um sich herum nur Barbaren hatten, mit denen der Verkehr unbedeutend blieb; dahingegen die Vielheit der neuern Reiche, insbesondre das in viele fast unabhängige Staaten zerstükkelte Deutschland, verbunden mit der Mannichfaltigkeit der wechselseitigen Bedürfnisse, die Ursache eines zahlreichen und wichtigen Verkehrs, und zugleich der Grund vieler Rechtshändel ist, die ihre Entscheidung weniger aus dem positiven als aus dem natürlichen Recht erhalten können.

Die Geschichte stand gegen das positive Recht in demselben Verhältnisse, als die Philosophie gegen das Naturrecht. Vermittelst der zwischen ihnen obwaltenden Verwandtschaft ertheilte sie dem positiven Rechte Licht, und empfing es gegenseitig von ihm. Um das Römische Recht aufzuhellen, drang der Fleiß der akademischen Juristen in das Innere der Geschichte und Ver-

fassung des Römischen Staats. In einer Reihe von Jahrhunderten ist denn dadurch aus so unzähligen Bruchstükken nach Möglichkeit ein Ganzes gebildet, das für die Gesetze der Römischen Nation, als einen Theil dieses Staats, den besten Schlüssel enthält. Auch ging es mit diesem Zweige der Gelehrsamkeit, wie mit dem Rechte der Natur. Der Anwachs der Summe von Kenntnissen aus diesem Fache ward allmälig eine neue Wissenschaft, und Gegenstand der Beschäftigung vieler Gelehrten. Unter dem Namen der Geschichte, der Antiquitäten, der alten Litteratur, ward dies Feld mit thätigem Fleiß angebaut; davon zeugen ganze Bibliotheken humanistischer und historischer Werke, das Produkt aus mehr als einem Jahrhundert.

Daß diese Schätze, den der Fleiß der Juristen, der Geschichtsforscher und der Humanisten für das positive Recht seit dem Mittelalter geliefert hat, nicht alle von edlem Gehalt sind, darf man freilich nicht läugnen; denn der Schlakken giebt es dabei gar viele; aber immer ist die Summe aller Wahrheiten, und die Verbindung in der wir sie aufgestellt finden, von sehr großem Werth. Es erwekt die Thätigkeit unsrer Vorgänger, die wir dabei bemerken, unsre Bewunderung; und das Resultat, das aus ihren Arbeiten bereits gezogen ist oder noch gezogen werden kann, flößt uns Dankbarkeit ein. Ja, es bemächtigt sich unsrer ein

gewisses

gewisses Bedauren, wenn wir dieses Feld, das uns in die interessanten Scenen der Vorwelt führt, immer mehr verlassen, und die bereits vorliegenden uns zubereiteten Schätze immer weniger benutzt sehn; auch keine nahe Hofnung vor uns haben, daß der Eifer dafür wieder erwachen und die reichen Materialien vollkommen nutzbar machen werde.

Um auf die erste Untersuchung zurükzukommen, kann man die Frage aufwerfen: ob die Rechtswissenschaft außerhalb der Universitäten so viel für sich gewonnen, und so viel für andre Wissenschaften gethan haben würde? Gewiß hätte sie, von der Kette akademischer Studien getrennt, die mächtige Beihülfe der philosophischen, historischen und humanistischen Wissenschaften entbehren müssen. Und ohne diese wäre sie immer ein Theil der gemeinen Kenntnisse geblieben, die durch Erfahrung und Praxis erworben werden und daher nie die Deutlichkeit und Vollständigkeit der Theorie erlangen können; zu einer eigentlichen Wissenschaft wäre sie unter diesen Umständen vielleicht niemals oder nur spät gelangt. So weit sich dieser Gewinn auf das Römische Recht allein erstrekt, kann er freilich vorübergehend sein: nehmlich nur solange dauren, als der Gebrauch des Römischen Rechts Statt hat, mit dessen Abschaffung auch die Nützlichkeit der Arbeiten für die Aufklärung desselben wegfällt.

Hingegen um Geschichte und Philosophie ist das Verdienst der Rechtswissenschaft bleibend. Den Bemühungen der Juristen, und andrer mit ihnen nach einem Zwek arbeitenden Gelehrten, wird man noch immer die Einsicht in den Zustand und die Revolutionen der alten Welt verdanken. Zwar ist das Verdienst der Rechtsgelehrsamkeit für dieses Fach nicht einzig; auch andere positive Wissenschaften, besonders die Theologie, theilen es mit ihr. Aber sicherlich war der Einfluß der Rechtswissenschaft auf das Studium der Alten vorzüglich groß. Und nicht bloß die in diesem Felde arbeitenden Juristen kommen hierbei in Anschlag; auch die Schüler, welche die Jurisprudenz in zahlreicher Menge auf die Universitäten, und den Hörsälen für die Geschichte und Philosophie zuführte, gehören unter den Beitrag der Rechtswissenschaft für das Feld der alten Gelehrsamkeit.

So große Zufriedenheit man inzwischen über die Verpflanzung der Rechtswissenschaft auf den allgemeinen Sammelplatz der Wissenschaften in dieser Hinsicht empfinden muß; so fühlbar ist auf der andern Seite die Besorgniß, daß die Rechtswissenschaft, die nicht ein Ball des spekulativen Gelehrten sein, sondern durch Anwendung praktisch werden, und eben dadurch der bürgerlichen Gesellschaft ihren eigentlichen Nutzen bringen soll, in der Gesellschaft so vieler theoretischen Wissen-

schaften

schaften, nicht genug für ihre eigentliche, letzte Bestimmung gebildet werde. Es war bei dieser Lage zu besorgen, daß theils die Gegenstände des gemeinen Lebens, bei denen die Gesetze in Anwendung kommen, übersehen, theils die Kunst der Anwendung ohne Ausübung gelassen werde. Und in diesem Fall verlor die Jurisprudenz der Universität das Lob der eigentlichen Brauchbarkeit, dessen Mangel der Ruhm der Gelehrsamkeit und Eleganz nicht ersetzen konnte. — Wie sehr diese Besorgniß gegründet sei, beweisen oft die Arbeiten der sogenannten eleganten Juristen, die zuweilen mehr Auswüchse spitzfindiger und litterarischer Untersuchungen, als Entwikkelungen in der Praxis vorkommender Fälle enthalten. Wie geringhaltig aber müßte nicht der Werth der Arbeiten der akademischen Juristen für die Praxis sein, wenn sie alle auf diese Gegenstände gerichtet wären? Daß dies nicht geschah, ist ein Glük für diese Wissenschaften, das aus einer günstigen Fügung der vormaligen Umstände entsprang, und eine vorzügliche Aufmerksamkeit in der Bildungsgeschichte dieser Wissenschaft verdient.

Bei der Seltenheit geschikter Juristen erwarb ihnen der Ruhm schon früh ein besonderes Zutrauen. Man suchte sie auf, um nach ihrem Gutachten oder unter ihrem Beistande wichtige Familien- und Staatsangelegenheiten zu verhandeln. Natürlich vertraute man sich denen am meisten, die

die auf Universitäten im Vortrage des Rechts ihren Beruf hatten, und bei dieser Beschäftigung im Stande waren, in die Tiefe der Theorie einzudringen, aus welcher oft die Entscheidung vorkommender Rechtshändel zu holen war. Daher ward es bald allgemeine Denkungsart, die Fakultäten der akademischen Juristen als Orakel zu betrachten, und sie in allen wichtigen Angelegenheiten um Rath zu fragen. Nicht allein Privatpersonen in ihren häuslichen und Familien-Vorfällen, sondern auch die Höfe und Regierungen wandten sich in dieser Rükſicht an sie, und die Gerichtshöfe verlangten ihre Entscheidungen in verhandelten Streitsachen. So bildete sich in Deutschland unvermerkt eine Art von willkührlichen Gerichten und Rechtskollegien, denen selbst eine Reichsverordnung (in dem Reichsabschiede von 1654) ein öffentliches Ansehn gab, indem darin die Verschikkung der Akten gut geheißen ward.

Diese Gattung von Rechtskollegien ist zwar einer Einrichtung bei den Römern, juristische Gutachten zu ertheilen, nicht unähnlich; aber in der innern Verfassung, und vielleicht noch mehr durch den Einfluß auf Staats- und Rechtshändel, verschieden*). Denn bei den Römern waren es nur ein-

*) Auch findet eine Aehnlichkeit Statt mit dem Korps der Advokaten in Frankreich, welche auch Konsultationen und Gutachten geben. Man s. hierüber des Hrn. Prof. Hugo Nachrichten, B. Monatsschr.

einzelne Rechtsgelehrte, die Responsa austheilten: Anfangs nach Willkühr, auf die bloße Wirkung des Ansehens und Zutrauens; in der Folge auf ein vom Staat dazu verliehenes Privilegium. Es erhellt nicht aus der Geschichte, daß ihr Einfluß beträchtlich war, wenn wir allenfalls die früheren Zeiten der Republik ausnehmen, in welchen die Juristen, die den Klienten mit ihrem Rathe dienten, gewöhnlich als die vornehmsten Staats- und Geschäftsmänner an der Spitze der Republik standen. Dies war auch gerade zu einer Zeit, wo die neuen Sitten und Geschäfte der Römer ganz neue und vollständigere Gesetze, als die auf den zwölf Tafeln enthaltenen, erforderten; wo aber noch immer das alte Gesetzbuch, nebst den oft schwankenden Edikten der Prätoren, und einigen Volksgesetzen, zur Vorschrift der Richter diente. Unter diesen Umständen war es nicht genug, die vorhandenen Gesetze bloß zu kennen; sondern auch die Kunst der Auslegung, oder vielmehr die Anwendung des Gesetzes auf ähnliche Fälle war höchst nothwendig und wichtig. Zum Glük ward dies Geschäft Männern zu Theil, die nicht nach der Spitzfindigkeit der Schule, sondern in dem Geist der

natsschr. Mai 1789, S. 497. Die Vergleichung beider scharfsinnigen Aufsätze ist interessant, da Hr. Hugo sich gegen, Hr. A aber für, die Juristenfakultäten und die Praxis auf Universitäten erklärt. D.

der Erfahrung und Weltkenntniß entschieden. Mit Recht wurden daher ihre in einzelnen Fällen gegebenen Aussprüche und Gutachten von den jüngern Römern als eine allgemeine Regel angenommen und mit dem Gepräge der Gesetze versehen. Es ist bekannt, daß die Periode dieser Praxis in den ersten Zeiten der Kaiserregierung ein Ende nahm; und daß dadurch der Einfluß der Rechtsgelehrten auf die Privatangelegenheiten fast ganz abgeschnitten ward, nachdem er schon früher in den öffentlichen Geschäften aufgehört hatte. Viel bedeutender war hingegen der Wirkungskreis der Juristenfakultäten in Deutschland. Diese erhoben sich seit ihrem Ursprunge zu allgemeinen Orakeln, nicht bloß der Familien, sondern auch der Höfe. Die Staatsgeschäfte, die in Rom mit dem Untergange des Freistaats sich aus dem Zirkel der juristischen Arbeiten verloren, wurden in Deutschland mit dem Anwachse der Landeshoheit der Reichsstände, und seit der Mitwirkung der Landstände in öffentlichen Angelegenheiten, täglich zahlreicher und bedeutender. Eben diese Geschäfte aber, die einen Kenner des Staatsrechts und der Reichsgeschichte erforderten, machten die Universitätsjuristen den Höfen zum Bedürfniß.

Alle diese Umstände zusammengenommen, die zugleich das Ansehn der Universitäten unterstützten, beförderten die Praxis der Juristen auf denselben; die außerdem von manchem Lehrer auch als

An-

Anwald in öffentlichen und Privatangelegenheiten ausgeübt ward. Wie viel aber diese Praxis zur Ausbildung der Rechtswissenschaft beigetragen habe, ist aus der Geschichte derselben klar. Nicht allein ward dadurch der Vortrag des Rechts auf den hohen Schulen immer mehr von den unnützen Spitzfindigkeiten und Untersuchungen entfernt, und mehr für die Praxis eingerichtet; sondern viele unbebauete Theile wurden nun kultivirt, interessante, aber unentschiedene Fälle nach dem Scharfsinn gebildeter Köpfe entschieden, und überhaupt die ganze Wissenschaft durch die Vielheit von Erfahrungen für das gemeine Leben nützlicher gemacht.

Kein Wunder, wenn Männer von Talent und Thätigkeit unter solchen Arbeiten, und bei der engsten Verbindung der Theorie mit der Praxis, einen Vorsprung und ein Ansehn gewannen, daß man sie zuweilen an die Spitze der verschiedenen Departementer stellte. Gebildet in den Fakultäten und durch Privatarbeiten für die Praxis in Staats- und Privatsachen, und unterstützt durch ein langes und sorgfältiges Studium der Theorie, waren sie im Stande, eben so glüklich in dem praktischen als theoretischen Leben aufzutreten. Man sah daher die Universitäten als die Pflanzschulen an, aus denen die Höfe ihre ersten Räthe und Richter zogen: ein Grundsatz, der eben so heilsam für die Landeskollegien als für die hohen Schulen gewor-

geworden ist. Denn für die Lehrer war die Beförderung in ein Kollegium eine Aussicht und Aufmunterung; die Verpflanzung gelehrter Kenntnisse in Landeskollegien aber hatte nicht minder gute Folgen für die Wissenschaft, indem sich hier ein neues Feld von Erfahrungen öfnete, die der durch Theorie gebildete Mann nuzbar zu machen wußte. Wir haben dieser Einrichtung, eben so wie der Praxis der Fakultäten, einen Vorrath von Erfahrungen zu verdanken, der für die Wissenschaft und die Weltgeschäfte ein wichtiger Schaz ist.

Vielleicht gab es für den Flor der Jurisprudenz kein günstigeres Verhältniß, als das erwähnte, wo sie auf der Universität, mitten im Zirkel der übrigen mehr und weniger auf sie wirkenden Wissenschaften, und in Verbindung der Theorie mit der Praxis, ihren Hauptsiz hatte. Selbst der Glanz und das äußere Glük unterstüzte sie hier, indem sie vorzüglich Aussichten verschaffen, und schon auf der Akademie eine Würde ertheilen konnte, die auch außerhalb derselben von Werth, und selbst für den ersten Stand der Nation nicht ohne Reiz war.

Doch diese Periode reicht nicht ganz bis auf unsre Zeiten. Der Wechsel der Dinge hat die akademische Gelehrsamkeit allmählig in eine andere Lage gebracht, wovon die Ursachen zusammengesezt sind. Dahin gehört: die Aufhebung des Monopols der gelehrten Kenntnisse, das vormals die

Univer-

Universitäten in gewissem Betracht besaßen. Die Verbreitung der Gelehrsamkeit außerhalb der Akademieen mußte nothwendig den Werth, welchen Seltenheit giebt, herabsetzen; noch mehr aber mußte sie unvermeidlich die akademischen Gelehrten bei praktischen Geschäften immer mehr entbehrlich machen. Sogar blieben die Universitäten gegen die praktische Welt zurük, die sich immer durch neue Geschäfte vermehrte, und durch Vergrößerung der Kunst vervollkommnete. Es eröfnete sich nach und nach das weitschichtige Feld der Kameralwissenschaften, der Polizei, Oeconomie, des Handels, des Forstwesens, der Technologie, des Finanzwesens, der Bergbaukunde, der Kriegskunst, der Staatswirthschaft, der Politik und der auswärtigen Geschäfte: welche sämmtlich auf den Universitäten nach altem Zuschnitt unbekannt waren; und doch brauchte und schätzte gerade diese Kenntnisse der Geschäftsmann. In seinen Augen mußte daher das Ansehn der hohen Schulen, die nur eine eingeschränkte und unvollkommne Bildung gaben, nothwendig sinken. Wenn gleich dem Juristen, der sich dem eigentlichen Justizfache widmete, diese auf den Akademieen vermißten Kenntnisse weniger nothwendig waren, so schadete ihm doch die völlige Unkunde darin; überhaupt aber entzog dieser Mangel den Universitäten die Schüler, die jene Wissenschaften suchten und dort nicht fanden. Bei den Geschäftsmännern erzeugte auch der Vor-

sprung, den sie unvermerkt genommen hatten, eben so wie bei den Gelehrten ihr Aufenthalt außerhalb den Universitäten, eine gewisse Geringschätzung gegen die letztern: welches nun zum Fall ihres vorigen Flors, so wie zur Abnahme der akademischen Würden (die ohnedas durch die zur Mode gewordenen landesherrlichen Titel und Würden schon gelitten hatten), sehr vieles beitrug.

A.

6.

Geheime Gesellschaften.

(Fortgesetzt; man s. März 1789, S. 275.)

Diesmal von einigen ältern Geheimen Gesellschaften.

IX. Ein Damenorden aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Es war ein Grundsatz der meisten alten und einiger neuern Mysterien, Damen von ihren Geheimnissen auszuschließen. Geschah es aus Mißtrauen gegen die Schwäche des andern Geschlechts, für die die Prüfungen der Aufnahme zu ernsthaft und

feier-

feierlich waren; oder aus Sorge, ihr Geheimniß dadurch besser zu bewahren: genug, keine geheime Gesellschaft nahm sie auf. Wahrscheinlich hatten diese Mysterien den Plan, sich nicht weit auszubreiten; sonst war es gegen ihren Vortheil, ein Geschlecht auszuschließen, in dessen Charakter es zu sehr liegt, sich für alles, was wunderbar und räthselhaft ist, mit Enthusiasmus zu interessiren: denn von allen neuen Religionssekten waren Damen die eifrigsten Apostel.

Indeß hatten die Geheimnisse zu vielen Reiz für sie; und schon im Alterthum entschädigten sie sich durch Mysterien, von denen sie wiederum ihrer Seits die Männer ausschlossen. Man sehe auch die Geschichte unserer Tage. An allen Schwärmereien, die itzt unser Zeitalter beschäftigen, nehmen Damen den lebhaftesten Antheil. Sie magnetisiren, und werden magnetisirt; Rosen- und Harmonieorden, Schnellglauben, und Geisterbekanntschaft, und alle Wunder der neuern Magie finden leicht Eingang bei ihnen; und unsre Thaumaturgen kennen ihr Interesse zu gut, um nicht vorzüglich das schöne Geschlecht zu gewinnen, und durch dasselbe zu wirken. Doch, nicht zufrieden, bloß Antheil an dem zu nehmen, was Männer interessirt, entstehen, völlig im Geschmak der Mysterien der Alten, geheime Damen-Gesellschaften, von denen die Männer ausgeschlossen sind, und die wir größtentheils noch nicht kennen. —

Die geheime Gesellschaft der Auserwählten *), die vor einigen Jahren in Hamburg existirte, erregte Aufsehn. Ihr Gelübde war: Veredlung des Frauengeschlechts, Entreißung desselben aus der Sklaverei der Männer, Verherrlichung ihrer Sitten und Keuschheit. Ihr Charakter war: außerordentliche Sprödigkeit, panischer Schrekken bei der entferntesten Beziehung im Gespräch auf natürliche Dinge, und Flucht vor Männern, mit denen sie nie allein sprachen. Sie hatten ihre besondre Klause; und wollten sich nie verheirathen, als unter der Bedingung einer ewigen Keuschheit. Diese letzte Bedingung mußte ihnen viele Bewerber verschaffen, in einem Zeitalter, wo frühe Entnervung unsre Jünglinge alt macht, wo man Männer von 20 Jahren mit kahlen Köpfen, und 30jährige Greise siehet.

Diese geheimen Damengesellschaften sind aber nicht neu. Schon das Alterthum kannte sie; und auch in nähern Zeiten finden sich davon Spuren. — Die Geschichte eines solchen geheimen Damenordens aus dem XVIten Jahrhundert, auf den ich kürzlich bei andern Untersuchungen stieß, schien mir, als Beitrag zur Geschichte des weiblichen Herzens, merkwürdig, und für ein Zeitalter unterhaltend zu sein, wo Mysterien so allmächtig wirken, Räthsel so vielen Eindruk machen **), und wo man

*) Deutscher Zuschauer, B. 27, S. 283.

**) B. Monatsschrift 1784, Septemb. S. 267.

man sicher sein kann, sein Publikum zu amusiren, wenn man ihm etwas zu rathen aufgiebt.

Gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts waren die Niederlande in der größten Gährung: die neue Religion trennte die Gemüther, die Empörung war allgemein; und der große Prozeß zwischen König Philipp und den Ständen der Niederlande ward nicht bloß in Schriften und mit dem Degen geführt, sondern auch auf allen Kanzeln debattirt. Unter allen Kontroverspredigern, die diesen Zwist vor ihr Tribunal zogen, und die Sache des Königs und des Glaubens durch Toben und Schimpfen vertheidigten, zeichnete sich Niemand mehr aus, als ein Mönch in dem Franziskanerkloster zu Brügge in Flandern, Cornelius Adriaansen *). Niemand konnte besser schimpfen, keiner hatte groteskere Einfälle, und kräftigere Bilder, um den empörten Ständen und den Anhängern der neuen Lehre zu beweisen, daß es noch Gnade sei, wenn der König ihnen nur den Bauch aufschneiden oder sie lebendig begraben ließ. Seine Zeitgenossen, die an dem rauhen indezenten Ton, worin damals die Sache der Religion und der Politik geführt ward, gewöhnt waren, fanden ihn ausgezeichnet und hervorstechend. Er war Meister über sein

*) Meteren Beschreibung des Niederländischen Kriegs. Band I, Buch VIII. S. 385.

Auditorium: bald ließ er es weinen, bald es lachen; und wenn er zum letzten Beweis emphatisch auf die Kanzel schlug, so erschraken die Hunde in der Kirche, und fingen an zu bellen. Alle seine Mitbrüder verzweifelten, ihm gleich zu kommen: er stand zu einzig, zu hoch; und blieb für künftige Zeiten — selbst für Pater Weislinger und Pater Hahn — ein unerreichbares Muster. Ein Mann, der so kräftig Politik und Polemik lehrte, bekam in Zeiten und in einem Lande, wo Religions- und Parteiwuth alle Köpfe entflammte, bald einen großen Ruf. Die Leute wallfahrteten, um ihn zu hören: man bewunderte ihn, man lachte über ihn, man verachtete ihn; aber man sprach von ihm, und er ward berühmt.

Sei es, daß er die Politik erschöpft hatte, oder sie zu einförmig fand; genug, er gab sie auf, und wählte reizendere Materien. Er predigte nun die Vorzüge des ledigen Standes vor dem Ehestand; sprach viel von dem geistlich gesinnten jungfräulichen Zustand, der das beste Mittel sei den Himmel zu verdienen; lehrte alle diese rohen Begriffe einer düstern trübsinnigen Mönchsmoral mit eben dem Feuer, der Heftigkeit, und dem skurrilen Witz, mit denen er bisher Politik gepredigt hatte; — und, was unglaublich scheint, er überzeugte die Damen. Ehen wurden getrennt; Frauen wurden melancholisch, traurig und niedergeschlagen; junge Mädchen verwünschten den Ehestand;

ſtand; Wittwen hielten ſich für glüklich, Wittwen zu ſein, und beſchloſſen es zu bleiben. Und alles das konnte ein ſo rauher, fern vom Umgange der Welt, in der Einſamkeit des Kloſters gebildeter, Menſch bewirken! Er war nicht der ſanfte gefällige einſchmeichelnde Mann, der alle Reſſorts des weiblichen Herzens kennt, und weil er dieſe kennt, ſicher wirkt und führt.

Der Jammer und die Verlegenheit in der guten Stadt Brügge war groß. Junge Männer voll Reiz, Anſtand, und Begierde zu gefallen, wandten alle Künſte vergebens an; die Damen verabſcheueten, flohen ſie, veränderten ihren Charakter, und dachten bloß an den Himmel. — Aber das ſchöne Geſchlecht ſelbſt ward traurig und voll Angſt; nichts war alſo natürlicher, als Troſt und Hülfe bei dem Manne zu ſuchen, der die Urſache dieſer trüben Phantaſieen war. Die Damen kamen, und klagten ihm ihre Anfechtungen, alle die geheimen Kämpfe, die ſüßen Unruhen, die ein ſo harter widernatürlicher Entſchluß erzeugte. Pater Adriaanſen tröſtete, ermunterte; — und, um ſeine ſchönen Schülerinnen noch mehr zu feſſeln, ſtiftete er eine geheime Damengeſellſchaft: den Orden der Andächtigen. Es ward zu den geheimen Verſammlungen ein Haus gemiethet; und jedes Mitglied legte vor der Aufnahme einen fürchterlichen Eid ab, alles was in dieſen Zuſammenkünften vorging, auf das

heiligſte zu bewahren. Schwärmerei ſtekt an, und der Orden ward bald zahlreich. Weiber, Wittwen, Mädchen, aus Brügge und aus der Nachbarſchaft, ließen ſich häufig aufnehmen, und unterwarfen ſich allen Prüfungen: aus Liebe zur Vollkommenheit. Die Geſellſchaft verſammelte ſich alle vierzehn Tage. Jedes Mitglied entdekte ſeine geheimſten Gedanken, ſeine Wünſche, und alles was Temperament und Empfindung gegen einen ſo widernatürlichen Entſchluß einwenden konnte. Der Pater ermahnte, gab Verweiſe, und ertheilte nach den Umſtänden auch Disciplin und Pönitenz. Um dieſe zu empfangen, mußte ſich die Dame ganz entkleiden, und erhielt zur Büßung einige gelinde Streiche mit der Ruthe. Die weibliche Schamhaftigkeit empörte ſich Anfangs gegen eine ſo harte, ſo unanſtändige Probe; aber Pater Adrianſen forderte ſie ausdrüklich, als Beweis der Demuth und des feſteſten Entſchluſſes; und wußte die Gemüther ſo zu erhitzen, daß die Schülerinnen ſich noch härtern Büßungen unterworfen hätten um Ruhe zu erhalten *).

Mehrere

*) Hiſtorie van Br. Cornelis Adriaensz. van Dordrecht, Minrebroeder binnen der Stadt van Brugge; inde welke waerachtelick verhaelt wert de Diſcipline ende ſecrete Penitencie of Geeſſelinge, di hy gebruikte met ſyn Devotarigen, u. ſ. w. Met Voorreden van *Chriſtianus Neuter*. t'Amſtelredam. Ohne Jahreszahl, 224 Blätter, in 8. — Dieſe „libri ſpurciſſimi

Mehrere Jahre dauerte diese Verbindung; und, was beinahe unglaublich scheint, sie blieb unentdekt und verschwiegen. Nicht der Vater, der Freund, der Bruder, erfuhr etwas; die Damen bewahrten das Geheimniß heilig. — Endlich aber hatte auch diese Gesellschaft das Schikksal aller menschlichen Geheimnisse. Sie ward entdekt; und die einzige Strafe, die der Mönch für seine Unverschämtheit erhielt, war: daß er von Brügge in ein andres Kloster geschikt wurde.

C.

(Die Fortsezung folgt.)

* * *

Die allergeheimsten Gesellschaften sind, wie schon öfter angemerkt worden, die, welche gar nicht existiren. Indeß müssen sie doch von Zeit zu Zeit immer kurz angezeigt werden. In solchen Erdichtungen nun, wie in andern, ist der berüchtigte Adam Friedr. Geisler der Jüngere ein Muster. Jtzt erscheint von ihm: „Archiv „weiblicher Hauptkenntnisse für diejenigen“ (nehmlich: Kenntnisse) „jedes Standes, welche ange-

simi editio rarissima“ besitzt itzt die Königl. Bibliothek durch den von Sr. Majestät geschehnen Ankauf der wichtigen Kolofischen Büchersammlung. Man s. Bibliotheca Koloffiana (Berl. 1789, 8.) Th. II. S. 241. B.

„nehme Freundinnen, liebenswürdige Gattinnen, „gute Mütter, und wahre Hauswirthinnen sein „und werden wollen. Herausgegeben von einer „Gesellschaft von 42 deutschen Frauen, und „besorgt von A. Fr. G. d. J. in Leipzig.“ Es kömmt monatlich heraus, und die Jahrgänge 1787, 1788, 1789 sind da. — Viel eher könnte noch itzt ein schmutziger Adriaansen seinen Orden über ganze Städte und Länder verbreiten, als daß ein A. Fr. Geisler der Jüngere eine Gesellschaft von 42 deutschen Frauen, welche wirklich schreiben und lesen können, zusammenbrächte. — Auch die Angabe der 2466 Pränumeranten ist vermuthlich, wie bei ihm gewöhnlich, erdichtet.

7.

Freiherr Stein von Lausnitz zu Pfedelbach.

Dieses Mannes ward in der Berl. Monatsschrift 1788 Dezemb. S. 595, als Stifter eines neuen geheimen Ordens, gedacht; wie ihn mehrere glaubwürdige Korrespondenten, und selbst auch die öffentlichen Zeitungen schon, angegeben haben. Da die Menge der Geheimen Gesellschaften — deren Existenz Herr Stark freilich läug-

läugnet — jedem denkenden Manne interessant sein muß; so wird auch schon einige Nachricht von dem Stifter irgend einer derselben nicht unwillkommen sein. Hier sind also vier eigne Aufsätze des Herrn Baron von Stein, nehmlich Briefe an die Herausgeber der B. Monatsschrift; aus welchen die Leser seinen Geist selbst kennen lernen und beurtheilen werden.

I.

(Die Adresse war: „An des Wohl- und Edelgebohrn Herrn Herrn J. E. Bistder, mitherausgeber der Berliner Monathschrifte, in Berlin an der Spree.")

Wohl- und Edelgebohrner Herr!

Euer Wohl- und Edelgebohrn Monatschrift für den Christmonath im Jahr 1788 suchte mich hier auf, deswegen habe Ich die Ehre Euer Wohl- und Edelgebohrn in Berlin mit gegenwärtigen Brief zu trefen *), nebst der angeschlossenen Denckmünze welche Ich zum Beweis meines wohlwollens Ihnen zu schicke: und Ich lege auch zugleich die Sielberne Würffel bei damit dieselben samt Ihrem geschäfts gesell darumen Spielen können, wem von beiden die Schaumünze zufallen möge. Erlauben Euer Wohl- und Edelgebohrn mir bey dieser Ersten

*) Da dem Herrn Baron natürlicherweise die Monatsschrift von den Herausgebern nicht zugeschikt ist; so sind die Worte suchen und treffen verwechselt. Das Stük der Monatsschrift traf ihn in Pfedelbach; und er suchte mit seinem Briefe den einen Herausgeber auf.

Ersten gelegenheit (wo Ich Sie Kennen gelernt) das Ich Ihnen Liebe*), aber auch sonsten Keinen Menschen hasse, sondern, das ich nur mit besonderer Hochschätzung ohnaufhörlich seyn darf

Euer Wohl- und Edelgebohrn!

Pfedelbach, d. 6 Hörn. 1789.

gehorsamster Diener
Karl Friedrich Erdmann
Frh. Stein von Lausniz,
im Königl. Jesu Christi orden
Ritter, K. K. wirkl. geh. Rath**).

Gott mein zu Flucht von Jugend auf
Regiere meines Lebens Lauf.
Brünstiges Gebett und heisse Zehren,
Betrübter Herzen beste Wehren.

Sophia Marggräffin zue Brandenburg, Mppr.

Eingesand, von Stein, R.

Bei diesem Briefe lag wirklich 1) eine silberne Münze, eine Sächsische vom J. 1615, die auf einer Seite den Kurfürsten Johann Georg I, und auf der andern das kleinere Bildniß des Prinzen August, Administrators des Erzbisthums Magdeburg, zeigt. Eine kleine Kette und Ring macht sie geschikt, um den Hals getragen zu werden. 2) Zwei sehr kleine silberne Würfel, deren Fläche

*) Soll wohl heißen: daß ich Ihnen sage, daß ich Sie liebe.

**) Dies letzte könnte man lesen: Kaiserl. Königlich; es soll aber, wie andre Nachrichten sagen, heißen: Kur-Köllnischer Geh. Rath.

Fläche nicht völlig ½ Zoll groß ist. — Man sieht, der Herr Baron treibt seinen witzigen Spaß mit den Herausgebern; in der Hauptsache aber klärt er nichts auf.

Ist der Orden, von dem er sich Ritter nennt, etwa derselbe, welchen er gestiftet hat oder wenigstens verbreitet? Aus der Statistik kennt man den Christ-Orden des Königreichs Portugal; aus der Geschichte der Geheimen Gesellschaften kennt man den Jesus-Orden der Unbekannten Obern, welche Hirtenbriefe erlassen (B. Monatsschr. 1786 Jänner S. 45), und die Hr. D. Semler für Jesuiten erklärte (ebendas. Mai S. 455). Aber von einem Königlichen Jesu Christi Orden hat man bis auf die Zeiten des Freiherrn Stein von Lausnitz noch nichts gehört. Er sei also so gütig, wenn er doch um solche Sachen die Feder ansetzt, die Sache des (oder der) geheimen Orden, welchen (oder welche) er trägt und vergiebt, aufzuklären.

II.

(Die Adresse der zwei folgenden Briefe war: A Monsieur Monsieur le Noble *Bister*, Docteur en Droits, presentement à Berlin sur la Sprée; chez Ms. Nicolai.)

Wohl- und Edelgebohrner Herr!

Mein schreiben welches ich unterm 6ten abgelittenen Hornung laufenden Jahr an Euer Wohl- und Edelgebohrn

bohrn sammt dem Anschlus abgesand habe werden dieselben ohnfehlbar erhalten haben.

Ich wünsche, das Euer Wohl- und Edelgebohrn mich selbsten durch eigene edle thathandlungen prüfen, und Verläumder Kein gehör minder glauben mehr geben; denn alles was wider mich in der Berliner Monathschrift für den 1sten December 1788 eingedruckt worden ist grundfalsch!

Es ist mir ohnwissend, warumen ich in meiner unschuld und äußersten Einsamkeit unglücklich seyn muß. soll ich aber deswegen aussezen den ohnbegreiflichen Willen Gottes, (der doch ewig der beste Wille ist) anzubäten und danckbarst anzunemmen? oder sind Euer Wohl- und Edelgebohren deswegen, und weil ich ohnschuldig ohnglüklich bin, berechtigt mich zu Verfolgen, zu Verachten, und ohnbekannter weise Böses zu gönnen oder gar selbsten zu thun? ein für allemal ich dencke das nicht von Ihnen sondern traue vielmehr auf dero Menschen freundliche Gesinnung, und beharre mit vorzüglicher Verehrung,

Euer Wohl- und Edelgebohrn

Pfedelbach. gehorsamster Diener

$\frac{\text{♀. } 6.}{3. \mid 89.}$ Stein R.

Jesum lieb haben ist sehr guet,
Wohl dem der sonst nichts suchen thut,
Mihr selber will ich sterben ab,
Das ich in ihm zu leben hab:
Das Leben, undt ein guhter Nam seindt gleich.

Sophie Marggräffin zue Brandenburg. Mppr.

Eingesand, von Stein, R.

Der

Der Herr Baron und Ritter versteht offenber die ganze Sache falsch. Wider ihn ist nichts gedrukt worden; er wird nicht verfolgt, keiner thut ihm Böses. Bloß von seinem Orden war die Rede; und hierüber erwarten wir die Erläuterung von ihm selbst. Wahrscheinlich gehört es mit zu dem „ohnbegreiflichen Willen Gottes, „den Er dankbarst anzunehmen nicht aussetzen „kann," daß Er sein Ordenswesen treibt; aber dann gehört es auch zu eben demselben Willen Gottes, daß man öffentlich diese Sache zur Sprache bringt.

III.

Wann du alles ja das Leben verliehrest, so siehe
Doch das du ein guthen Namen behaltest.
Wie hat doch die Natur die Mutter der geschöpfe
gemachtaus gleicher Erd so viel ohngleiche Köpf.

Sophia Marggräfin zue
Brandenburg Mppr.

Eingesand, von Stein. R.

Pfedelbach, $\frac{♂ \mid 7}{4 \mid 89}$.

IV.

(An des Königlich Preusischen Consistorial Rathen Herrn Gedike, Wohlgebohrn in Stuttgard *).

Wohl-

*) Wo derselbe in diesem Sommer einige Tage sich aufhielt; der Brief verfehlte ihn aber, und ward ihm hieher nachgesandt.

Wohlgebohrner Herr!

Habacuc am 2. Cap. 1. Vers. *)

Ewr. Wohlgebohrn!

Pfedelbach
♂ 14
7. 89.

gehorsamster Diener
Stein R.

Die Briefe, wie man sieht, werden immer kürzer; und hörten zuletzt ganz auf. — Eigentlich zu antworten ist hierauf nicht. Da indeß der Herr Freiherr Stein von Lausnitz doch zu Pfedelbach die Berlinische Monatsschrift liest; so kann man ihm noch einmal wiederholen, daß er sich gar nicht zu vertheidigen, gar nicht auf seine Unschuld zu berufen braucht; seine Ehre und Unschuld sind von hieraus nie angegriffen worden. Eine bestimmte und genaue Erklärung seiner Ordenssachen wäre aber freilich wichtiger, und müßte uns lieber sein, als alle seine Verse, Sprüche, Würfel, und Münzen.

*) Dieser angeführte Spruch heißt: „Hier stehe ich „auf meiner Hut, und trete auf meine Veste, und „schaue und sehe zu, was mir gesagt werde, und „was ich antworten soll dem der mich schilt."

8.

Spaßhafter Aufschluß der Starkischen Geschichte.

Die Leser der B. Monatsschrift haben im Jul. 1789 gesehen, daß Herr Pastor **Wehrt** veranlaßt ward, etwas über den berühmtesten Oberhofprediger neuerer Zeiten zu schreiben; wobei er zugleich einige wichtige Nachrichten über dessen große Thaten im Dunkeln giebt, indem er unter andern ein **Paktum der Priester-Kleriker mit den Tempelrittern** ans Licht zieht, wovon dieser **Bruder Kanzler** des Klerikalischen Geueralkapitels selbst bis itzt kein Wort sich hatte entfallen lassen. Man kennt des Herrn Oberhofpredigers Art, mit einem entsetzlichen Schwall von Worten nicht das Geringste zu sagen; und vorzüglich hat er diese Redefigur (welche die Grammatiker und Rhetoriker der künftigen Zeiten wahrscheinlich den **Starkianismus** benennen werden) in Absicht seines Klerikats meisterhaft gebraucht. Ueber dieses, mit Recht verdächtige, von ihm angepriesene, von ihm verbreitete, geheime Klerikat, hat er nicht das allergeringste aufgeklärt; und folglich keinen einzigen der daraus gegen ihn entstehenden Verdachtgründe entkräftet. Da er also hierüber nichts sagt und nichts sagen will, so ist es desto verdienstlicher, wenn Andere uns von dieser geheimen Geschichte unsrer Tage etwas berichten. Und dies Verdienst hat sich Hr. P. Wehrt erworben. Man s. Jul. S. 91, folgg.

Man kann nicht sagen, daß die bekanntgewordenen Artikel dieses Klerikalischen Paktums im

geringsten den Verdacht verminderten. Es war also nöthig, daß Hr. Stark hierüber uns belehrte. Er hat zu dem Ende ein Buch geschrieben, des Titels: „Dokumentirter Anti-Wehrt, nebst einer kur„zen Abfertigung der drei Berliner und des Herrn Karl „von Sacken. Von D. J. A St.— Oberhofprediger. „Frankf. und Leipz. in der Gräffschen Buchhandlung, „1789" VIII und 391 Seiten in 8. Das Buch ist seines Verfassers nicht unwürdig; man schlage auf wo man wolle, man findet: „Spion, Ignorant, „Lügenpastor, Tropf, frecher Betrüger, er schimpft „wie ein Rohrsperling, der Elende, der Niederträch„tige, verhärteter Bösewicht" u. s. w. u. s. w

Doch diese Manier des Herrn Oberhofpredigers ist bekannt. — Auch ist es seine zweite Manier: nehmlich geradezu abzuläugnen, was er selbst deutlich gesagt und gethan hat. Hiervon nur ein Beispiel. Er trat zuerst 1767 als Verkündiger der Kleriker, die Niemand kannte, Niemand rief, auf; er schrieb dem Heermeister: „Er könne „Entdekkungen, die ohne Ihn nicht zu erhalten ständen, „geben; er handle auf Befehl seiner auswärtigen „Freunde; er komme nicht von sich selbst, sie (die Kle„riker) könnten sich zwar zurükhalten, könnten schwei„gen, aber sie seien durch Pflichten verbunden, für den „Orden zu arbeiten, und wollten daher der templari„schen Observanz von Innen zu Hülfe kommen; sie „hätten sich nun gezeigt, und würden andre gezeigt „haben; wolle man sie nicht annehmen, so würden sie „sich geruhig zu ihrem Kapitel zurükziehn, man würde „dann nichts anders von ihnen finden, als ein ver„schlossenes Thor ohne Wiederkehr. Das (heißt es) „sind unsre Vorschläge auf der einen Seite, unsre Ent„schließung auf der andern. Die Wahl und Entschei„dung überlassen wir der Observanz. Die Kopie mei„ner Vollmacht ergeht hierbei. Ich muß Ihnen auch „frei bekennen, daß es mir nur noch eine kurze Zeit er„laubt

„laubt ist, hierüber mit Jemand zu handeln.“ (Man s. Jun. 1788, S. 641 — 651. Die großpraleri-schen Beschreibungen der klerikalischen Geheimnisse selbst übergehe ich hier.) Ueber diesen bevollmächtigten Abgesandten seiner auswärtigen Freunde und Meister, von denen Niemand etwas wußte, und in deren Namen er mit diesen Vorschlägen auftrat, sagt nun Hr. Wehrt wohl mit Recht in s. Schrift S. 68: „Hr. D. Stark habe im J. 1767 den Tem-„pelrittern sein Klerikat wie ein Marktschreier sei-„nen Orvietan ausgeboten.“ Itzt höre man den Wahrheitliebenden Mann; Antiwehrt S. 203: „Ich übersehe“ (man bemerke, wie die Güte des Hrn. St. zu übersehen pflegt) „ich übersehe hier-„bei die wahren Infamieen dieses Nichtswürdigen, da „er die Unverschämtheit hat, mich mit einem Markt-„schreier zu vergleichen, der seinen Orvietan ausbietet. „Jeder Mann von Ehre im deutschen Publikum wird „mit mir, wie ich fest überzeugt bin, diesen schlechten „Menschen zu tief verabscheuen, als daß auf sein gro-„bes Schimpfen und Lügen Rükficht genommen wer-„den könnte; mir kann das nicht schaden, und der „Pastor brandmarkt sich selbst: denn es ist überhaupt „die öffentlichste und schändlichste Unwahrheit, daß ich „oder ein Kleriker den Rittern das Klerikat ausgebo-„ten. Er mache nur einen einzigen namhaft, dem solch „eine Anbietung geschehen wäre.“

Aber, wie gesagt, dergleichen ist bei Hrn. Stark zu gewöhnlich, und, da es die Neuheit ver-loren hat, nicht mehr amüsant. — Begieriger wird man darauf sein, wie er die anstößigen und ganz katholisch scheinenden Punkte des Klerikali-schen Paktums von allem Verdachte reinigt; und hierbei nimmt er sich in der That ungewöhnlich und neu. Ueber die Hauptstelle sagt er S. 323: „Was die Kleriker dazu gedacht, ist leicht abzusehen.

„Man mag sie für Katholiken oder Protestanten „halten, so mußte ihnen diese ganze Ertheilung (von „Privilegien und Vorrechten) gar sehr lächerlich „vorkommen." Auch S. 326 unten: „Es konnte „wohl Keinem einfallen, die Kleriker würden von ei„nem im Grunde so lächerlichen Rechte Gebrauch „machen können." — Nun ist freilich unter den Myriaden unnützer Worte, welche Hrn. Stark seit 3 Jahren aus der Feder geflossen sind, nicht leicht ein wahreres zu finden, als daß das Klerikat — gar sehr lächerlich sei. Aber, lieber Himmel, warum nahm er es denn andern ehrlichen Leuten so übel, die schon lange sagten: das Klerikat sei eine lächerliche Sache; und es sei eben daher nicht zu begreifen, wie ein Generalsuperintendent, Oberhofprediger und Doktor und Professor der Theologie sich so lange und ernsthaft mit solchen Lächerlichkeiten beschäftigen könne; nicht zu begreifen, wie ein solcher Mann gerade mit Religionssachen oder wenigstens über äußere gottesdienstliche Handlungen ein solches Spiel anstelle, und wie er dies Spiel mit wichtigen Worten so oft und andringend gegen ernsthafte und angesehene Männer wiederhole? Und warum ereifert er sich selbst ein paar Seiten weiter über eine nicht einmal ganz ähnliche Erklärung der weltlichen Ceremonien? Antiwehrt S. 337: „Was die neuen Tempeiritter gethan, soll pia recor„datione, und also nicht im Ernst, sonder nur zum „Spaß" (die Uebersetzung, sieht man wohl, ist nicht ganz richtig) „geschehen sein? Welcher Un„sinn! welche Widersprüche! Also pia recordatione „und zum Spaß schwuren sie Eide und legten Ge„lübde ab! Pia recordatione und zum Spaß ließen „sie sich zu Waffenknechten, Rittern u. s. w. eines Or„dens machen! u. s. w. u. s. w. — Doch was ists

„nöthig,

„nöthig, das Abgeschmakte und Unwahre in dem Vor„geben dieses Pastors mehr ins Licht zu setzen?“

Woran ist man nun mit dem Herrn Oberhofprediger? Man hat schon oft gesagt: daß er keinen Spaß verstehe; und freilich ist die grießgramige Mine seiner letzten Schriften nichts weniger als spaßhaft. Hier sieht man es nun offenbar: er macht aus Spaß Ernst, und aus Ernst Spaß. Hat er etwa durchaus keine ernsthafte Erklärung seines Klerikats geben können oder wollen, und es nur daher in der Angst seines Herzens lieber für lächerlich erklärt? ohne zu bedenken: daß es ihm nun um desto mehr obliege zu zeigen, wie er solche Possen mit solchen Sachen auf solche Art treiben konnte? ohne zu bedenken: daß ein Ding von einer Seite gar sehr lächerlich, und von andern Seiten dabei verächtlich, gefährlich, verdächtig, abscheulich sein könne? — Diese Zuflucht zum Spaße könnte also selbst leicht mehr spaßhaft und lächerlich als ernsthaft sein. Indeß ist doch ein kleines Geständniß von ihm dadurch gewonnen; und er hat nun um so weniger ein Recht, es übel zu nehmen, wenn etwa jemand das ganze Klerikat, das Preysbyterium der Kanonikorum regularium, und ihr Generalkapitel, und ihre Kongregation, und ihren Kanzler und Superior, qua talem, lächerlich nennen will.

* * *

Wer hätte je gedacht, daß die Starkische Sache so spaßhaft sei? Und doch zeigt es sich so. Da lernen wir noch einen andern witzigen Spaßvogel kennen, welchen sie zu einem gar allerliebsten drolligen Einfalle veranlaßt hat. Dieser

kurzweilige Mann, ein Freund des lächerlichen Herrn Kanzlers, ist der Herr Geh. Legationsrath von Dörper auf Memelhof in Kurland; und sein Spaß ist folgender. Herr Wehrt hat bekanntlich erst anonymisch geschrieben: „Es lebe ein Kur„länder, der den sichersten Beweis von Starks „Uebertritt zum Katholizismus geben könne, wenn „er nicht mit seinem Ehrenworte Starken ver„sprochen hätte hierüber zu schweigen;“ und hernach bestätigte er mit seinem Namen, daß ein solcher Mann wirklich da sei, und ihm selbst die obige Nachricht gegeben habe. Man s. Jul. 1789, S. 81, 32. Es ist seitdem bekannt geworden, daß der Mann, welchen Hr. Wehrt hierbei im Sinne hatte, der genannte Hr. v. Dörper ist; und dieser hat sich nun selbst darüber erklärt. Giebt er Hrn. Wehrts Erzählung für unwahr aus? Nein! Gesteht er also, selbst Hrn. W. jene Nachricht gesagt zu haben? Ja! Ist denn nun diese Nachricht von Starks Uebertritt zum Katholizismus wahr? Nein, dennoch nicht! Wie reimt denn Hr. v. D. dies zusammen? O auf die witzigste Art von der Welt! Er hat Spaß machen, hat Nasen drehen wollen. Und damit hängt es so zusammen. Er sagt (ob diesmal im Ernst, oder wieder im Spaß, wird nicht dabei gemeldet): die Berl. Monatsschrift habe zu allererst von Hrn. Starks Katholizismus geredet, habe den Herrn Oberhofprediger einen geschornen Jesuiten der vierten Klasse genannt; dies sei Ihm (Hrn. v. D.) gar zu spaßhaft vorgekommen, er habe seine Zwerchfell und seinen Witz nicht halten können, und habe auch einen Spaß machen müssen. Der Spaß habe denn darin bestanden, daß er der Monatsschrift die Nachricht

von

von Tonsur und Uebertritt nachgesprochen; und dadurch habe er ihr eine gewaltige Nase gedreht. Denn die Herausgeber der Monatsschrift hätten wahrscheinlich erfahren, was er 120 Meilen von ihnen entfernt gesprochen; und er hätte sie dadurch veranlaßt, von Hrn. Starks Katholizismus zu sprechen, obgleich sie schon vorher und früher als er davon gesprochen. Durch diesen Spaß habe er sie nun irre geführt; nehmlich zu thun, was sie schon ehemals thaten. Durch diesen der Monatsschrift nachgesprochnen Spaß habe er endlich die Monatsschrift in ihrer völligen lächerlichen Blöße gezeigt. — Potz Spaßmacher und kein Ende!

Die Anlage dieses Memelhofschen Spaßes scheint fast so verworren, wie nur immer der Plan in einem Spanischen Intrigenstük sein kann. Auch ist die Erzählung etwas unrichtig. Nie ist Hr. Stark in der Monatsschrift, weder vor noch nach dem Spaße des Hrn. v. D., weder Katholik noch Jesuit noch tonsurirt genannt worden; nie hat also die Monatsschrift die Ehre gehabt, Hrn. v. Dörper mit Spaßmachen vorzuleuchten, noch das Glük, von ihm Spaßmachen zu erlernen. Sein Name so wie sein Witz ist den Herausgebern bis auf Hrn. Wehrts Schrift ganz unbekannt geblieben; ja, genau genommen, kennen sie zwar itzt den erstern, aber noch so recht den letztern nicht. Hingegen ist von Hrn. Starks verdächtiger Verbindung mit Katholiken schon lange vor der Monatsschrift geredet worden; wie glaubwürdige, obgleich minder spaßhafte, Zeugen öffentlich versichert haben. (Jun. 1788, S. 568.) — Indeß, wer wird es mit einem Spaß so genau nehmen? Hat doch Hr. Stark, den die Sache sehr viel genauer angeht, und der

sonst nicht viel Spaß versteht, es seinem spaßhaften Freunde völlig vergeben, daß dieser Ihn einen Katholiken und Jesuiten genannt, ihn dadurch in der Leute Mund gebracht, ja ihn darin sogar hat bringen wollen!

Aber, böse Gesellschaften verderben gute Sitten: der grießgramige Kleriker hat den spaßhaften Tempelritter angesteckt, und hat Ihn Schimpfen und — noch etwas Schlimmers gelehrt. Mit dem Spaße, hat man gesehn, glükt es Hrn. v. D. außerordentlich; mit dem Ernste will es nicht so recht fort. Es ist der Mühe werth, die Worte seiner Briefe selbst anzusehn. Den einen hat Hr. Stark in s. Antiwehrt abgedrukt, S. 378, f.: „Als die Offenbarungen der Berl. Monatsschrift, die „hier viele Sensationes erwekt haben, mir zu Gesichte „kamen, faßte ich den Entschluß, den besoldeten Ge„heimnißjägern eine Nase zu drehen', wie sie Spio„nen gedreht zu werden pflegt, und wie Verräther, „die für baar Geld auch das verrathen, was nur chi„merique existirt, eine verdienen. Bei fernerer Mo„natslektüre fand ich auch die Offenbarung, daß der „lutherische D. Theologiae und Oberhofprediger Hr. „Stark ein geschorner Jesuit der IVten Klasse sein sollte. „Dies war für mein Zwergfell zu erschütternd, als daß „meine gefaßte Entschließung nicht aufs lebhafteste „wäre angefeuert worden, das ganze Berlinische Waa„renlager von Geheimnißkram so lächerlich als mög„lich zu machen. Ich nahm also die Mine an, als „wäre diese Entdekkung wohl glaublich. Mein: „Kann wohl sein! Mag wohl sein! hat auch Hr. „Wehrt gehört; und da er mir insonderheit ein gläu„biger Jünger der Berl. Zionswächter zu sein schien, „welches mir an ihm sehr mißfiel, so machte ich ihm „die fausse découverte, die doch eigentlich nichts als „Persiflage der Berliner Offenbarungen war: Stark „mag wohl eine Tonsur haben, aber die Berliner wer„den es ihm nicht beweisen; aber Parole! sagen Sie

„es

„es Niemanden, denn ich habe es ihm versprochen" — Andre Briefe des Hrn. v. D. hat Hr. von Grolmann *) abdrukken lassen. Hier heißt es S. 32: „Wenn ich in einer Privatunterredung Hrn. Stark „einen Jesuiten genannt habe, so ist es bloß aus Ironie und lediglich in der Absicht geschehn, um über „die zur Mode gewordne Geheimnißjägerei zu lachen. „Solche Mährchen in einer Monatsschrift, die Aufklärung verbreiten soll, als ernstliche Wahrheiten zu „verkaufen, mag wohl zu der sonderbaren Absicht derjenigen nöthig und nützlich gewesen sein, die als Ausspäher geheimer Gesellschaften in Dienst und Lohn „eines Buchhändlers treten wollen, der bei seinem „auf Reisen gesammelten Kommerage die Neugier „des leichtgläubigen Haufens mit buchhändlerischem „Genie berechnete, um mit verrathenen Geheimnissen „und gedrukten Plaudereien, wie mit Glasperlen und „abgelegten Kleidern, einen lukrativen Handel zu trei-

 „ben.

*) Dieser Herr von Grolmann in Gießen, Direktor der Regierung und des Konsistoriums, ist derselbe Mann, welcher erst anonymisch an Hrn. Peter von Sacken in Kurland schrieb, und seinen Brief und dessen Antwort in der Allg. Litteraturzeitung abdrukken ließ (B. Monatsschrift April 1789, S. 374). Hernach hat er beides mit seinem Namen unter dem Titel: „Etwas zur „Erläuterung der Starkschen Sache" herausgegeben, und nachher noch ein „fortgesetztes Etwas" dazu, Gießen 1789, 8. Er korrespondirt, wie man sieht, mit Hrn. P. v. Sacken, und mit Hrn. v. Dörper über Herrn Stark; und freilich ist das Korrespondiren bequemer, als daß man mühsam aus den Starkischen Schriften alle Spuren aufsucht, die er bald selbst angiebt, bald wieder verwischt. Indeß scheint bis itzt durch diese Korrespondenz mehr die Post, als die Aufklärung der Sache, gewonnen zu haben.

„ben. Aus diesem Beispiel mag das Publikum auf „die Würde der übrigen Offenbarungen besagter Mo„natsschrift einen gesunden Vernunftschluß machen.“ In diesen interessanten Briefen (wie Herr v. Grolmann sie S. 34 nennt) kommen ähnliche Stellen, und der wiederholte Ausdruk Krambude, öfter vor, S. 36, 39.

Wie kömmt doch ein so ungemein witziger Kopf, wie Hr. v. Dörper, dazu, so schaal und platt; wie kömmt ein Mann vom Stande und von Welt dazu, so grob und plump; wie endlich ein Mann von Ehre und von edler Geburt dazu, so unwahr zu schreiben? Wer sich selbst für einen Spaßmacher ausgiebt, wer sich ein Geschäft aus dem Nasendrehen macht, den kann leicht falscher und elender Witz beschleichen; aber der unwitzigste, so wie der witzigste, Edelmann in Europa kann nie das Recht haben, Verläumdungen zu schreiben, und mit seiner Bewilligung (denn das ist der Fall bei Hrn. v. D.) drukken zu lassen. Dies Recht hat ja Vorzugsweise bekanntlich nur ein einziger Oberhofprediger!

Daß dieser selbe Mann mit stumpfer Freude drukken ließ, was Hr. v. D. schrieb; ehrliche Leute seien besoldete Geheimnißjäger, Spionen, Verräther, die für baar Geld verrathen; das ist in der Ordnung. Wie aber kömmt Hr. v. Grolmann dazu, der dieses abscheulichen Starkischen Privilegiums doch noch nicht genießt, gleichfalls die witzigen Dörperiaden drukken zu lassen? Und ohne eine Zeile Entschuldigung, Protestation, Berichtigung? — Er weiß doch, was jeder wissen kann, wer nur Ein Heft der B. Monatsschrift von außen ansieht, daß sie nicht

in

in Hrn. Nicolai's Verlage erscheint *); und so fällt dann nicht bloß der freilich sonst allerliebste Einfall von Lohn und Dienst eines Buchhändlers, „der bei seinem auf Reisen gesammelten Kommerage „u. s. w.“ weg, sondern auch die ganze Glaubwürdigkeit dieses Erzählers, und die Gerechtigkeit seines Urtheilsspruchs, da er das erwähnte falsche Faktum eigentlich zum Entscheidungsgrunde dabei annimmt. Hr. v. Grolmann wird doch wissen, daß mehr dazu gehört, als ein paar Federzüge eines Memelhoffschen Edelmanns, um rechtschaffne Gelehrte — die immer nach eigner Ueberzeugung gehandelt, und wenigstens mit einer Wahrheitsliebe und Freimüthigkeit, die keine Verachtung verdient, geschrieben haben — zu Ausspähern, zu Verräthern zu machen, zu Ausspähern die in Lohn und Dienst eines Buchhändlers stehn, zu Verräthern die mit ihren Entdekkungen einen lukrativen Handel treiben. Er wird wissen, daß dies Injurien sind; und daß der, welcher solche Injurien, ohne Noth gedrungen, ohne ein Wort Mißbilligung, verbreitet, nicht minder strafbar ist als wer sie zuerst schrieb. . . . Oder will Hr. v. Grolmann bei den beiden Gerichtshöfen, deren Direktor er ist, etwa im Ernst die neue Lavatersche Lehre von den unbeleidigenden Ausdrükken (kanaillös, ehrlos, bübisch u. s. w.) gesetzlich einführen (man s. Februar, S. 174)? — Wenigstens kann er versichert sein, daß die Herausgeber der B. Monatsschrift solche entehrende Worte,

*) Man hat diese falsche Nachricht an mehrern Orten verbreitet, wahrscheinlich um dem lächerlichen Traum vom Berlinischen Komplott etwas mehr Anstrich zu geben.

Worte, sie mögten nun über Hrn. v. Grolmann oder über sonst einen Bekannten oder Unbekannten ihnen zugeschrieben sein, nie würden drukken lassen: und zwar nicht aus Furcht vor einer gerichtlichen Klage, sondern aus einem Beweggrund, den auch ein Edelmann wohl haben dürfte, aus Achtung für sich selbst.

Was nun Hrn. v. Dörper — lepidum caput — betrift, so muß man es mit ihm nicht so genau nehmen. Er ist nun einmal in ausgelassener lustiger Laune, und die pflegt sich ja nichts übel zu nehmen; es ist ihm gar zu wohl dabei zu Muthe; er will nur haben, man soll lachen. Nun gut, das thut man ja!

* *
*

Leider aber giebt es Lagen, wo man den groben Uebermuth und die heftige Erbitterung, so lächerlich sie sich auch äußern, nicht bloß belachen kann. Und in dieser Lage scheint der vortrefliche Wehrt zu sein. Er ward zuerst durch Hrn. v. Dörper (der, wie man itzt sieht, sogar sein Schwager ist, und ihm daher noch glaubwürdiger sein mußte) zu einem Schritte verleitet, den wohl die Klugheit, nie aber die Redlichkeit tadeln kann. Nachher hat er durch sein edles Geständniß dieser Uebereilung, durch den ganzen Ton seiner Schrift, durch die allenthalben hervorleuchtende Billigkeit, Sanftmuth und Wahrheitsliebe, den Beifall aller Unparteiischen gewonnen; und man hat mit verachtendem Unwillen gesehn, wie Hr. Stark statt gründlicher und bestimmter Erklärungen in seinem Antiwehrt die plumpsten Schimpfreden und die gehässigsten Anekdoten zusammenhäuft, um den

Mann,

Mann, den er nicht widerlegen kann, in nachtheiligem Lichte darzustellen — Gegen dies Starkische Meisterstük hat Hr. Pastor Wehrt einen Bogen drukken lassen:

„An das Publikum. Von E. D. Wehrt, Prediger des Groß-Auzischen Kirchspiels in „Kurland. Mitau, 1790." 8.

Und auch diese Schrift ist ein neuer Beweis seiner hochachtungswürdigen Denkart. Er läßt sich, wie recht ist, auf eine weitläuftige Vertheidigung gegen die harten Schmähungen und bittern Kränkungen seines persönlichen Charakters nicht ein; sondern beruft sich dagegen nur kurz auf den wahrheitsliebenden und ernsthaften Charakter, der aus seiner ersten Schrift ersichtlich ist, auf die Achtung und Freundschaft mehrerer dortigen angesehnen Männer, und auf die Liebe und das Vertrauen der ihn näher kennenden Gemeine. Zulezt sagt er: „Ueber Alles, was sonst noch zu sagen „wäre, will ich schweigen, weil Gegenstände berührt „werden müssen, über die ich nicht mehr reden will, „und nach dem Urtheile solcher Personen, denen „ich Respekt schuldig bin, ferner nicht reden soll „und darf. Wenn Reden mehr Schaden bringt „als Schweigen, so wird der verständige Mann „auch schweigen, und lieber dulden, wenn Jemand „sein Schweigen unrecht auslegt."

Freilich ist es hart, schweigen zu müssen. Indeß ist, wie man zur Ehre der Kurländischen Nation hoffen kann, das Gerücht nicht ganz gegründet, als wenn dieser rechtschaffene Mann wegen dessen, was er schon gesagt hat, verfolgt würde. Sicherlich werden es nur einige Wenige sein, die ihn deshalb kränken und bedrükken könnten; und der größere und bessere Theil seiner edlen Landsleute

wird

wird sich gewiß seiner annehmen. — Die üble Lage dieses braven Mannes hat einen sehr lesenswerthen halben Bogen veranlaßt:

„Melanchtons Trostschreiben an den Pastor „Wehrt zu Großauz in Kurland. Tu ne cede „malis sed contra audentior ito 1790." 8.

Unter andern ist darin eine sehr fein gedachte und edel poetisch ausgeführte Schilderung, der „vom Schöpfer uns als Quellen und als Wächter „des Glüks zugegebenen zwei freundlichen Huldinnen, der Himmelstöchter Klugheit und Redlichkeit," und eine genaue Bestimmung unsers Dienstes gegen dieselben. Der Schluß der Epistel ist folgender:

So hielts mein Freund, der große kühne Luther,
Verschmähend meines leisern Tritts Geduld;
Und so ward er Europens Retter. Sprich,
Ist nicht sein Beispiel tröstend, wenn Du hörst,
Daß Dich das ungeschlachtige Geschlecht
Des Meineids und des Bruchs geheimen Bundes
Beschuldiget, und vor der Welt zu Schanden
Zu machen freveind droht? — Thu, sagte Luther,
Und wer sein ächter Sohn ist, sagts mit ihm,
Was höhre Pflicht, was Menschenwohl, was Muth
Zu thun gebeut; und dann vertraue Gott!
Er ist und bleibt ein' ewig feste Burg!

* * *

Wir kommen wieder zu unsern Spaßmachern: dem Kleriker Stark, mit dem Beinamen der Lächerliche, und dem Tempelritter von Dörper, der sich selbst öffentlich den Nasendreher nennt. Da beide Herren so gut Spaß verstehn, so werden sie selbst über die zwei anzuführenden Schriften mitlachen.

Lettre de Mr. Starkowski . . . . . à ſon Ami et Parent Mr. Stark à Darmſtadt. D. m. d. M. A Moſcou 1789. 1 Bogen in 8.

Dieſe kleine witzige Schrift (mag ihr Verfaſſer übrigens ſein, wer es wolle) hat einige ſehr feine und artige Wendungen; obgleich weder der demüthige Zimmermann, noch der ungläubige Lavater, noch der gutherzige Schloſſer *) ganz damit zufrieden ſein möchten. — Den Rath ſeines Freundes und Vetters J. A. Starkowski in Abſicht der Frau v. d. Recke hat der Herr Oberhofprediger wirklich befolgt. Jener ſagt ihm: „Unter uns, da die „Welt Dich für ſo ſchwarz hält, hätteſt Du Dich „lieber an dieſer Dame etwas weiß machen ſollen. „Une aimable amie, douce, bonne, & ſpirituelle, „conduit plus ſurement au Ciel que le Clericat. „Indeß, haſt Du das Ding nun einmal anders „angefangen; und was iſt nun zu thun? Il ne „vous reſte que de prouver qu'elle eſt une me„chante bête, comme vous l'avez prouvé à tant „d'autres. Vous en ſerez encore plus adorable.“ In ſeinem Antiwehrt iſt er deshalb mit den unglaublichſten und wirklich pöbelhaften Ausdrükken über Fr. v. d. Recke hergefallen. — Ueber ſeine Vertheidigungsart ſagt dieſer Vetter auch ſehr richtig: „Er habe ſich mit ſchmutzigem Waſſer, ja ſelbſt „mit Koth gewaſchen. Aber, das iſt noch ein Wun„der mehr. Denn kein Menſch, außer dem Herrn „Ober

*) p. 7. Les plus grands hommes ſe proſternent à vos pieds, tels que l'humble *Zimmermann*, l'immortel *Caglioſtro*, l'incredule *Lavater*, le bon homme *Schloſſer*, & des milliards d'autres.

„Oberhofprediger, versteht Koth statt Seife zu ge„brauchen *).“ — — Die zweite Schrift ist:

„Pilatus und Herodes; oder, als es über „den Dritten herging, wurden sie Freunde. „*Pulchra Laverna, Da mihi fallere, da justo „sanctoque videri; Noctem peccatis et fraudi„bus objice nubem!* Darmstadt, Senten, und „Memelhof. 1790.“ Ein Bogen in 8.

Man sieht aus dem Titel, welche Hypothese der Verf. darüber annimmt, daß Hr. v. Dörper sein ehemaliges Erzählen von Katholizismus und Jesuitismus des Hrn. Stark itzt für Spaßmacherei und Nasendrehen erklären will. —

* * *

Man muß indessen auch im Spaßen Maaß zu halten wissen. Sonst ließe sich noch ein halb polnisch, halb lateinisch, halb deutsch geschriebner Brief eines Westpreussischen Exjesuiten einrükken, welcher den Herrn Oberhofprediger vertheidigt und als Märtyrer der katholischen Religion lobpreiset. — Doch genug! Man sieht wenigstens, da an eine ernsthafte Aufklärung dieser Geschichte wohl nicht zu gedenken ist, daß es spaßhafte Aufschlüsse derselben giebt; und so hat sich dies Klerikat und die Untersuchung desselben, wie tragisch auch Herr Stark und Hr. Schlosser von deren Ausgange prophezeihten, wie ein burlesk-komisches Stük mit Nasendrehen und Lachen geendigt.

*) p. 13. Que vous vous êtes blanchi avec de l'eau sale, & même avec de la boue. Quant à moi, je regarde cela comme un miracle de plus; il n'y a que vous, qui sachiez manier la boue comme du savon.

Berlinische Monatsschrift

1790.

Viertes Stük. April.

I.

Die Kriegskunst.

Nach Friedrich dem Großen.

Zweiter Gesang.

(s. Januar 1790, S. 1 f. f.)

Inhalt.

Allgemeine Ursachen der Kriege — Ausbruch eines Kriegs — Erste Bewegungen eines Heers — die Lagerkunst — Wahl eines Lagers — insbesondre für Reuter und für Fußvolk — Anordnung im Lager — Von Natur feste Läger und Posten — Nöthige Vorsicht bei der Wahl derselben — Feldherrn, die in der Lagerkunst groß waren: Leonidas; Pompejus; Mon-

tecuculi — Wegzug aus einem Lager — Vorsicht bei einem Rükzuge — Varus, ein unvorsichtiger Feldherr — Fabius und Hannibal, in zwei Stükken, nachahmenswürdige Muster.

Wenn sich, entkettet, aus der Unterwelt
Zur Erd' empor die wilde Zwietracht schwingt;
Wenn ihrer Schlangen laut Gezisch die Lüfte
Vergiftet und erfüllt; wenn sie herum
Von Volk zu Volke fleugt; wenn sie mit Wuth
Die Fakkel schüttelt, daß die Funken fliegen,
Und in den Herzen Neid, Empfindlichkeit,
Und Haß und Rach' entzünden: weh den Völkern!
In ihrem Rathe wird dann länger nicht
Die Billigkeit gehört; die Mäßigung
Verstummt: dann führen Stolz und Zorn und Trotz
Und Uebermuth das Wort. Deß freut sich dann
Die Furie, für die vergossnes Blut,
In Flammen stehnde Städte, und mit Leichen
Bedekte Felder, und der Völker Jammer
Ein reizend Schauspiel sind. Erst winkt sie still,
Bald ruft sie laut dem Kriegesgott herbei;
Und er erscheint, und sein Gefolg, sein furchtbar
Blutdürstiges Gefolg erscheint mit ihm.

Von ihm verblendet, stürzen dann die Menschen
In seine Kammern, die er ihnen öffnet,
Und holen Waffen und Geschoß hervor.
Die Luft erschallt vom Hammer der Cyklopen,
Die immer mehr der Mordgewehre schmieden.
Die Bürger in den Städten, die des Friedens
Und seiner Freuden, unbesorgt, genossen,
Sehn, blas und stumm, wie itzt auf ihren Gassen
Der Krieger Schaar sich immer dichter drängt,
Wie allenthalben Kriegsgeräth und Waffen
Sich häufen. Zitternd sieht der fromme Landmann
Den Frühling kommen; froh und ungeduldig
Harrt sein der Krieger, der schon Lorbeern träumt.

Er kömmt der Lenz, und hauchet neues Leben
In die verstorbene Natur; der Lenz
Verbreitet süße Lieb' in alle Wesen.
Doch kühnen Seelen bringt er nur Gefahr.
Der Tapfre höret nur den Ruf der Ehre,
Und siehet nicht den Tod, den sie verbirgt.

Wenn sanfte Frühlingsluft die Menschen lokt
Hervor aus ihrer Winterwohnung; wenn
Der Schnee, geschmolzen, von der Berge Gipfel
Herab in tausend Bächen sich ergießt;
Wenn blumenvoll der Wiesen junges Gras

Den Heerden, die der Scheune letzten Vorrath
Schon aufgezehret, frische Nahrung beut;
Wenn junger Saaten Grün die Felder dekt:
Versammeln sich von allen Enden her
Der Krieger Schaaren, muthvoll, und begierig
Nach Ehr' und Ruhm. Aus Städten, Flekken,
Dörfern,
Ziehn Reisige, zieht Fußvolk; alles zieht
Nach Einem Punkte hin. Der Nachbar zittert,
Dem dieser Punkt zu nahe liegt; er ahndet
Besuch von Feinden, Einbruch, und Verwüstung.

An einem Orte, den der Feldherr wählt,
Erbaun die Krieger der vereinten Schaaren
Schnell eine Stadt von Häusern und Pallästen,
Für ihn den Feldherrn, für die Edeln, und
Für die Gemeinen: eine große Stadt,
Von Hunderttausend oft bewohnt; erbaut
An Einem Tage, ohne Stein und Kalk;
Von Leinewand sind Häuser und Palläste.
So schnell, wie er sie baute, bricht der Krieger
Sie wieder ab, nimmt alles mit, und geht,
Und baut, viel Meilen fern, sie wieder auf.
Ein Lager heißt die Stadt, die Häuser Zelte.

Der Feldherr sei, sein Lager gut zu wählen,
Geübt, reich an Erfahrung, mit Talenten
Und Kunst gerüstet. Diese Wissenschaft
Ist wichtig, und erwirbt ihm großes Lob.

Dein Auge sei gewöhnt, mit scharfem Blik
Zu fassen, was in jeder Gegend dir
An Hülf und Beistand die Natur gewährt.
Hier bieten steile Höhen dir sich an,
Dort Thäler; ebne Felder hier, dort wieder
Zerschnittnes Land. Sie dienen alle dir,
Doch nicht zu jeder Zeit. Dein Zwek entscheide,
Ob du die Höhen hier, ob dort die Ebne
Zum Lager wählen sollst. Von deiner Wahl
Hängt ab der Schlacht, hängt ab des Feldzugs
Ausgang.

Dein Heer ist wie dein Leib; du bist die Seele.
Die Seele denket, überlegt, beschließt;
Der Leib dient dir zum Werkzeug: so dein Heer.
Du denkst für deine Krieger. Wenn sie ruhn,
Sei du geschäftig. Ihr Vertraun, ihr Muth
Sei deiner Sorge Frucht. An dem Erfolge
Laß sie erkennen, daß du für sie wachst.

Willst du, begierig nach dem Siegeskranz,
Dich der Entscheidung einer Schlacht vertraun,
So lagre dich auf weiten Ebnen; dort
Bewegt dein Heer auf jeden deiner Winke
Sich ungehindert, leicht und schnell. Voran,
Zu deiner Sicherheit, sei hie und da
Ein reger Haufe immer wach. Dein Lager
Sei Strömen nah und Wäldern. Jenen Städten,
Aus deren Vorrath du dein Heer ernährst,
Sei nah genug zum Schutz. Zwei Treffen bilde
Dein Kriegesvolk auf dem gewählten Platz.
Im Mittelpunkt sei Fußvolk, auf den Flügeln
Der Reuter Schaaren. Jenes ist der Leib,
An dem die Reuter, wie zwey Arme, sich
Bald hie, bald dorthin, aus einander strekken,
Bald dicht sich an ihn ziehn, frei, ohne Zwang.
Hier steht das Fußvolk besser, dort der Reuter.
Gieb jedem seinen Platz. Wählst du für sie
Den Platz nicht gut, so schwächst du ihre Kraft.

Wie die Centauren, sollen deine Rosse
Hinfliegen; unter ihrem schnellen Huf
Der Boden schwinden; Staub gen Himmel steigen,
Wie dikke Wolken. Diesen Donnerflug
Verwehren ihnen Felsen und Gebirge.

Nicht

Nicht so der Krieger, der zu Fuße ficht.
Gebirg' und enge Weg', und Hain und Wiesen,
Ihm gilt es gleich. Mit großem, kühnen Schritt
Eilt er, schnell, über Ebnen weg, ersteigt
Gebirg', und Schanzen auf Gebirgen, greift
Den Feind auf jedem Posten an, vertheidigt
Auf jedem Posten sich. Ihm gilt es gleich,
Wo das Gefecht beginnt. Mit gleichem Vortheil
Benutzt er Hain und Sumpf, Gebirg und Feld.

Wie die Gewitterwolk' am Horizont
Erst lange zieht, dann schnell aus düsterm Schooß
Den Donner, Schlag auf Schlag, und Blitz und Hagel,
Und Sturm und Regen um sich schleudert, daß
Der Felder Saat zernichtet, hohe Tannen
Zerschmettert, Berg und Fels erschüttert werden;
So donnre, mit dem Feuerrohr gewaffnet,
Dein tapfres Fußvolk seinen Feind zu Boden.

Wenn der Erfahrung du schon viel gesammelt,
So wirst du bald dir Gegenden ersehn,
Wo hier ein Dorf, dort ein Moraft, ein Hain,
Ein Teich, ein Strom zur Stütze deinem Heer,
Zum Schirme dienen kann auf beiden Seiten.
Die Feinde scheun den Angriff, wenn sie sehn,
Daß die Natur mit ihrer Wehr dich dekt.

Der Stier verzagt im Kampf mit Löwen nicht,
Mit Bären nicht; er wehrt sie ab; er schleudert
Mit kühner Wuth sie oft empor. Er weiß,
Daß seine Seiten wehrlos sind; drum beut er
Nicht sie, stets seine Stirn, dem Feinde dar.
Laß diese Lehre stets dir gegenwärtig,
Dir wichtig sein: der ist ein weiser Feldherr,
Wer seine Schwäche kennt, und sie verbirgt.
Der Held vor Troja war verwundbar nur
An seiner Ferse, und Achillens Tod
War eine Wund' an dieser Ferse. Dir
Sind deines Heeres Seiten, was dem Griechen
Die Ferse war: laß sie gedekt sein; sonst
Trift hier dich Tod und Untergang, wie ihn.

Das Schikſal hilft oft deinen Feinden auf,
Und scheinet seine Gunst dir zu entziehn.
Es führet ihnen neue Schaaren zu,
Daß sie an Macht dir überlegen sind.
Dann lagre dich auf freier Ebne nicht.
Durch kluge Wahl der Gegenden, die selbst
Dir Schutz und Schirm verleihn, ersetze dann,
Was dir an Volk gebricht. Auf hohen Bergen,
In dichten Hainen, hinter tiefen Strömen
Und Sümpfen, werde dann dein Heer gestellt.

Doch merke dir: aus diesem Lager sei
Ein Ausgang dir bekannt, dem Feinde nicht,
Ein freier Weg, durch den du ungehindert
Mit deinem Heere ziehst, so bald du willst.
So zwingest du das Schikfal, daß es dir
Nicht schaden kann, dir günstig werden muß.
Die Feinde stehn, und staunen dann, daß all
Ihr Streben fruchtlos ist; daß Geist und Kunst
Im Kriege mehr, als Macht und Zahl, vermag.

Jezt höre, wie du sollst in deinem Lager
Dein Kriegsvolk ordnen. So gebeut der Kriegsgott:
Zum Schirm des Striches, den der Feind bedroht,
Sei dein Geschüz bestimmt. Auch sei der Raum,
Der deine Schaaren trennet, voll Geschüz.
Und wenn der Feind heran zum Angriff zieht,
So donnr' es plözlich Schrekken ihm ins Herz;
Wie aus Volkanen Flamm' und Rauch und Tod
In einem furchtbarn Augenblikke bricht.

Still hinter diesen Feuerschlünden halte
Der Küraſſiere glänzendes Geschwader.
Wenn deine Gegner, kühn und angefeuert
Von Ruhmbegier, durch deine Reihen brechen;
Dann ist es Zeit für deine Reuter: laß sie,
Wie Meereswogen, auf den Feind sich stürzen,
Laß dann ihr Schwert mit Feindesblut sich färben.

Des Feldherrn Kunst verwandelt jede Gegend
In Schirm und Wehr für seine Völker, wenn sie
Das Glük verläßt, wenn sie Gefahr bedroht.
Doch Feldherrnkunst ist selten; Muth ist häufig.
Varrone sind zum Schlagen, Denkkraft aber
Macht einen Fabius zum großen Feldherrn.

Wie Athos, hoch zum Himmel sich erhebend,
Nicht achtet, daß um seinen Fuß Gewitter
Und Stürme toben; fest und ruhig steht er,
Sein Haupt im Sonnenlicht: so sieht ein Held
Mit kaltem Sinn vom hohen Lager her,
Wie unten der erboste Feind hinan
Zu streben jede Kraft umsonst erschöpft.

Wenn dich der Gott der Schlachten liebt, wenn er
Von seinem Geist dir ein'ge Funken leiht,
Wenn er den Blik dir schärft; so bieten dir
Sich allenthalben Festen an und Schanzen,
Die keine Menschenhand erbaute, die
Für den Geübten die Natur erschuf.
Der Einsichtslose sieht sie, und verkennt sie.
Der ist der Meister, der sie schlau benutzt.

So focht, an einem solchen Posten, einst
Leonidas mit einer kleinen Schaar.
Vergebens drängte sich des stolzen Persers

Zahl-

Zahllose Macht heran. Ein enger Paß,
Thermopylä, hielt (wie die feste Schleuse
Erzürnter Wogen Strom) die Myriaden
Kunstloser, roher Asiaten auf.

So stemmte jener edle Römer, den
Als seinen Retter der Senat verehrte,
In den Gebirgen von Epirus sich
Des schnellen Cäsars Siegesstrom entgegen.
Dein Lager war's, Pompejus, war der Damm,
Der die Gewalt des Stromes brach. Du sahst
Von deinen Höhen, wie der kühne Sieger
Umsonst sich mühte. Ohne Schlacht und Blut
Entwandte deine Kunst ihm jeden Vortheil,
Und die Gebirge von Dyrrhachium
Sahn Cäsarn überwunden. Aber du,
Von Jünglingen verleitet, die, der Last
Des Harrens müde, nach dem Ausgang nur
Mit leichtem, unerfahrnen Sinn sich sehnten,
Du stiegst herab von deiner sichern Höh'
In die gewagte Schlacht: das Glük verließ dich,
Verließ das alte Rom, und krönte Cäsar.

Auch dir gebühret großes Lob, der du
Einst für den Rhein, als seine beiden Ufer
Den Kaiser noch für ihren Herrn erkannten,

Erfin-

Erfindungsvoll und unermüdet kämpftest.
Von Galliens berühmten Feldherrn drohte
Der größte unserm Rhein. Turenne strebte,
Dem stolzen Ludwig ihn zu unterwerfen.
Du warst sein Retter, Montekukuli;
Dein Gegner war an allen Gaben reich,
Die je ein Held vom Kriegesgott empfing;
Du warst ihm gleich durch deine Lagerkunst.
Unschlüssig sah der Sieg den gleichen Kampf,
Und gleiche Loose warf mit jedem Wurf
Das Glük euch beiden zu. Kommt, junge Krieger,
Seht, lernt, bewundert: Montekukuli,
Durch seiner Schaaren Gang, durch seine Läger,
Durch seine Wahl der Gegenden, errettet
Germanien, das Ludwigs Uebermacht,
Das stärker noch Turennens Geist bedroht.

Doch denket nicht, daß er stets unbeweglich
Im sichern Lager stand. Ein Lager sei
Vollkommen; dennoch müsst ihr oft es ändern.
Auf jeden Schritt des Feindes gebet Acht,
Und richtet euch nach ihm; doch kommt ihm stets
Zuvor. Seid schneller stets, wie er. Der Paß,
Durch den er über euch zu kommen dachte,
Sei früher schon von euch besetzt. Entweicht,
So oft ihr weichen müsset, ohne Schaden.

Und,

Und, wenn ein günstiger Augenblik euch winkt,
Dringt mächtig wieder vor. Macht eurem Feinde
Durch neue Plane täglich neue Sorgen.

Wenn aus dem alten Lager weg das Heer
Sich ziehn soll, theil' es in vier kleinre sich.
Wie eine Säule, soll sich jedes bilden.
Das Fußvolk laß einhergehn in der Mitte,
Die Reisigen auf beiden Seiten. Wenn
Die Feinde dann von weitem schaun den Zug,
Wie er die Felder weit und breit bedekt;
Stehn sie erstaunt, erwartend Schlacht und Tod.
So steht das Mohrenvolk, und bebt, wenn furchtbar
Ein Drache sich nach ihren Hütten wälzt,
Bedekt mit Schuppen, Gift und Feuer athmend.

Wenn so einher ihr zieht, zur Schlacht bereit,
So schikket einen Vortrab vor euch her;
Deß freut Bellona sich, und lobt die Vorsicht.
Nicht schwach sei eurer Vortrab; und zum Schutz
Seid nie ihr selbst, ihm beizustehen, fern.
Der Vortrab sichert euren Weg vor euch:
Der Wolke gleich, die in der Wüste dort
Zur Führerinn Gott seinem Volke gab.

Aus eurem Lager gehet ihr nicht immer
Den Weg, der vor euch liegt; oft den zur Seite,
Zur Linken oder Rechten, wie Bedürfniß,
Wie euer Plan es heischt. Die Reihen wenden
Dann beide sich nach einer Seit', und ziehn,
Von gleichem Raume stets getrennt, einher.

Zuweilen läßt das Glük den Sieger sinken.
Condé gewann nicht jede Schlacht; Türenne
Erfuhr des Schiksals Wankelmuth. Dem Strom
Des Unglüks trotzt der Weise nicht, er weicht;
Doch selbst im Weichen täuscht er seinen Gegner.
Bewundernswerth ist seine Kunst, wenn er
Zurük sich zieht in ungestörter Ordnung.

Erst schikt er sein Gepäk voran, von Kriegern
Geschützt, damit es nicht der Feind erbeute.
Dann folgt das große Heer, ein kleines dekt
Den Rükken ihm. Der Berge Rand besetzt er
Mit Kriegern oben früh genug, daß unten,
Durch Päss' und Thäler, Reisige und Fußvolk
Einher gesichert ziehn. So langt er an
Mit flekkenlosem, immer hellern Ruhm,
Wo ihm ein Posten Schirm und Schutz gewährt,
Daß nun sein Volk der Ruhe pflegen kann.

So forgte Varus nicht für seine Römer,
Als er durch Teutoburgs Gebirg' und Wälder
Die Legionen, nicht mit Vorsicht, führte,
Sie lagern ließ, wo gegen Ueberfall
Kein Schirm sie dekte, sie durch tiefe Wege
Verblendet gehen ließ, wo Hermann sie
Herab von seinen sichern Höhn erlegte.
Im Schmerz ob dieser Schande, rief August:
„Die Legionen, Varus! schaffe mir
„Die Legionen wieder"! Hätt' August
Den Kampf gesehn, er hätte nicht geklagt;
Gerufen hätt' er in gerechtem Zorn:
„Unwissender, was machst du? eile doch,
„Der Höh' dich zu bemeistern, wo dein Feind,
„Selbst sicher, dir Verderben droht! Dann erst,
„Wenn er vertrieben ist, dann erst zieh weiter"!

Dies sind die Lehren, wie sich deine Völker
Bewegen sollen, wie zum Lager, oder
Zur Schlacht; du sollst die Gegend dir ersehn.
Ein gutes Lager, ein geschikter Zug,
Ein wohlgewählter Posten, und ein schöner
Zurükzug sind entscheidend, wenn der Himmel
Das Schiksal wägt der Völker und Monarchen.

Ihr, die ihr einst die Preussen würdig führen,
Zu neuen Lorbeern führen sollt, vergesst
Die Lehren nicht, die mein Gesang euch lehrt!
Soll euch die Welt einst große Feldherrn nennen:
So lagert euch, wie Fabius; so zieht,
Wie Hannibal, einher! Der Kriegsgott selbst
Erkennt euch dann Triumphe zu, und ihr
Empfangt den Lorbeerkranz aus seiner Hand!

2.

Ist es Schuldigkeit oder Gnade, wenn ein Fürst sein Land wohl regiert?

Fürst. Hier ist das Geld, lieber Charon. Mache nur, daß wir hurtig hinüber kommen!

Charon. Ein wenig sachte, wenn ich bitten darf! Wer bist Du denn, daß es so große Eile mit Dir hat?

Fürst. Ich bin der Fürst von — —

Charon. Das will hier eben nicht viel sagen.

Fürst. Ein Fürst, der sich eifrig bemüht hat, seine Unterthanen glüklich zu machen, und der, wie er hoffen darf, diesen Zwek nicht verfehlt hat.

Char. Ich habe noch keinen Fürsten übergeführt, welcher das nicht gesagt hätte; einen Einzigen ausgenommen, der es wirklich gethan hat.

Fürst. Ich hoffe, man wird auch hier meine Verdienste nicht verkennen. Hier ist der Professor X.; der hat mich, ohne mich zu nennen, in einer

gelehr-

gelehrten Zeitung, für einen der gerechtesten und edelsten Fürsten anerkannt.

Professor. Dieses Opfer war ich der Wahrheit und Deinen Verdiensten schuldig.

Char. Ich möchte das lieber von den Bürgern und Bauern aus seinem Lande hören.

Fürst: Ach! die wissen nicht, was ihnen gut ist. Ich habe berühmte Gelehrte zu meinen Räthen gemacht; die verstehen das besser.

Char. War der Professor auch einer von diesen?

Prof. Ich habe nicht die Ehre gehabt; aber die leutselige Art, mit welcher der Fürst den Gelehrten von einiger Bedeutung ein gnädiges Ohr vergönnte, hat ihm aller Herzen gewonnen.

Char. Aber wie stand es um die leutselige Unterhaltung mit den Bürgern und Bauern?

Prof. Der Fürst ist auch wegen der herablassenden Gnade gegen seine Unterthanen berühmt.

Char. Herablassende Gnade! Als Kanzleistil muß man das gelten lassen. Du bist vermuthlich ein Rechtsgelehrter?

Prof. Zu dienen! Ich habe mich allerdings mit dem positiven Rechte beschäftigt; aber ich war auch Philosoph. Und ob ich gleich Professor war, so habe ich doch eine viel feinere und den Fürsten viel angenehmere Theorie ausgedacht, als mancher Geschäftsmann, von welchem man so etwas eher hätte erwarten sollen.

Char. Ich habe nichts gegen die in der Oberwelt eingeführte Sprache, deren man sich bedient, um seine Hochachtung gegen wichtige Personen auszudrükken; aber die herablassende Gnade der Fürsten gegen ihre Unterthanen gehört doch wohl nicht im Ernste in Deine Theorie?

Prof. Und warum nicht? Indem man es gleichsam in die Willkühr der Fürsten stellt, ob sie dieses oder jenes, was zum Wohl ihrer Unterthanen gereicht, thun oder lassen wollen, macht man ihnen die Ausübung ihrer Pflichten angenehmer, als wenn man ihnen so viel von Schuldigkeit vorschwatzt.

Fürst: Recht! Das ist es eben, was ich Dir, mein lieber Professor, schon in der Oberwelt gesagt habe. Deswegen habe ich die Hypothese nicht leiden können, als ob alle Regentengewalt sich auf Einen Vertrag gründe; denn dadurch wird alles zur strengen Schuldigkeit, und die Beweggründe zum Guten werden geschwächt.

Char. Steigt aus meine Freunde! Aber der Fürst bleibt hier!

Fürst: Warum das? Ich habe ja mein Fährgeld so gut gegeben, als die andern.

Char. Wohl wahr! Der Professor bleibt auch noch hier.

Prof. Warum? wenn ich fragen darf.

Char. Warum soll ich Dir erlauben, auszusteigen?

Prof. Weil Du das Fährgeld bekommen hast, uns überzusetzen, und wir nur unter dieser Bedingung in den Nachen gestiegen sind.

Char. Hältst Du es für etwas Gutes, daß ich Dich aussteigen lasse?

Prof. Allerdings!

Char. Und glaubst, daß es meine Pflicht sei, dies zu thun?

Prof. Nicht anders!

Char. Eh, ei, Professor! Du schwächst ja die Beweggründe zum Guten, indem Du die Erlaubnis

laubnis des Aussteigens von mir als eine strenge Schuldigkeit forderst.

Prof. Ja, mit den Fürsten ist es etwas anders.

Char. Warum denn? Wenn es nicht darum ist, weil sie die Gewalt haben, auch das Gute zu unterlassen.

Prof. Eben deswegen. Ein Mächtiger hört nicht gern vom Zwange.

Char. Hier bin ich der Mächtige.

Fürst. Es wird doch auch wohl in der Unterwelt Subordination sein. Du mußt es wissen, Professor, an wen man sich hier zu wenden hat.

Prof. Mein lieber Charon, Du wirst es doch wohl nicht darauf ankommen lassen, daß die Sache an den Pluto gelangt?

Char. Nun, so gehe hin und melde es; aber aus dem Nachen lasse ich Dich nicht.

Fürst: Du bist doch einmal dazu gesetzt, die Leute an das andre Ufer zu bringen. — Ich sehe wohl, daß ich hier mit Gewalt nichts ausrichten kann. Aber Du weißt doch, unter welcher Bedingung ich eingestiegen bin. Du solltest bedenken — —

Char. Ich sollte? Rede nicht von Sollen! Ich soll nichts thun gegen den, welcher selbst nicht glaubt, daß er etwas soll.

Fürst: Das glaube und behaupte ich ja nicht. Ich habe meine Pflicht gekannt, und ihr Genüge geleistet.

Char. Was nennst Du denn Pflicht, Du, der von keiner Schuldigkeit etwas wissen will?

Fürst: Pflicht? — Professor, hilf mir doch heraus!

Prof. Pflicht ist, was dem höchsten Gesetze des Wohlverhaltens, dem Verhältnisse zur Glükseligkeit, gemäß ist.

Char. Also Pflicht ist das, was Glükseligkeit befördert. Aber welche Glükseligkeit? Deine eigene, oder der Andern?

Prof. Beider.

Char. Das verstehe ich nicht recht. Kommt es bei der Pflicht nicht auf die Absicht des Handelnden an?

Prof. Freilich hängt die moralische Güte der Handlung von der Absicht des Handelnden ab.

Char. Nun, so sage mir kurz und gut: indem der Fürst seine Unterthanen glüklich macht, muß er dabei die Glükseligkeit seiner Unterthanen, oder seine eigne zur Absicht haben?

Prof. Seine eigne und seiner Unterthanen. Beide waren bei diesem Fürsten Eines; denn er setzte sein Glük darin, das Glük seiner Unterthanen zu befördern.

Char. Es wäre also seine Pflicht nicht gewesen, das Glük seiner Unterthanen zu befördern, wenn er nicht eingesehen hätte, daß das Glük der Unterthanen auch das seinige sei?

Prof. Aber die Moral lehrt uns eben, den rechten Gesichtspunkt zu fassen.

Char. Gerechtigkeit und Klugheit sind also Eins?

Prof. Die wahre Klugheit und die Gerechtigkeit können nicht verschieden sein.

Char. Sonderbar! Was sollen zwei Worte, um Eine Sache zu bezeichnen?

Prof. Wer keine vollkommene Einsicht in den Zusammenhang der Dinge hat, sondern nur in einem geringen Grade klug ist, sieht die Verbindung,

dung, in welcher sein Wohl mit dem Wohl des Ganzen steht, nicht ein, und handelt also nicht immer gerecht; daher der Unterschied zwischen Gerechtigkeit und Klugheit!

Char. Ein alter Fährmann kann nicht so vernünfteln wie ein Professor, sondern hält sich kurz und gut an den bekannten Unterschied zwischen Begehren, Sollen und Müssen. Wo ich nicht anders kann, da muß ich; wo ich anders handeln kann, aber nicht darf, da soll ich; und wozu ich Lust habe, das begehre ich. Was man thun soll, ist Pflicht. Was ich aus Pflicht thue, thue ich nicht, weil ich es begehre, auch nicht weil ich muß. Ich thue es ungern, aber ungezwungen. Das sollen macht die Pflicht aus. Was man soll, ist man verpflichtet zu thun, wenn man auch keine Lust dazu hat. Findest Du hierwider etwas zu erinnern, Professor?

Prof. Der Unterschied, den Du eben gemacht hast, ist dem Sprachgebrauche gemäß.

Char. Man kann das thun, wozu eine ungehinderte Kraft vorhanden ist; und man darf, wo keine Pflicht entgegen steht. Man darf nicht alles, ob man es schon kann; und man soll vieles, ob man es gleich weder will noch muß. Nicht wahr?

Prof. Ganz recht!

Char. Daraus, daß der Fürst seine Unterthanen glüklich machen wollte, folgte noch nicht, daß er es auch sollte. Eben so wenig kann daraus, daß er es nicht mußte, gefolgert werden, daß er es auch nicht sollte. Die Unterthanen konnten vielleicht ihren Fürsten nicht zwingen, seine Schuldigkeit zu thun; aber folgt wohl daraus, daß er sie nicht thun sollte?

Prof. Abermals wahr! Aber eben deswegen sollte der Fürst seine Unterthanen glüklich machen, weil er einsehen mußte, daß das Glük der Unterthanen das seinige sei.

Char. Er mußte einsehen? Wer zwang ihn dazu?

Prof. Sein eigener Vortheil.

Char. Sein eigener Vortheil zwang ihn, einzusehen? Wie kann man gezwungen werden, etwas einzusehen?

Prof. Du wirst verzeihen, ich habe mich etwas nervös ausgedrükt. Ich will mich ein wenig zu Dir herablassen, um Dir die Sache deutlich zu machen. Der eigene Vortheil des Fürsten trieb ihn an, sich um den Zusammenhang seines Wohls mit dem Wohl seiner Unterthanen zu bekümmern; und, nachdem er den einmal eingesehen hatte, wurde er durch die Natur der Dinge genöthiget, das Mittel zu wollen, ohne welches er den Zwek nicht erreichen konnte.

Char. Der Zwek des Fürsten war also sein eigener Vortheil.

Prof. Das war er freilich. — —

Fürst. Professor, was sagst Du da?

Prof. Nach dem Prinzip der Selbstliebe mußtest Du so handeln, Fürst!

Fürst. Ich habe meine Unterthanen mehr geliebt als mich selbst.

Prof. Ja, das ist wohl wahr. Du warst so großmüthig; aber verzeihe! die dunkle, die verworrene Idee von Deinem eignen Ich war auf deine Unterthanen übergetragen worden.

Fürst. Dunkel und verworren? Das magst Du selber sein! Ich habe mir ganz deutlich gedacht,

gedacht, daß von meinem Thun und Lassen das Glük meiner Unterthanen abhänge, und ich habe mir selbst mit gutem Bedacht manches Vergnügen versagt, um das Vergnügen meiner Unterthanen zu befördern; ich würde mit Freuden mein ganzes Vergnügen hingegeben haben, wenn ich dadurch ihr Wohl auf eine dauerhafte Weise hätte befestigen können.

Char. Das war brav gesprochen, Fürst! Willkommen in der Unterwelt! — Aber Professor, wie rechtfertigst Du den Fürsten, der ganz wider Dein Prinzip der Selbstliebe gehandelt hat?

Prof Rechtfertigen? Was bedarf es einer Rechtfertigung, wenn jemand zum Besten des Ganzen mehr thut, als er thun sollte? Das nennt man ja Großmuth, und ist lobenswürdig.

Char. Mehr als man thun sollte? Wenn man mehr thut, als man thun soll, so thut man ja wohl das, was man nicht thun soll?

Prof. Das nicht! Man thut nur mehr als Andere fordern können.

Char. Aber jetzt ist ja nicht davon die Rede, was Andere fordern können, sondern was man thun soll. Man soll manches thun, was Andere nicht fordern können. Du hättest vielleicht manchem ein Almosen geben sollen, obgleich dieser kein Recht hatte es zu fordern. Aber wenn Du jemand Almosen gabst, dem Du es nicht hättest geben sollen, weil Du Dir dadurch die Mittel, mehr Gutes zu wirken, entzogst; so thatst Du eben dadurch mehr und weniger, als Du thun solltest. Du thatst mehr, in Ansehung des Bettlers; und weniger, in Ansehung der Würdigern, denen Du eben dadurch das verdiente Almosen entzogst.

Wende dies auf den Fürsten an; und nun rechtfertige ihn gegen den Vorwurf, daß er eben deswegen gefehlt habe, weil er mehr gethan hat, als er thun sollte.

Prof. Du wirst doch die Großmuth nicht für ein Verbrechen halten?

Char. Da siehe Du zu, wie Du sie mit Deiner Theorie vereinigen kannst. Aber ehe wir weiter gehn, erlaube mir noch eine Frage. Kannst Du sagen, daß Du aus Pflicht handelst, wenn Du so handelst wie du handeln würdest, wenn es auch nicht Pflicht wäre?

Prof. Ich verstehe nicht recht was Du sagen willst. Es kann doch auch wohl kein Verbrechen sein, seine Pflicht mit Freuden zu thun?

Char. Ich bitte Dich erst meine Frage zu beantworten. Handle ich aus Pflicht, wenn ich nicht die Absicht habe, einer Pflicht Genüge zu leisten?

Prof. Aus Pflicht wohl nicht; aber pflichtmäßig kann es sein.

Char. Recht! Dieser Unterschied gefällt mir. Wenn dies der philosophischen Sprache gemäß ist, so söhne ich mich wieder mit ihr aus. Sonst spracht ihr Philosophen so viel von Vollkommenheiten, die nicht vollkommen sind, und von dergleichen hohen Sachen mehr. Aber das begreife ich alter Fährmann wohl, daß etwas pflichtmäßig sein könne, was nicht aus Pflicht geschieht. Und nun antworte mir: Handelte der Fürst aus Pflicht, wenn er seine Unterthanen darum glüklich machte, weil ihm dies zum Vergnügen gereichte?

Prof. Wenn er es allein darum that, that er es freilich nicht aus Pflicht. Aber man kann mehrere

rere Gründe haben, eine Handlung zu unternehmen. Man kann etwas thun, weil man es für Pflicht hält; und man kann seine Pflicht gern erfüllen, weil die Erfüllung derselben uns Vergnügen macht.

Char. Aber, wenn Jemand die Handlung bloß darum unternimmt, weil sie ihm an sich Vergnügen macht?

Prof. Darauf habe ich schon geantwortet. Wer gar nicht an seine Pflicht denkt, kann auch gar nicht seine Pflicht erfüllen. Aber man kann es sich auch zum Vergnügen rechnen, seine Pflicht zu thun.

Char. Wir verstehn uns noch nicht recht. Ich kann, indem ich meine Pflicht erfülle, auf zweifache Art ein Vergnügen empfinden Entweder macht mir die Handlung schon an sich Vergnügen; oder sie macht mir nur darum Vergnügen, weil ich sie als Pflicht erkannt, und weil ich meine Pflicht liebgewonnen habe.

Prof. Ich verstehe, was Du sagen willst. Damit ich mich aber gewiß versichere, Dich recht gefaßt zu haben, will ich die Sache durch ein Beispiel erläutern. Wenn der Fürst seinen Unterthanen Gutes erzeigte, weil er gern fröhliche Gesichter sah und den Anblik der Traurigen nicht ertragen konnte, so handelte er zwar pflichtmäßig, aber nicht aus Pflicht; denn es war ihm alsdann allein um sein Vergnügen zu thun.

Charon. Sage lieber: er konnte pflichtmäßig handeln. Denn seine Weichlichkeit hätte ihn auch zu etwas Pflichtwidrigem verleiten können. Doch fahre nur fort!

Prof. Du hast Recht. Wer aus bloßem Gefühl handelt, wenn es auch eines von der besten Art

wäre, handelt nicht immer pflichtmäßig, und nie aus Pflicht. Ganz anders verhielt es sich mit dem Fürsten, als er sein Vergnügen dem Vergnügen seiner Unterthanen aufopferte, weil er diese Aufopferung für Pflicht hielt; denn, indem er dieses that, handelte er aus Pflicht, ob ihm gleich das Vergnügen, seine Pflicht gethan zu haben, den Zwang, den er sich selbst anthun mußte, versüßte. Dieses Vergnügen recht zu thun nun ist das höchste und edelste, welchem alle übrige aufgeopfert werden müssen; und so glaube ich die Großmuth des Fürsten gerechtfertigt zu haben.

Char. Das war ein schöner und wahrer Gedanke. Wohl Dir, daß Du kein gemeiner Fürstenschmeichler bist! Aber eines mußt Du mir noch aufklären. Du sprachst vorher von der Selbstliebe als einem Prinzip der Moral, und hieraus schloß ich, Selbstliebe müsse die Quelle rechtschaffener Handlungen sein. Daraus würde nun weiter folgen, daß das, was nicht aus der Selbstliebe fließt, unrecht sei. Ist das wirklich Deine Meinung?

Prof. Das kann sie nicht sein, nach dem was ich eben gesagt habe. Ist doch nicht einmal alles das, was aus Selbstliebe geschieht, pflichtmäßig, sondern nur dasjenige, was einer wohlgeordneten Selbstliebe gemäß ist.

Char. Verwechsele nur nicht wieder, was wir vorher unterschieden haben: nehmlich die pflichtmäßige Handlung und die Handlung aus Pflicht. Was aus einer weisen Selbstliebe geschieht, kann pflichtmäßig sein; aber was ich aus Liebe zu mir selbst thue, geschieht doch nicht aus Pflicht.

Prof. Und warum nicht? Ich bin ja auch verbunden, mich selbst zu lieben.

Char. Lieben? Liebe leidet keinen Zwang; und wenn sie uns selbst betrift, so dürfen wir wohl nicht durch die Pflicht dazu angetrieben werden. Aber wir wollen nicht über Worte streiten. Es läßt sich auch wohl denken, daß man ungern etwas zu seinem eignen Besten thue. Du kannst einsehen, daß Du Deiner Selbsterhaltung wegen Andern eine Bitte abschlagen mußt, deren Versagung Dir schwer fällt, aber dem Andern nur ein geringes Uebel verursacht. Aber nicht wahr? Alsdann suchst Du nicht Dein Vergnügen, sondern Du denkst an Deine Pflicht?

Prof. Ganz recht! Ich übernehme einen gegenwärtigen Schmerz, um einen zukünftigen zu vermeiden und um künftiges Vergnügen zu gewinnen.

Char. Wenn Du es nur darum thust, so handelst Du nicht aus Pflicht. Oder würdest Du wohl sagen, daß der Dieb aus Pflicht handele, welcher sich einige Stunden lang den Unannehmlichkeiten einer schlimmen Witterung aussetzt, und sich die Hände wund arbeitet, um in ein Haus einzubrechen?

Prof. Das wohl nicht! Nur das Vergnügen, welches aus der Erfüllung unsrer Pflicht entspringt, kann der Zwek einer aus Pflicht unternommenen Handlung sein. Vergnügungen von minderm Werth sind zwar auch erlaubt, und ihre Befriedigung kann sogar Pflicht sein; aber sie können nicht als der letzte Zwek pflichtmäßiger Handlungen betrachtet werden.

Char. Aber wie kommst Du dazu, daß Du das Vergnügen, Deine Pflicht zu erfüllen, allem

übrigen

übrigen Vergnügen vorziehst? Ist es denn das stärkste unter allen?

Prof. Das stärkste wohl nicht, aber das anhaltendste.

Char. Freust Du Dich denn so lange über eine gute Handlung?

Prof. Die Freude darüber kann freilich als Freude nicht lange dauren; aber es entsteht daraus eine Zufriedenheit mit uns selbst, welche allen übrigen Freuden von der edlern Art den Eingang erleichtert, und das in der Oberwelt unvermeidliche Mißvergnügen lindert. Ueberdies muß man sich auch bestreben, das Vergnügen über erfüllte Pflichten oft zu erneuern.

Char. Die Frucht Deiner Tugend war also eine große Zufriedenheit mit Dir selbst.

Prof. Zufriedenheit mit mir selbst? Freilich wohl!

Char. Der geistliche Hochmuth der frommen Einsiedler ist ja auch wohl eine solche Selbstzufriedenheit.

Prof. Nein, die verachten Andere neben sich, und sind stolz auf die Gunst der Götter, und Dämonen, mit denen sie sich eines nähern Umgangs rühmen.

Char. Stolz auf die Gunst der Götter? Dabei ist noch etwas Demuth. Aber Stolz auf größere Tugend ist noch gefährlicher; denn er macht nicht nur, daß man Andere neben sich gering schätzt, sondern er hindert auch den größern Fortschritt der Tugend. War es eine solche Selbstzufriedenheit, welche Du dem Fürsten zum Lohn der Tugend anweisen wolltest, damit er das unangenehme Wort Schuldigkeit nicht hören durfte?

Prof.

Prof. Nicht Stolz, sondern die innerliche Zufriedenheit, welche sich im Gefolge der Tugend befindet, und das Vergnügen wohlzuthun war es, was ihn aufmuntern sollte, seine Pflicht mit Vergnügen zu thun.

Char. Aber warum wolltest Du ihm denn nicht die Wahrheit sagen? Denn es ist doch wahr, daß der Fürst schuldig ist, sein Land wohl zu regieren?

Prof. Aber, es ist doch keine so strenge Schuldigkeit.

Char. Was nennst Du strenge Schuldigkeit?

Prof. Eine Pflicht, die man nicht unterlassen kann, ohne von Andern allenfalls mit Gewalt darzu angehalten zu werden.

Char. Da verwechselst Du nun wieder das Können und das Dürfen. Der Fürst kann vieles unterlassen, was er seinen Unterthanen schuldig ist; aber darf er es wohl? Die Macht des Einen oder des Andern kann doch die Pflicht selbst nicht verändern.

Prof. Das wohl nicht! Aber eine strenge Schuldigkeit bleibt doch von der Pflicht der Wohlthätigkeit immer darin unterschieden, daß in diesem Falle der Gegenstand der Pflicht nicht so bestimmt ist, wie in jenem.

Char. Du giebst aber doch wohl zu, daß ein jeder Mensch so viel Gutes thun muß als er kann.

Prof. Das räume ich ein.

Char. Und daß er unrecht thut, wenn er weniger thut, als er kann?

Prof. Auch das.

Char. Und daß er sich schämen müsse, weniger Gutes gethan zu haben, als er thun konnte?

Prof. Ich kann es nicht läugnen.

Char.

Char. Kennst Du einen Menschen, der alles das Gute gethan hätte, was er thun sollte?

Prof. Nein!

Char. Also auch der Fürst hat nicht alles das Gute gethan, was er thun sollte?

Prof. Schwerlich.

Char. Und Du wolltest ihn überreden, er hätte mehr gethan, als er thun sollte?

Prof. Das wohl nicht!

Char. Das nicht? Du wolltest ja nicht, daß man ihn an seine Schuldigkeit erinnern sollte. Du wolltest ihn ja überreden, daß es herablassende Gnade sei, wenn er für seine Unterthanen sorgte. Du gestandest ihm ja überflüssige Verdienste zu.

Prof. Das geschah, um ihm die Ausübung seiner Pflicht angenehm zu machen.

Fürst. Du behandeltest also den Fürsten wie Basedow die Kinder. Diese sollten glauben, es sei nur darauf angesehen, ihre Magen zu füllen; und die Absicht war, die Buchstaben in den Kopf zu bringen.

Prof. Man muß die Sache machen wie man kann. Die Fürsten hören doch einmal nicht gern von Schuldigkeit reden.

Char. Die Fürsten hören nicht gern von Schuldigkeit? Fürst! ist das wahr?

Fürst. Es ist ein Unterschied zwischen Schuldigkeit und Schuldigkeit. Edle Fürsten erfüllen gern die Pflichten des erhabenen Postens, auf welchen sie die Gottheit gestellt hat; aber sie würden dieser Pflicht nicht Genüge leisten können, wenn ihre Unterthanen sich anmaßten, ihnen Vorschriften zu geben.

Char.

Char. Der erhabene Posten, worauf Euch die Gottheit gestellt hat? Es sei! Denn, wie ich höre, willst Du von einem Vertrage mit Deinen Unterthanen nichts wissen. Aber als Diener der Gottheit hast Du doch wohl Pflichten, die Du schlechterdings erfüllen mußt. Unter welcher Bedingung haben Dich die Götter auf den Thron gesetzt?

Fürst. Damit ich Menschen beglükken sollte.

Char. Also war das Deine Schuldigkeit?

Fürst. Allerdings!

Char. Und Du durftest nicht weniger thun, als Du zum Glük Deiner Unterthanen thun konntest?

Fürst. Freilich wohl!

Char. Oder Du hattest Deinen Posten vor den Göttern verwirkt.?

Fürst. Das muß ich einräumen.

Char. Wenn Du den Sold unter Deine Kriegsleute vertheilen ließest; war es herablassende Gnade Deines Zahlmeisters, ihnen den Sold richtig auszuzahlen?

Fürst. Das nicht!

Char. Du warst ein Diener der Gottheit, um ihre Wohlthaten unter die Menschen, welche sie Deiner Aufsicht anvertraut hatte, nach ihrer Absicht zu vertheilen. War also Dein Recht über die Unterthanen nicht eine Folge der übernommenen Pflicht?

Fürst. Das ist wahr.

Char. War es also nicht strenge Schuldigkeit, Deine Pflichten als Fürst zu erfüllen?

Fürst. Das gestehe ich gern.

Char. Man hat Dich also hintergangen, wenn man Dir sagte, Du dürftest nur Deines eigenen Vergnügens wegen Deine Unterthanen glüklich machen; schuldig wärst Du ihnen nichts.

Fürst.

Fürst. Das ist wahr.

Char. Hätte daraus nicht der Eigendünkel bei Dir entstehen können, als ob Du Deiner Pflicht schon überflüssig Genüge leistetest, obgleich noch vieles zu thun übrig war?

Fürst. Dies hätte bei einem andern, als ich bin, sich wohl ereignen können.

Char. Konnte der Eigendünkel, schon alles gethan zu haben, nicht Trägheit zur Folge haben?

Fürst. Dies ließe sich bei einem Fürsten, der weniger Liebe zum Guten gehabt hätte, als ich, wohl denken.

Char. Also werden dadurch, daß man die Fürsten an ihre Schuldigkeit nicht erinnern wollte, die Beweggründe zum Guten vermindert und nicht verstärkt.

Prof. Aber, lieber Charon, ist es nicht gut, wenn man den Menschen und besonders den Fürsten ihre Pflicht angenehm machen kann?

Char. Das setzt aber doch wohl voraus, daß man ihnen vorher Kenntniß von ihren Pflichten beigebracht hat. Oder kannst Du das lieb haben, was Du nicht kennest?

Prof. Das kann ich nicht. Aber da es so schwer hält, die Fürsten von ihrer Schuldigkeit zu überführen; so ist es gut, sie auf einem andern Wege dahin zu führen, wohin sie zum Besten ihrer Unterthanen geleitet werden müssen.

Char. Hörst Du, Fürst? Der Professor will die Fürsten wie die Kinder am Gängelbande leiten. Er traut Euch nicht Einsichten genug zu, Eure Pflicht zu erkennen; deswegen will er Euch statt Lehren Zukkerbrot geben.

Fürst.

Fürst. Jetzt sehe ich wohl ein, daß es im Grunde Verachtung, und nicht Hochachtung ist, wodurch die Gelehrten sich verleiten lassen, den Fürsten zu schmeicheln.

Prof. Fürst, ich bitte um Verzeihung. Meine Absicht war nicht zu schmeicheln. Es war die Folge meiner Weltkenntniß, daß ich diejenigen Gründe brauchte, welche bei Höfen am leichtesten Eingang finden.

Char. Weltkenntniß? Ich weiß wohl, daß das seit einiger Zeit die Losung der Philosophen auf der Oberwelt ist. Aber Philosophen sollten nicht den Kunstgrif der Krämer brauchen, die ihre Waaren verfälschen, um ihnen bessern Abgang zu verschaffen. Wahrheit ist es, was man von Euch fordert. Diese müßt ihr geben, wenn auch schon Eure Waare deswegen einige Zeit hindurch weniger gesucht werden sollte. Mit der Zeit werden sich schon Liebhaber wieder finden.

Prof. Mein lieber Charon, Du kennest unser Büchergewerbe nicht. Was sich nicht in der nächsten Messe verkauft, verkauft sich niemals. Wir haben immer so viele Neuigkeiten, daß das Publikum keine Zeit übrig behält, Schriften, die vor einigen Messen herausgekommen sind, zu lesen, wenn sie nicht in einer neuen Auflage erscheinen. Das setzt aber voraus, daß die erste vergriffen ist.

Char. Wenn ihr die Weisheit als ein Gewerbe treibt, so ist Euch freilich nicht zu helfen. Aber wieder zur Sache! Du wolltest also den Fürsten ihre Pflichten angenehm machen, ohne ihnen zu sagen, was Pflicht ist.

Prof. Du thust mir unrecht. Was Glükseligkeit befördert, ist Pflicht.

Char. Wer also etwas weniger glükselig sein will, hat auch weniger Pflichten; denn er kann ja seinem eigenen Vortheile entsagen.

Prof. Das kann er nicht, wenn er vernünftig sein will. Als ein vernünftiger Mensch muß er suchen, so glükselig zu werden als er kann.

Char. Das ist aber eine Sache, die er mit sich selbst auszumachen hat. Andere können ihm darüber, daß er weniger glüklich sein will, keine Vorwürfe machen. Wenn er sich also ohne das Vergnügen, seine Pflicht zu thun, wohl befindet; was geht das Andere an? Er läßt sich sein Frühstük, Mittagsmahl und Abendbrot schmekken, verdauet, und schläft, wie sichs gehört, er gukt ein wenig aus seinem Fenster, geht bei schönem Wetter spatzieren, liest ein paar Zeilen in einem angenehmen Dichter, plaudert ein wenig, und läßt die Welt gehn wie sie geht. Er hilft keinem andern Menschen etwas: aber er kann dies Vergnügen entbehren. Wer kann ihm darüber Vorwürfe machen? Er handelt seinem Geschmak gemäß. Er macht ja auch Andern keine Vorwürfe darüber, daß sie nicht reiten, ob er gleich gerne aus seinem Fenster einen Reiter sieht; daß sie nicht spielen, ob ihm gleich oft ein Spielgenoß fehlt; daß sie nicht singen, ob er gleich das Singen gerne hört.

Prof. Aber eben deswegen, damit die Menschen der Welt nüzlich werden, muß man sie mit den edelsten Vergnügungen bekannt machen, und ihnen Geschmak dazu beibringen.

Char. Du kommst schon wieder auf die edlen Vergnügungen. Du hast schon zugegeben, daß sie nicht unter die stärksten gehören; und ich denke, darüber sind wir auch einig, daß sie nicht die anhaltendsten sind.

Prof.

Prof. Hierwider habe ich noch etwas zu erinnern. Ich will gerne zugeben, daß das Bewußtsein einer einzigen guten Handlung von der alltäglichen Art nicht lange anhalten könne; ja ich glaube sogar, daß z. B. der Ankauf eines schönen Guts und der Anbau eines Pallastes ein dauerhafteres Vergnügen gewähren, als das Bewußtsein einer einzelnen guten Handlung; aber das bitte ich nur zu erwägen, daß das Bewußtsein einer einzigen bösen Handlung ein ganzes langes Leben verbittern könne.

Char. Sehr richtig! Aber grämt man sich alsdann bloß darüber, daß man eine Gelegenheit versäumt habe, sich ein Vergnügen zu machen?

Prof. Nein, das ist es nicht allein. Man fühlt vielmehr, daß man dadurch unwürdig und unfähig geworden sei, glükselig zu werden.

Char. Es ist also nicht bloß Reue über ein versäumtes Vergnügen, sondern Bewußtsein, daß man etwas gethan habe, was man nicht sollte. Kannst Du dieses sollen aus der Natur des Vergnügens erklären?

Prof. Die Erfüllung der Pflicht bringt doch Vergnügen, und verhindert den Schmerz.

Char. Bringt die Erforschung der Wahrheit nicht auch Vergnügen?

Prof. Allerdings!

Char. Aber bist Du sicher, daß ein Buch Wahrheit enthalte, wenn es Dir beim Lesen Vergnügen macht?

Prof. Nicht immer!

Char. Wenn Du nach Wahrheit forschest, ist es Dir um Vergnügen, oder um Wahrheit zu thun?

Prof. Freilich nur um Wahrheit; aber ich würde überhaupt nicht Wahrheit ſuchen, wenn die Erforſchung der Wahrheit nicht Vergnügen brächte.

Char. Würdeſt Du die Erforſchung der Wahrheit aufgeben, ſo bald Du merkteſt, Du ſtändeſt in Gefahr, eine unangenehme Wahrheit zu entdekken?

Prof. Nicht immer!

Char. Wenn Du findeſt, es ſei Deinen Verhältniſſen gegen die Geſellſchaft gemäß, ihr ein Opfer zu bringen; wirſt Du dieſer erkannten Wahrheit gemäß handeln oder nicht?

Prof. Ich werde ihr gemäß handeln.

Char. Wirſt Du das auch alsdann noch thun, wenn Du einſiehſt, daß das Wohl der Geſellſchaft, welcher Du das Opfer bringſt, auf Dich nicht zurükfließen könne?

Prof. Ah, das iſt zweifelhaft.

Char. Kannſt Du Dir als ein vernünftiger Menſch die Verhältniſſe der Dinge anders vorſtellen, als ſie ſind?

Prof. Das nicht!

Char. Kannſt Du als ein vernünftiger Menſch Dir vorſetzen, ſo zu handeln, als ob Schwarz Weiß wäre, wenn Du weißt, was Weiß und Schwarz iſt?

Prof. Nein!

Char. Kann der Wunſch, daß Schwarz Weiß ſein möchte, hierin etwas ändern?

Prof. Das glaube ich nicht.

Char. Mußt Du alſo nicht thun, was Deinen Verhältniſſen gemäß iſt, es mag Dir Vergnügen bringen oder nicht?

Prof. Das wird wohl ſo ſein müſſen.

Char. Wenn Du nun anders handelſt; mußt Du Dir denn nicht ſelbſt geſtehen, daß Du ein unvernünftiger Menſch biſt?

Prof.

Prof. Ja!

Char. Und daß Du also nicht fähig und würdig bist, die Glükseligkeit eines vernünftigen Wesens zu genießen?

Prof. Das werde ich mir selbst gestehen müssen.

Char. Daher kommen die Gewissensbisse. Aber ob gleich die Erfüllung Deiner Pflicht gute Folgen hatte; so hast Du sie doch nicht um des Vergnügens willen erfüllt, sondern weil Du der Wahrheit nicht widerstehen konntest. Die Größe des Vergnügens ist also nicht der Maaßstab der Pflicht.

Prof. Sollte nicht das edle Vergnügen, seiner Pflicht Genüge zu leisten, in Rechnung kommen?

Char. Aber ist darum ein Vergnügen das edelste, weil es das größte in seiner Art ist?

Prof. Das läßt sich nicht wohl behaupten. Die edelsten Vergnügungen sind wohl die uneigennützigsten.

Char. Uneigennütziges Vergnügen? Das müßten solche Vergnügungen sein, wobei der, welcher sie genießt, nicht die Absicht gehabt hätte, sich ein Vergnügen zu machen.

Prof. Das scheint so.

Char. Sie hören also auf, edel zu sein, sobald sie als Vergnügen gesucht werden.

Prof. Ich kann dies nicht verneinen.

Char. Ein edles Vergnügen kann also seiner Natur nach nicht die Absicht der Handlung sein, die es begleitet.

Prof. Auch das werde ich einräumen müssen.

Char. Den edlern Vergnügungen müssen die übrigen weichen. Nicht wahr?

Prof. Ja!

Char. Du mußt Dich also solcher Handlungen befleißigen, welche Du nicht um des Vergnügens willen thust; denn sonst kannst Du nicht zu den edelsten Vergnügungen gelangen.

Prof. Das folgt.

Char. Also ist Glükseligkeit nicht der Zwek derjenigen Handlungen, welche aus Pflicht geschehen.

Prof. Auch das wäre richtig, wenn nicht etwa der Begrif der edlern Vergnügungen unrichtig gefaßt wäre. Ein edles Vergnügen könnte man dasjenige nennen, welches zum Besten Anderer gereicht.

Char. Der Werth des edlen Vergnügens bestände also nicht in der Größe des Beitrags zu Deiner eigenen, sondern zu Anderer Glükseligkeit. Dies würde eine Pflicht voraussetzen, für Andrer Wohl ohne Rükſicht auf Dein eigenes zu sorgen. Also wäre eigene Glükseligkeit abermals nicht der Zwek rechtschaffener Handlungen; und dann, sage mir einmal, rechnest Du das Vergnügen, die Wahrheit zu erforschen, unter die edlen oder unedlen Vergnügungen?

Prof. Unter die edlern; denn es gereicht zum allgemeinen Besten.

Char. Vorzüglich aber zu dem Deinigen; denn die Erforschung der Wahrheit würde angenehm sein, wenn Du Dich auch in dem Zustande befändest, daß Du die Wahrheit Andern nicht mittheilen könntest.

Prof. Nun glaube ich auf dem rechten Wege zu sein. Die Vergnügungen sind um so viel edler, je weniger sie grobsinnlich sind. So sind die Vergnügungen der Tafel- und der Geschlechtsliebe die gröbsten. Sie verfeinern sich, je mehr Geistiges hineingebracht wird.

Char.

Char. Also ist das Vergnügen des Geometers edler als des Kodrus, der sich für sein Vaterland aufopferte. Meinst Du das?

Prof. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Sollte nicht der Mensch um so viel edler sein, je mehr er sich über seine sinnlichen Triebe erhebt? Das thut er zwar auch bei Erforschung der Wahrheit; aber am meisten alsdann, wenn er sein eigenes Ich vergißt, und die ganze Menschheit umfaßt.

Char. So gefällst Du mir! Du siehst aber doch wohl, daß ein solcher Mensch nicht immer an sein armseliges Ich denken könne. Das Interesse aller vernünftigen Wesen ist das Seinige. Ist er ein Privatmann, so wird er freilich durch seine und der Seinigen Bedürfnisse oft auf sich zurükgeführt. Ist er aber ein Fürst, so wird der Gedanke an ihn selbst ganz durch den Gedanken an sein Volk verschlungen.

Fürst. Lieber Charon! Das war aus meiner Seele gesprochen. Ich konnte nur nicht leiden, daß man mich meinem Volk entgegensetzte. Wozu also einen Vertrag mit meinem Volke? Ich selbst war nichts, mein Volk alles.

Prof. Das war es eben, was ich meinte, indem ich sagte, der Fürst habe sich in seinem Volke, und das Volk in ihm selbst dunkel gedacht.

Char. Aber lieber Professor! Wozu diese verworrenen Begriffe, die leicht auf Abwege führen können? Das Volk ist nicht der Fürst, der Fürst ist nicht das Volk. Sonst könnte dem Fürsten wohl einfallen, für das Volk zu denken. — Fürst! wozu glaubtest Du, daß die Götter Dich auf den Thron gesetzt hätten?

Fürst. Um mein Volk zu beglükken.

Char. Muß nicht ein jeder Mensch seine Glükseligkeit durch eigene Thätigkeit befördern?

Fürst. Das glaube ich auch.

Char. Mußtest Du also nicht der Thätigkeit Aller freien Lauf lassen?

Fürst. Wie konnte ich das, da die Thätigkeit des Einen die Thätigkeit des Andern hindert!

Char. Du mußtest also Mittel suchen, die Freiheit eines Jeden mit der Freiheit Aller zu vereinigen.

Fürst. So weit ich das konnte.

Char. Deine Pflicht war also, die Freiheit Aller gegen jeden zu schützen?

Fürst. Richtig.

Char Also durftest auch Du keine Eingriffe in die Freiheit Deiner Unterthanen thun, wenn diese Einschränkung der Freiheit nicht zum Schutz der allgemeinen Freiheit gereichte?

Fürst. Das erkenne ich.

Char. Du erkennst also Pflichten. Ich erkenne sie auch. Du stiegest jenseits in den Nachen, um diesseits wieder auszusteigen. Nur in dieser Absicht vertrautest Du Dich meinem Ruder an. Das Volk unterwarf sich deinen Befehlen auch nur, damit Du Alle gegen Jeden schützen möchtest. Du warst schuldig, diesem Verhältnisse gemäß zu handeln. Ich kenne auch meine Schuldigkeit. Steig aus!

Berlin. Ernst Ferdinand Klein.

---

3. Nach-

3.

Nachricht von der Insel Camargue in Frankreich.

In den Göttingischen Gelehrten Anzeigen, 1788 Juli 21, St. 116 S. 1166, finde ich eine Rezension über die Schriften der Pariser Oekonomischen Gesellschaft vom J. 1787, das Trimestre d'hiver et de printemps; in welcher Rezension es heißt: „Sonderbar ist die Erzählung von der halbwilden „Rindviehzucht in Camargue in Provence, wovon „uns Reisende noch wenig gemeldet haben. Sie „gleicht fast dem Sennengestüt in der Grafschaft „Lippe, und ist mit vieler Gefahr verbunden. Um „den Muth und die Geschiklichkeit, die zur Bezähmung dieses wilden Viehes erfordert wird, zu unterhalten, scheinen die Stiergefechte erfunden zu „sein, die auch dort noch gehalten werden".

Daß Reisende wenig davon erzählen, glaube ich sehr wohl, indem von tausend Reisenden kaum Einer nach dieser Insel geht. Ich war über ein Jahr in Languedok, ehe ich von derselben nur etwas hörte. Einst von ungefähr vor Montpellier auf dem Wege nach Lunel oder Nismes, hörte ich an dem äußersten Hause ein starkes Gebrüll eines Ochsen; ich fragte einen Schlächter, der vor dem Hause stand, nach der Ursache. „Es „sind wilde Ochsen aus Camargue, sagte er, „die man fällt und tödtet". Ich wollte nicht hineingehn und zusehn, weil ich mir etwas fürchterliches vorstellte, da von wilden Ochsen die Rede war.

Es ist allen Reisenden bekannt, wie hageres Rindfleisch (Bouilli) in Languedok auf den Tisch kommt; und wie schmakhaft dagegen das Hammel- oder Schaaffleisch, wegen der herrlichen Weidung, welche diese haben, ist. Dieses bewog mich nach der Ursache des erstern zu fragen; und da erfuhr ich, daß alle Ochsen, deren Fleisch wir in Montpellier genossen, von der Insel la Camargue kommen. Eben daher werden auch alle Pferde, besonders solche, die als Postpferde in Languedok gebraucht werden, geholt. Sie werden wild gefangen; brauchen dann ein Jahr, bis sie zahm, abgerichtet, und zum Gebrauch tauglich sind; aber sind alsdann auch von ungemeiner Dauer, und mögen die stärksten Strapazen auch in der schwülsten Sommerhitze ertragen.

Ich ward nun lüstern, mich genauer zu erkundigen, und der Schlachtung jener halbwilden Ochsen zuzusehn; ich ging nach dem Schlachthause an dem Tage, wo man mir sagte, daß die Zeit zum Schlachten sei. In einem großen Hofe, der ganz mit Steinplatten nach dem Quadrat belegt und anhaltend mit Wasser begossen wird, waren einige von besagten halbwilden Ochsen, die unter einander im Streite lagen, und mir die erste Idee eines Stiergefechtes gaben, bis ich es nachher in la Camargue sah. Aus einer Seitenwand, die mit starkem Gitterwerk von Holz versehen war, wurden einige Stritke mit Schleifen auf den besenchteten Platz geworfen; auf der andern Seite befanden sich einige mit langen Spießen versehne Männer, die, sobald ihnen ein Ochs zu nahe kam, das Thier reizten, um es in der Wildheit zu erhalten, bis eines oder das andere in eine Schlinge kam.

kam. Diese ward dann angezogen, und der Ochse damit angehalten; sogleich trachtete dann ein Anderer mit der größten Behutsamkeit, ihn einen Strik um die Hörner zu werfen. Sobald dies geschehen war, ward der Ochs mit beiden Strikken gegen die Wand durch eine sich öfnende Thüre gezogen; indeß die andern Männer mit ihren Spießen jene Ochsen abhielten, damit sie nicht mit durch die Thüre drangen. War nun der Ochs durch die Thüre, so war er im Schlachthause; und hier wird er sogleich getödtet, die Haut ihm abgezogen, und das Fleisch verkauft. Es hält sich nicht lange: schon den zweiten Tag geht es im Schlachthause, wegen der großen Hitze, in Fäulniß über. Das Fangen und Tödten dieser Ochsen ist mit vieler Lebensgefahr verknüpft.

Diese Ochsen kommen also, wie gesagt, aus la Camargue. Dieses ist eine beträchtliche Insel (oder, wenn man will, einige *) abgesonderte Inseln) am Ausflusse der Rhone in das Mittelländische Meer. Lateinisch heißt sie: Camaria, oder Caltra Marii; weil Marius, als er die Cimbrer zwischen Aix und Arles in der Provenze geschlagen hatte, sich auf dieser nah gelegnen und damals wahrscheinlich unbewohnten Insel mit seinen Völkern einige Zeit aufhielt. Doch mußte er seine Ochsen und Pferde zurüklassen **). — Die Insel ist sehr fruchtbar; mit Kanälen durchschnitten, welches

*) Daher sagt man auch: La Camargue, und les Camargues.

**) Sollte dies von Marius zurükgelaßne Vieh der Ursprung des wilden Viehes auf Camargue sein?

welches sie zu verschiednen Inseln macht; aber wegen der wilden Pferde (Chevaux des Camargues), und Ochsen, (Boeufs des Camargues), unbewohnt: wenn ich einige sehr stark verpallisadirte Hütten, in welchen sich die Pferde- und Ochsenfänger aufhalten, ausnehme. Diese Menschen sind mit noch weit größern Gefahren ihres Lebens umringt, als die oben angeführten Schlächter; denn sie haben mit diesen Thieren in ihrer völligen Wildheit zu streiten.

Der Fang geschieht auf besondere Art, so wie auch die Bezähmung und Abrichtung, bis sie ihre Wildheit in etwas abgelegt haben. Man hält beständig einen Vorrath von abgerichteten Pferden auf einer dieser Inseln, und von solchen Ochsen auf einer andern; diese Gegenden sind ebenfalls verpallisadirt, und nur durch einen schmalen Kanal von der Hauptinsel abgesondert. Geht ein Transport von Pferden oder Ochsen ab, so ist man sogleich wieder bemüht, andere zu fangen, abzurichten, und dann wieder zu transportiren. In den verpallisadirten Hütten haben die Fänger dieses wilden Viehes überall Schlingen ausgestellt; und abgerichtete Hunde jagen sowohl Pferde als Ochsen; dann giebt man genau Acht, bis ein Fuß dieser Thiere in einer Schlinge ist, um sogleich anzuziehn, und den Strik zu befestigen. Ist das Thier nun durch den Strik aufgehalten, so wird es sehr wild, stampfet und tobet; in dieser Zeit ist einer der Fänger bemüht, ihm noch eine Schlinge an die Hörner oder an noch einen Fuß anzubringen. Hat man seinen Zwek erreicht, so nöthigt man mit den Strikken und Spießen das Thier an das Wasser, um solches auf die kleinere Insel, wohin es gehört,

gehört, zu treiben; an welcher eine Oefnung der Palliſade gemacht, und ſobald das Thier darin iſt, die Oefnung wieder zugemacht wird. Dann läßt man ihnen die Strikke noch einige Zeit um die Hörner und Füße, bis ſie ihrer Wärter gewohnt ſind, und die ſtärkſte Wildheit abgelegt haben: um ſie ſodann frei auf dieſer kleinen Inſel laufen zu laſſen.

Iſt nun ein Tranſport von Ochſen nothwendig, ſo werden niemals mehr als 8 oder höchſtens 10 zugleich auf das feſte Land getrieben. Bei dieſen Ochſen ſind 5 bis 6 ſtarke Männer, auf gut abgerichteten Pferden, und mit einem 10 bis 12 Schuh langen Spieß verſehn; auf welche Art ſie die Ochſen vor ſich hertreiben (die Pferde zuſammengekoppelt). Führen kann man keinen; und will einer auf die Seite ſpringen, ſo müſſen zwei Berittne nach, und mit ihren Lanzen trachten, daß ſie ihn wieder zu den andern bringen. Einer der Männer reitet ein Stük Weges voraus, und warnet alle Reitende und Fahrende, in das Feld hinaus, oder in ein Dorf ſich zu begeben, bis die Ochſen vorbeigetrieben ſind: denn ſie würden nicht ſicher ſein, von dieſen Thieren angegriffen und zerſtoßen zu werden. — Beſonders iſt es noch, daß die Ochſen ihre Wildheit weit länger als die Pferde beibehalten. Die Gefahr iſt für die Männer, die ſolche fangen, abrichten, unterhalten, und an den Ort ihrer Beſtimmung begleiten, äußerſt groß. — Von dieſen Ochſen nun kommt das Bouilli, welches Nismes, Lunel, Montpellier, Cette, und der ganze öſtliche Strich von Languedok, ſo wie auch die Provenze hat; man weiß da von keinem andern.

Dies ist die Beschreibung einer Insel, von welcher die Reisenden so wenig bemerkten; auch ich wäre von Languedok weggekommen, ohne sie zu sehen und das obige zu bemerken, wenn mich nicht die Neugier und die Erfahrungssucht dazu getrieben hätte. Ob nun diese Rindviehzucht mit der in der Grafschaft Lippe übereinkommt, kann ich nicht bestimmen, da ich letztere nicht kenne *).

W.

4.

Ueber Rousseau's Todesart.

Versuch einer Rettung der Frau von Stael gegen einige Vorwürfe des Hrn. Rath Campe.

Herr Rath Campe hat im Braunschweigschen Journal (Febr. d. J.) der Frau von Stael, gebornen Nekker, einige Vorwürfe gemacht, die nicht bloß ihren Kopf, sondern auch ihr Herz bei meinen Landesleuten verdächtig machen müssen.

Diese Dame hatte in einer Schrift, die unter dem Titel: Lettres sur les ouvrages & le caractere de I. I. Rousseau, Anfangs nur für einige Freunde abge-

*) Eine Beschreibung der letztern würde gewiß für jeden deutschen Leser interessant sein; und wir bitten, wenn einer unsrer Leser im Stande ist, dieselbe zu geben, sie in der B. Monatsschrift zu liefern. A. d. H.

abgedruckt war, [illegible] in der Folge aber durch eine stärkere Auflage ins Publikum gekommen ist, für gewiß angenommen: daß Rousseau's langjährige Schwermuth durch die Entdekkung der Untreue seines Weibes auf eine so unvorhergesehne und beträchtliche Art vermehrt worden, daß dieser große und unglükliche Mann endlich sein Leben selbst geendigt habe. — Hr. R. Campe nimmt daher Anlaß, der Frau [illegible] Stael vorzuwerfen: daß sie, um ihr Schriftchen [illegible]t etwas recht Pikantem aufzustuzen, auf einig[illegible] schlecht gegründete Beweise hin, das von Rousseau's [illegible]m's hämischen Feinden verbreitete Gerücht bestätigt, und ihn des Selbstmords beschuldigt [illegible]. Weiterhin nennt er ihre Behauptung eine [illegible]; und glaubt, daß sie sich dadurch an R[illegible]abe[illegible]n's Schatten versündigt habe; endlich kommt [illegible] er eine Antwort der Fr. v. St. an die Gräfin [illegible]ousse[illegible] Vassy, geborne Girardin, über eben diesen [illegible]n vorgenstand, und sagt der erstern über ihre [illegible]en Gesinnung gegen unläugbare Wahrheit, über ihr[illegible]erhär[illegible]Mangel an moralischem Zartgefühl, ihre [illegible]Thren [illegible]ät, und abgeschmakte Höflichkeit, sehr naeuplizivich seine Meinung.

Wenn ich auch nicht das Glük hätte, Fr. v. St. persönlich zu schätzen, so würde mich das Eigenthümliche des Deutsch[illegible]en: Ihr ehren fremd Verdienst, berechtigen, die Gründe, worauf Hr. C. diese Vorwürfe b[illegible]ut, mit ihm zu diskutiren. Ich werde es mit derjenigen bescheidenen Achtung thun, die ich ihm und der Fr. v. Stael, über die ich rede, schuldig bin; aber auch zugleich mit derjenigen Freimüthigkeit, zu welcher das Gefühl unrichtiger Beurtheilung auffordert, und die Hr. C. nicht übel deuten kann, wenn er in Andern das-

dasjenige nicht mißbilligt, was jeden selbst in seinem Betragen leitet.

Die erste Frage, die ich zwischen uns zur Erörterung aufwerfe, ist diese: Hatte Er Recht, der Fr. v. St. bei ihrer Behauptung von Rousseau's Selbstmorde eine eitle schriftstellerische Anmaßung, als einzigen Beweggrund, unterzulegen? . . . Dieser Verdacht scheint sichtbarlich das Urtheil zu gründen, welches Hr. C. über ihr Schriftchen im Ganzen fällt. „Sie läßt sich (sagt er) zuweilen durch die Begierde, schön und sinnreich zu schreiben, zu einem Galimatias verleiten, den man auf bestimmte Begriffe zurükzuführen sich umsonst bemüht". — Ich bin nicht [illegible] genug, dies Urtheil eines berühmten Schriftstellers und Denkers zu bestreiten. Nur [illegible] erlaubt zu bemerken, daß Hr. C. die Schrift des Galimatias in der streitigen Schrift bei [illegible] vergrössern kann, wenn er allemal so citirt [illegible] wie es hier zum Beweise seines Satzes gesetzt, worden ist. Die Stelle ist nehmlich verstümmelt, gehen ihren Perioden versetzt, angeführt. So [illegible] sie nach Hrn. C.: „Rousseau n'étoit pas fou, mais son imagination „étoit en démence. Il avoit une grande puis„sance de raison, & une extravagance absoluë sur „les objets dont la mesure est prise au dehors de „nous". — Und nun im Originale: „R. n'étoit „pas fou, mais une faculté de lui même, l'imagi„nation, étoit en démence. Il avoit une grande „puissance de raison sur les matieres abstraites, „sur les objets qui n'ont de réalité que dans la „pensée; & une extravagance absoluë sur tous „ceux, dont la mésure est prise au dehors de „nous.

„nous. Il avoit de tout une trop forte dose;
„à force d'être superieur, il étoit près d'être fou.
„C'étoit un homme fait pour vivre dans la re-
„traite avec un petit nombre de personnes d'un
„esprit borné, à fin que rien n'ajoutât à son agita-
„tion interieure, & qu'il fût environné de calme".

Ich überlasse meinen Lesern zu beurtheilen: ob eine gleiche Unbestimmtheit in den Worten der Fr. v. St. als in dem Campischen Auszuge liegt; ob es wahr sei, was H. C. behauptet, daß in dieser Stelle die an sich richtige Bemerkung, „daß R's Einbildungskraft das Uebergewicht über seine übrigen Seelenkräfte hatte, und daß er mehr in der Ideenwelt als in der menschlichen Gesellschaft zu Hause war, durch sinnreich klingende Antithesen, wo nicht in Unsinn verwandelt, doch bis an die Gränzen des Unsinns hinangekünstelt sei". Mich dünkt, die Stelle sei so unverständlich nicht. Mag indessen immerhin der Geist des Landes und der Gesellschaft, in denen Fr. v. St. lebt, sie verführt haben, die Richtigkeit des Gedankens dem Glanz des Ausdruks hin und wieder aufzuopfern! Wer wird es mit Werken des schönen Genies so genau nehmen, mit einer Schrift, die ursprünglich zur Unterhaltung einiger Freunde geschrieben worden, mit den Briefen einer jungen Dame von zwanzig Jahren, die im Zirkel der witzigsten Köpfe von Paris auferzogen, und dann bestimmt war, an einem Hofe zu glänzen, wo lange ein gutgesagtes Wort über Ruf und Schiksal entschieden hat? — Ob die Reden des Grafen von Mirabeau eine so strenge Prüfung aushalten mögten? . . .

Aber was der Fr. v. St. nie verziehen werden könnte, wäre: wenn sie ein Gefühl, das sie nicht hatte, erlogen oder ein höchst natürliches Gefühl einem witzigen Gedanken, einer auffallenden Wendung aufgeopfert hätte. — Allein, was ich eben an ihrer Schrift liebe, ist, daß in allen Stellen, wo der Stoff der Bearbeitung des weiblichen Herzens gehört, dies Herz wahr, zart, und edel, redet. Man lese ihre Beurtheilung der Neuen Heloise; kann man einen bessern Beweis für die Wahrheit des Satzes der Frau von St. Lambert: qu'il n'y a que les femmes qui savent tirer d'un sentiment tout ce qu'elles en tirent; selbst in Vergleichung mit Rousseau, auffinden? Wie rein, wie edel, strömen ihre Empfindungen für ihren großen Vater hervor! — Ihre Art, R's Charakter zu beurtheilen, ist nicht die meinige. Aber wer kann auch diesen Theil ihrer Schrift lesen, und das Schonende, Liebevolle in der Emsigkeit verkennen, mit der sie jeden Umstand hervorsucht, der unser Mitleid mit den Schikſalen ihres Lieblings rege machen, und uns von einer zu strengen Beurtheilung seines Charakters abziehen kann!

In der That, bei einem so andringenden Gefühl eines wahren Sinns für das Edle und Schöne überhaupt, und einer so zartbesorgten Liebe für R. besonders: wie kann ich es da gelinder, als eine sehr gewagte Behauptung nennen, wenn Hr. C. dem Wunsche etwas Pikantes zu schreiben, die Hinwegsetzung über alles moralische Gefühl zuschreiben mag? Und wenn noch die Nachricht von R's Selbstmorde das Pikante der Neuheit mit sich geführt hätte! Aber keineswegs. Als ich vor 6 Jahren mich fünf bis sechs Monate lang in

Paris

Paris aufhielt, war die Meinung, N. habe seinen Tod befördert, nicht allein bekannt, sondern auch die gangbarere, in dem Zirkel der Nekkerschen Freunde die angenommenere. Für diese war aber eben das Buch zunächst bestimmt. Funfzig Exemplare waren anfänglich nur abgezogen; und dieser eingeschränkten Befriedigung schriftstellerischer Eitelkeit sollte Fr. v. St. ihre Liebe zu N., ihr Gefühl für das Edle und Schöne aufgeopfert haben? — „Sie konnte voraussehen, sagt Hr. C., daß das, was man für funfzig Freunde drukken läßt und unter sie vertheilt, in kurzem der ganzen Welt gehört". Also die angehende Schriftstellerinn, die etwas Auffallendes sagt, um ihre Schrift aufzustutzen, soll zu gleicher Zeit die Selbstzuversicht haben, daß man ihr erstes Produkt sich aus den Händen reißen werde?

Alle diese Voraussetzungen sind zu hart, als daß ich nicht schon nach meinem Stande, als Jurist, für die wahre Ueberzeugung der Frau v. St. von dem, was sie behauptet hat, präsumiren sollte. Hat sie gefehlt; so ist es aus Unverstand geschehen, oder aus fehlerhafter moralischer Stimmung überhaupt, so etwas zu glauben, was nicht zu glauben war, oder was nicht geglaubt werden durfte. Sie auch von diesen Vorwürfen zu retten, bleibt fernerhin der einzige Gegenstand meiner Erörterung.

Hr. C. sagt: Fr. v. St. habe N. des Selbstmordes angeklagt, beschuldigt. Ob dies in ihrem Sinne lag, darüber mag die Stelle, worinn die Behauptung vorkommt, selbst entscheiden. Hier ist sie. „Ah! Vous qui l'acculiez de jouer un rôle, „qu'avez Vous dit quand Vous avez appris qu'il

„s'eſt donné la mort *)? C'eſt à ce prix que les „hommes lents à plaindre les autres, croient à „l'infortune. Mais qui pût inſpirer à R. un deſſein „ſi funeſte? C'eſt, m'a-t-on dit, la certitude „d'avoir été trompé par la femme qui avoit ſeule „conſervé ſa confiance, & s'étoit rendue néceſſaire „en le détachant de tous ſes autres liens. Mais „peut-être auſſi que les longues reveries finiſſent „par plonger dans le deſeſpoir, u. ſ. w.". Und weiter unten; „Le déſeſpoir de R. étoit cauſé par „cette ſombre mélancholie, par ce décourage„ment de vivre, qui peut ſaiſir tous les hommes „iſolés, quelle que ſoit leur deſtinée. Son ame „étoit flétrie par l'injuſtice; il étoit effrayé d'être „ſeul, de n'avoir pas un coeur près du ſien, de „retomber ſans ceſſe ſur lui même, de n'inſpirer, „ni reſſentir aucun interêt, d'être indifferent à ſa „gloire, laſſé de ſon genie, tourmenté par le be„ſoin d'aimer & le malheur de ne pas l'être. — — „R. étoit auſſi tourmenté par quelques remords; „il avoit beſoin de ſe ſentir aimé pour ne pas ſe „croire haïſſable. — R. s'eſt peut-être permis le „Suicide ſans remords; il ſe trouvoit ſi peu de „choſe dans l'immenſité de l'univers! On fait ſi „peu de vuide à ſes propres yeux, quand on n'oc„cupe pas de place dans un cœur qui nous ſurvit, „qu'il eſt poſſible de compter pour rien la vie. „Quoi! l'auteur de Julie eſt mort pour n'avoir pas „été aimé! Un jour, dans ces ſombres forêts,

„il

*) Hier ſteht die Note, worin die Verf. die Gründe ihrer Behauptung auseinander ſetzt, wovon ich weiter unten reden werde.

„il s'eſt dit: Je ſuis ſeul ſur la terre, je ſouffre, „je ſuis malheureux, ſans que mon exiſtence ſerve „à perſonne, je puis mourir! u. ſ. w.“.

Man ſetze ſich itzt an die Stelle der Verfaſſerinn, und bedenke vorzüglich, von welchem Geſchlechte ſie iſt. Von dem Geſchlechte, welchem die Natur das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden, mit ſo viel Weisheit einpflanzte; von dem Geſchlechte, welches in Liebe ſein Weſen hat, ſie für ſeinen Vorzug, für die wirkſamſte ſeiner Leidenſchaften hält, nichts an dem Manne höher ſchätzt als ſein Herz, von ihm Bewunderung durch Liebe erwartet, und ihn nicht bewundern mag ohne ihn zu lieben; von dem Geſchlecht endlich, das die Schwachheiten, zu denen Liebe verführt, ſo gern verzeiht, und wohl gar kalte Größe für Schwachheit achtet. Kann man itzt glauben, Fr. v. St. habe R. anklagen, beſchuldigen wollen? Wenn ſie ſagt: Er tödtete ſich, weil er dem Gefühl unterlag, nicht geliebt zu werden; weil er, von ſeinen ältern Freunden verlaſſen, durch Schrekbilder unverſöhnlicher Verfolgung allenthalben aufgeſcheucht, nur noch an ſeinem Weibe hing, an ihr, der Theilnehmerinn ſeiner Schikſale dreißig Jahre hindurch, der Mutter ſeiner Kinder, der beraubten Mutter, dem Gegenſtande ſeines letzten Zutrauens und der ſteten Erinnerung an eine ſchwarze That; und dieſe muß ſein Elend auf die höchſte Stufe bringen, durch dieſe muß er ſeine Strafe leiden, ſie, ſie, die Einzige, muß ihm noch untreu werden! Und er ſoll noch dulden! Ach! alle menſchliche Kraft hat ihr Maaß, aller Begrif des Leidens hat ſein Maaß! Geht die Hand des Schikſals darüber, dann helfen keine Grundſätze mehr; da hilft nicht mehr der

natürliche Instinkt der Selbsterhaltung! Rousseau lebte nur durch Liebe; der Saft seines Lebens war dahin, und der gewelkte Baum sank nieder durch sein eigenes Gewicht, ohne das nächste Lüftchen abzuwarten, das die Erde von der forthin unnützen Last ohne dies würde entladen haben! — — Wenn, sage ich, Fr. v. St. Rousseaus Selbstmord so motivirt, so darstellt; kann dann ihre Behauptung für Anklage, für Beschuldigung gelten?

Aber wirft H. C. ein: „Ein Vergehen ist doch im„mer ein Vergehen, warum verzeihen, wo man frei „sprechen kann? man vermißt ein wenig das feine „moralische Zartgefühl, welches Nekkers Tochter „nie verläugnen sollte". — Verzeihung, wenn diese Worte mich an die Worte unsers Rousseau's erinnert haben, que toute la morale du pédagogue ne vaut pas le bavardage d'une femme lenlée. Sollte wirklich jeder Selbstmord ohne Unterschied in jeder nur möglichen Lage Verbrechen sein? Arria, die ihrem Pätus den Dolch reicht, der ihre Brust durchbohrte, sollte eben so schuldig sein, als es der große Nekker sein würde, wenn er itzt den öffentlichen und heimlichen Angriffen wider ihn erliegend, zugleich mit den Banden, die seine Seele fesseln, diejenigen lösen würde, welche die lokkern Fugen des Französischen Staatskörpers zusammenhalten! Hr. C. vergißt, daß es gerade die Tochter eines großen Mannes (aber nicht dieser selbst) ist, bei der er eine andre Mordifikation ihres moralischen Zartgefühles erwartet, als ich, meiner Einsicht nach, gerade aus dieser Zusammensetzung: „Nekkers Tochter! erwarte. Er erlaube mir indessen zu bemerken, daß bei der noch immer nicht allgemein entschiedenen Streitfrage: „ob edler die

Seele

Seele deſſen ſei, der Wurf und Pfeil des angreifenden Schikſals duldet, oder deſſen, der wider alle Heere des Elendes ſich rüſtet, und widerſtrebend es endigt"? auch unter den Weiſeſten ihres Geſchlechts einige hier mit Leſſing ausrufen dürften: „Beſſer mit Männern fallen, als mit Kindern „ſtehen"! Doch! brauchen wir das hier, um die Frau von Stael zu rechtfertigen? Ein Selbſtmord, der aus Wahnſinn geſchieht, den wird Hr. C. doch nicht für ein Vergehen halten; und worin iſt nun der Zuſtand der ſchwärzeſten Melancholie vom Wahnſinn unterſchieden? Will Hr. C. die Gränzen beſtimmen, will er behaupten, und gerade von R. behaupten, daß man bei übrigens geſunder Vernunft nicht über gewiſſe Gegenſtände, und in den Augenblikken, worin dieſe unſern Geiſt afficiren, deliriren können? Was hat denn eine ſolche an Wahnſinn gränzende Melancholie, ſo motivirt, wie es von der Frau von Stael geſchehen iſt, entehrendes für R's Andenken? In der That! ich ſehe ſo wenig das Entehrende, daß ich beinahe wieder mit Leſſing ausrufen möchte: „Wer „über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert, „der hat keinen zu verlieren"! Freilich! wenn Rouſſeau's Leben, ausgezeichnet durch die anhaltendſte Harmonie zwiſchen ſeinen Handlungen und Grundſätzen, erhaben über den Eindruk der Lagen und Schikſale, einem mächtigen Strome gleich, immer eine ebene Richtung gehalten, und nur zulezt durch dieſen Katarakt in einen Abgrund geſtürzt wäre, in welchem ſeine Waſſer zerſtiebten; dann wäre es eine unverzeihliche Inkonſequenz der Frau von St., ihm eine ſolche Inkonſequenz zur Laſt zu legen. Aber ach! wie viel fehlt daran!

Wie wenig ſtätig und haltſam war er bei ſeinen Vorſätzen! Mit welcher Unſicherheit und Abwechſelung geht er auf dem Wege, den nicht die Natur, er ſelbſt ſich vorgezeichnet hatte! Wie oft finden den wir ihn klein, niedrig in ſeinen Anmaßungen, indelikat in der Wahl ſeiner Vergnügungen, ſelbſtiſch, und ſogar der heiligſten Pflichten der Natur vergeſſend! Wird Hr. Campe daran zweifeln, wenn er die kürzlich erſchienene Folge ſeiner Konfeſſions geleſen hat? Wird er nicht mehr, als einmal, auf Handlungen geſtoßen ſein, wogegen ſein Selbſtmord, vorzüglich unter den Umſtänden, wodurch die Frau von Stael ihn begreiflich macht, wahrlich nicht das größte Vergehen ſeines Lebens ſein würde?

Die Frau von Stael hat ſich alſo an R's Schatten nicht verſündigt. Unſere ungemiſchte Bewunderung für ſeinen Charakter zu erwekken, daran mußte ſie nach Allem, was ſie von ihm wiſſen konnte, verzweifeln. Was ihr übrig blieb, war, uns zur Nachſicht, zum Mitleid, zur Liebe für ihn im Ganzen, und theilweiſe zur Achtung, aufzufordern. Und dies, iſt geſtehe es, ſind die Empfindungen geweſen, die dieſer an Genie ſo große, an Charakter aber doch immer mitunter kleine Mann durch die eigene Darſtellung ſeiner Empfindungs- und Handlungsart in mir hervorgebracht hat; und dieſen Eindruk konnte jene Behauptung der Frau v. St. keinesweges zerſtören. — Aber wenn ſich Frau von Stael an R. nicht verſündigt hat, ſo hat ſie ſich doch an dem leſenden Publikum verſündigt. So ſcheint Hr. C. die Sache hauptſächlich anzuſehen. „Ich für mein Theil, „ſagt er (S. 193), würde eine ſolche Beſchuldi-

gung

„gung gegen einen solchen Mann, auch wenn ich „die Beläge dazu in Händen hätte, zur Ehre der „Menschheit, so sehr ich könnte, unterdrükken zu „müssen glauben, weil es niemals frommen, wohl „aber in mancher Betrachtung schaden kann, die „Schwachheiten und Verirrungen großer Men„schen, die einen beträchtlichen Einfluß auf die „Denkungsart und Sittlichkeit ihrer Zeitgenossen „und die Nachwelt haben, ans Licht hervorzu„ziehen".

Es scheint hier ein Widerspruch in Hrn. Campens Behauptungen zu liegen. Zuerst will er, Frau von Stael habe ein von R's hämischen Feinden verbreitetes Gerücht bestätigt: itzt spricht er von ans Licht hervorziehen. Der Unterschied zwischen beiden Handlungen ist in Rükksicht auf die Moralität nicht unwichtig. Außerdem ist es falsch, daß dies Gerücht von R's hämischen Feinden verbreitet sei. Nicht alle Menschen denken über die Feigheit, die beim Selbstmorde zum Grunde liegen soll, mit Hrn. C. übereinstimmend; und mehr als Ein Anhänger R's hat wohl gar diesen Zug seines Lebens, als einen der hervorstechendsten, bewundert und gepriesen. Sodann hat Frau von St. für 40 bis 50 Freunde geschrieben, nicht für die Menge, sondern für Menschen, die selbst wägen, selbst denken, Personen und Umstände unterscheiden. Endlich aber scheint mir Hr. C. völlig den Standpunkt zu verkennen, aus dem R. betrachtet werden muß. Rousseau war ein großer Mann; allerdings! Niemand ist mehr, als ich, ein Verehrer seiner Verdienste. Aber R., groß in einzelnen Handlungen seines Lebens, groß an Geist und Talent, ist sich selbst zu ungleich, um als Mann

von Charakter je der Menge, als Beispiel, aufgestellt zu werden. Sein Leben wird nie die Vorstellung eines edlen und großen Mannes erwekken, dessen Bild, im Ganzen, zur Nacheiferung begeistert. Einzelne große, einzelne edle Gesinnungen wird er einflößen, aber schwerlich dem ganzen Charakter seiner Beobachter einen edlen Schwung geben. Dafür hat R. selbst gesorgt, indem er seine Konfessions geschrieben hat; dafür haben seine unwürdigen Vertrauten gesorgt, welche sie ans Licht gebracht haben. Mich dünkt daher, Hrn. C's Besorgnisse waren übertrieben. Ist Selbstmord bei ihm Abweichung von seinen eignen Grundsätzen — o wahrlich es ist nicht die einzige, nicht die schlimmste, die er begangen hat. Auch ist mir gar nicht bange, daß er viel Nachahmer finden dürfte. Und sollten sich ja einige Narren finden, die sich darum, nur darum vergiften, weil er sich vergiftet hat — o so mögte ich beinahe mit jenem Französischen Minister fragen: was war an ihrem Leben gelegen?

Die Frau von Stael hat also wohl keine schlechte That begangen, indem sie sich zwischen zwei vorhin schon bekannten Meinungen über R's Todesart gegen 40 bis 50 Freunde zu derjenigen bekannt hat, von der sie glaubte, daß sie ihrem Lieblinge mehr nachgeweinte Thränen verschaffen würde. Was ihr nun nur noch allein zur Last fallen kann, ist Mangel an Scharfsinn, oder Leichtgläubigkeit.

Hier könnte ich eigentlich abtreten; denn mich dünkt, die Forderung, die man an eine Dame, welche zur Unterhaltung für sich und ihre Freunde schreibt, in Rükſicht auf Forschungsgeist und Wahrheits-

heitsliebe machen kann, beschränkt sich darauf, daß sie nichts behaupte, was mit ihrer Empfindung und mit der Empfindung derer, für die sie zunächst schreibt, streitet, mithin daß sie die Regeln der moralischen Wahrscheinlichkeit nicht beleidige. Dies ist nicht geschehen; die Frau von St. durfte nach der Art, wie sie R. beurtheilte, fühlen, daß er dem Druk des Elendes erlegen. Mag doch immerhin von ihr gesagt werden, was man von Me. de la Sabliere sagte: Elle n'a jamais pensé, elle ne fait que sentir! — Weil aber Hr. C. ihr in der Folge Verhärtung gegen die Anerkennung eines offenbaren Irthums vorwirft, so muß ich seine Gründe etwas näher beleuchten.

Zuerst geht Hr. C. von dem Grundsatze aus: die Staelsche Behauptung sei so wichtig, daß sie nicht ohne die bündigsten Beweise geäußert werden dürfe. Diesen Grundsatz glaube ich entkräftet zu haben. Ich halte mit der Frau von St. dafür, daß die Behauptung, weder objectivisch noch subjectivisch betrachtet, in diesem einzelnen Falle sehr wichtig sei, daß folglich für Frau von St. keine Untersuchungspflicht vorhanden war, ob R. eines natürlichen Todes gestorben sei oder nicht? Sie durfte sich also nach Wahrscheinlichkeiten bestimmen, und zwar um so mehr, da sie bei der Erbitterung zwischen den beiden Parteien für und gegen R., mit denen beiden sie täglich umging, kaum ein ganz unbefangenes Zeugniß erwarten konnte. Während meines Aufenthalts in Paris hörte ich oft an einem Tage die allerwidersprechendsten Nachrichten über R's Lebensumstände; und wie auffallend muß nicht diese Ungewißheit werden, wenn man so viele der uns mitgetheilten Nachrichten

richten mit denjenigen vergleicht, die R. selbst über sich aufgezeichnet hat! Was sollte nun die Frau von St. in ihrem Urtheile bestimmen? wem sollte sie glauben?

Ein Genfer, der lange R's Freund gewesen war, erhielt von ihm einen Brief, worin R. einen Ueberdruß des Lebens äußerte. (Der Ueberdruß ist von der Gegenseite eingeräumt). Er befand sich wohl am Morgen des Tages, da er aufstand, und noch vor Abend ist er todt (wieder eingeräumt). Sobald er sich übel fühlt, er, der sein ganzes Leben hindurch so vielen körperlichen Leiden ausgesetzt war, so kündigt er dies letzte Leiden sogleich als die Ursache seines Todes an (wieder eingeräumt) Er entfernt fremde Personen von sich, nur sein Weib soll bei ihm bleiben (eingeräumt). Dies Weib heirathet wenige Zeit darauf einen schlechten Kerl, und geht endlich in ein völlig ausschweifendes Leben über (eingeräumt). Der Genfer Mouton und Nekkers Sekretär, stellen sorgfältige Untersuchungen an; sie erfahren, daß R., nachdem ihm die schlechte Aufführung seines Weibes bekannt geworden, acht Stunden lang hinter einander am Wasser nachdenkend gesessen, und sich darauf selbst seinen Kaffee zubereitet habe. Dies hört die Frau von St. von zwei Freunden R's, deren einer ihr lang erprobter Hausgenosse war, vergleicht es mit der Vorstellung, die sie sich von demjenigen machte, wozu sie ihn moralisch fähig hielt, und sollte nicht eine Thatsache glauben, die nach ihren Ideen R's Andenken nicht beschimpfte? Lassen Sie uns hören, warum?

1) Herr Campe sagt: die Worte, welche das Vorhaben, sich umzubringen, anzukündigen scheinen,

nen, hätten hergesetzt werden sollen, sonst ist anzunehmen, daß der Schein nur bloß ungewiß gewesen sei. Sehr richtig! Mehr verlangen wir auch nicht. R. soll nur geschrieben haben, was der Gegentheil anerkennt: „ich bin des Lebens satt, müde, ich wollte, daß es endete, u. s. w. und einige Tage darauf stirbt der Briefsteller plötzlich, unvermuthet. — Immer doch eine entfernte Anzeige!

2) Hr. Campe sagt: „(S. 195) Herr Mouton erhielt in der Schweiz diesen Brief einige Zeit vor R's „Tode; und doch soll das, was R. zum Selbstmorde „verleitete, sich erst einige Tage vor dem Tode ereignet haben. Er kündigte also sein Vorhaben an, „noch ehe es sein Vorhaben war; oder — welches „auf eins hinausläuft — er meldete also seinen „Entschluß noch ehe das, was ihn zu diesem Entschlusse bewog, vorgefallen war. Das mögte doch „ein handgreiflicher Widerspruch sein"! — Aber wenn man das, was Frau von Stael schrieb, unbefangen ansieht, so steht kein Wort von dem darin, was Hr. Campe ihr beilegt. Zuerst, woher nimmt Hr. Campe, daß Mouton in der Schweiz den Brief erhielt. Er war ein Genfer, aber darum wohnte er nicht gleich in der Schweiz, und auch nach Paris lassen sich von Ermenonville Briefe schreiben. Er schrieb an seinen Freund auf eine Art, die ein Vorhaben, sich das Leben zu nehmen, anzukündigen schien, heißt das: er kündigte dies als bestimmten Entschluß an? Ist denn zwischen dessein und resolution kein Unterschied? Sagt die Frau von St.; die Neigung seines Weibes zu einem schlechten Kerl habe ihm den Plan, sich zu entleiben, zuerst eingegeben; oder sagt sie

nicht

nicht vielmehr, seine anhaltenden Träumereien, seine häufigen Widerwärtigkeiten, seine aufgescheuchte Einbildungskraft, die Leere und das quälende Bedürfniß seines Herzens, hatten ihn lange dazu vorbereitet?

3) Herr C. sagt: „Wenn das angeblich genommene Gift stark genug war, ihn nach Verlust „einiger Stunden zu tödten; so konnte es unmöglich erst zu wirken anfangen, da er, nachdem „er es genommen, schon einige Stunden herumgegangen und nun wieder zu Hause gekommen „war". Wenn sich auch die Zeit, wann ein schnell tödtendes Gift zu wirken anfangen müsse, bei allen Konstitutionen auf gleiche Art bestimmen ließe; so sehe ich doch nicht ab, warum es so schnell habe wirken müssen, daß R. nicht vorher hätte ausgehen können. Ging doch Sokrates auf Anrathen des Giftmischers noch eine ziemliche Zeit im Kerker herum, bis ihm die Füße schwer wurden. Ist aber ohnehin erwiesen, wie lange R. herumgegangen sei, und daß er erst nach seiner Zuhausekunft die ersten Wirkungen des Gifts gespürt habe?

Der 4te, 5te und 6te Wiederlegungsgrund können zusammengenommen werden. Sie gehen dahin: „Die Gewährsmänner der beiden wichtigen „Umstände, daß 1) Rousseau die Niederträchtigkeit „seines Weibes einige Tage vor seinem Tode entdekt und 2) deswegen acht Stunden lang in tiefer „Schwermuth am Wasser gesessen habe, sind nicht „genannt. Sie hätten genannt werden müssen, um „ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen. Herr C. hat „sich darnach vergebens in Ermenonville erkundigt; „niemand wußte etwas davon. Die Zeugen sagen „ganz etwas anders aus. Aus ihrem Berichte

„erhel-

„erhellet, daß R. seinen Kaffee an diesem Tage „nicht selbst machte, daß Frau und Magd mit da„von tranken, ohne sich übel darnach zu befinden. „Endlich fingen, nach dem Zeugnisse der Erme„nonviller Einwohner die Liebeshändel der unwür„digen Frau unsers R. erst eine Zeitlang nach seinem „Tode an, konnten auch nicht eher anfangen, weil „der Kerl, der sich bewegen ließ, sich mit dem „alten Weibe zu beladen, es lediglich um ihrer „Pensionen, nicht um ihres alten-Gesichts wil„len that". —

Ich erinnere Hr. Campen an dasjenige, was er vorhin gesagt hat: „Wenn ich die Beläge zu R's Selbstmord in Händen hätte, so würde ich zur Ehre der Menschheit sie zu unterdrükken suchen". Er setze sich nun an der Hrn. le Presle, und Gerardins Stelle. Die Mühe, die sie sich gegeben haben, das Gerücht von R's Selbstmorde zu widerlegen, zeigt deutlich, daß sie gleiche Gesinnung mit Hr. Campen hatten; sie waren R's Freunde, sie sahen die ungerechte Beurtheilung und Schadenfreude seiner Neider und ungerechten Beurtheiler vorher. Seine Frau, seine Magd haben wohl nicht zur Ehre der Menschheit, aber aus Erziehungsvorurtheil und andern Ursachen, die ich gleich entwikkeln werde, gleichfalls alles anwenden müssen, um die Idee eines Selbstmordes zu entfernen. Dieses sind aber die einzigen Personen gewesen, welche bei R. kurz vor und nach seinem Tode zu gegengewesen. Würde Hr. C. es nun wohl der Frau von St. verdenken, wenn sie auf das Zeugniß dieser Personen über R's Todesart nicht viel hielt? Sind sie besser, als die Gewährsmänner der Frau von Stael, gleichfalls Freunde R's und seine Landes-

leute,

leute, die zwar nicht bei seinem Tode zugegen gewesen sind, aber gleich nachher sorgfältige Untersuchungen angestellt haben? Ist es vorzüglich der Frau von St. zu verargen, wenn sie bei dem Vorurtheil gegen die Aufrichtigkeit des de Presle und Gerardin, ihrem Hausgenossen, dem lange erprobten Sekretär ihres Vaters, der wahrscheinlich unter seiner Mitwirkung Untersuchungen anstellte, im Vertrauen auf die Kenntniß von seiner Sorgfalt, Unbefangenheit und Beurtheilungskraft Glauben beimaß! Giebt es nicht hundert historische Ueberzeugungen für eine, die nur auf persönliches Vertrauen zu einem dritten aber sorgfältigen Forscher beruhen? Kann Herr Mercier, kann Herr Campe eine andere Uberzeugung haben? Freilich diese nennen ihre Gewährsmänner, aber diejenigen, die sie anführen, erwekken die äußerste Präsumtion gegen ihre Glaubwürdigkeit.

Zuerst die Ermenonviller Einwohner, die Hr. C. ausfragen konnte. — Was erfährt man denn bei einem kurzen Aufenthalte an einem fremden Orte? Gesetzt, alle diejenigen, die Hr. C. abhörte, hätten die Wahrheit sagen wollen; sind hundert negirende Zeugen in Sachen die wahr sein können, ohne daß sie gerade diese gesehen haben, soviel werth, als ein einziger affirmirender? Aber läßt sich wohl unbefangene Wahrheitsliebe von Menschen erwarten, die von ihren Guts- und Gerichtsherren gestimmt sein können, die dem Rufe des Mannes zu schaden fürchten, nach dessen Grabe nicht ohne ihren Vortheil so häufig gewallfahrtet wird? Ein Virgil, auf dessen Grabhügel Freunde Lorbeern pflükken, muß in dem Munde des gemeinen Mannes immer ein Zauberer oder ein Heiliger werden.

R's

R's Frau (und auf ihrem Zeugnisse beruht beinahe alles, was Presles und Gerardin von den letzten Augenblikken R's wissen) ist in jedem Betracht eine höchst verdächtige Zeuginn. Ihre Denkungsart, ihr nachheriger Lebenswandel machen sie des äußersten Leichtsinns schuldig. Man wirft ihr vor, durch ihre Aufführung, ihren Mann zu dem schrekklichen Entschlusse bewogen zu haben. Wird sie wohl eine Wirkung haben bestätigen wollen, die so sehr auf die wahrscheinliche Ursach zurükführte? Mußte sie nicht den Verlust ihrer Pensionen, des Nachlasses ihres Mannes, endlich die Weitläuftigkeit einer gerichtlichen Procedur besorgen? Welche Frau von ihrem Stande wird gern mit einem Manne verbunden gewesen sein wollen, der sich selbst entleibt hat! Und nun gar eine solche, die sich so gern wieder an einen andern Mann bringen will!

Aber hauptsächlich, von welcher Art ist das von ihr abgelegte Zeugniß selbst? Ich bitte Hrn. C., die Schilderung, die uns R. selbst von ihren geringen Geisteskräften, von ihrem Mangel an aller Bildung, von seiner Art mit ihr umzugehen, entwirft, mit der interessanten Erzählung zu vergleichen, die sie dem Herrn le Presle von den letzten Augenblikken ihres Mannes geliefert hat. Wer wird die fremde Hand, das Zubereitete, Nachgeholfene darinn verkennen! Sie sieht dem Werke eines schönen Geistes, der einen modernen Sokrates nach Ausleerung des Gifthechers seinen Schülern noch ein lehrreiches Beispiel von Standhaftigkeit und Heiterkeit des Geistes geben lassen will, ähnlicher, als dem Betragen eines Mannes, der in wenig Stunden von guter Gesundheit zum Tode über-

übergeht. Ich für mein Theil gebe nichts auf dieſe gekünſtelte von mehreren Händen verſchieden bearbeitete Erzählung, welche längſt bekannt, aber auch von den beſten Köpfen unter R's Freunden immer als eine ſchöne Fiktion betrachtet iſt.

Die Magd — Ja! ihr Zeugniß wäre von viel größerem Gewicht. Aber auffallend iſt es, daß ihre Ausſage nirgends angeführt iſt. Die Behauptung, ſie habe von dem Kaffee, den R. am letzten Morgen ſeines Lebens nahm, mitgetrunken, kömmt aus dem Munde des de Preſle. Gerardin, de Preſle — beide wollen, wünſchen, daß R. eines natürlichen Todes geſtorben ſei. Beide wiſſen das Meiſte von dem, was ſie wiſſen, aus dem Munde der Frau. Der erſte iſt nach dem, was Hr. C. ſelbſt von ſeinen Lebensumſtänden anführt, gewiß kein vollgültiger Zeuge. Ein Schwärmer, der ſich ſogar zum Falſchmünzen verleiten läßt. Außerdem aber muß uns ſein ganzer Charakter um ſo zweideutiger ſcheinen, da es nunmehr höchſt wahrſcheinlich iſt, daß er die Folge der Konfeſſions dem heiligen Verbote ſeines Freundes zuwider vor der Zeit ins Publikum gebracht hat. De Preſle iſt Verfaſſer des Aufſatzes über R's letzte Stunden, und ich frage jeden unparteiiſchen Richter, ob man einem Manne, der auf die Angabe eines an Verſtand und Herzen unglaubwürdigen Weibes Alles ſo ſehr ins Schöne zu treiben ſucht, ein unbefangenes Urtheil über eine Handlung zuſchreiben werde, die er dem Andenken ſeines Freundes nachtheilig hielt!

Wie unſicher die Beſtimmung der Zeit ſei, in welcher die Liebeshändel der unwürdigen Frau unſers R's nach der Ausſage der Ermenonviller Einwohner angefangen haben ſollen, mag Hr. C. daraus

abneh-

abnehmen, daß Hr. Mercier sie auf wenige Wochen nach R's Tode, die Gräfinn Vassy aber auf ein Jahr hernach setzt.

Das „alte Gesicht" von R's Frau dürfte wenig beweisen. Eine Frau, die bereits drei Wochen nach ihres Mannes Tode auf öffentlichen Gelagen tanzt, deren Aufführung ein Jahr hernach zum Skandal wird, die kann sich auch schon bei Lebzeiten ihres schwächlichen Mannes Hofnung auf seinen nahen Tod, und kein Gewissen daraus machen, einen Liebhaber zu bezahlen. Die Mittel dazu hatte sie in Händen. R. ließ ihr die Pension, die ihr Rey gegeben hatte, und er sagt bei dieser Gelegenheit: „J'etois bien éloigné de tirer un profit direct pour moi même des cadeaux, qu'on lui faisoit. Elle a toujours disposé de tout elle même. (Suite des Conf. Ed. de Geneve p. 260).

7) Hr. le Begue de Presle soll versichern, daß „R. sechs Tage vor seinem Ende noch Plane, Pro„jekte, Aufträge für ihn gehabt habe". Gesetzt, das Zeugniß wäre ganz unverdächtig: wer weiß, ob R. sechs Tage vor seinem Ende schon den festen Entschluß gefaßt hatte, sein Vorhaben auszuführen?

8) Endlich sagt Hr. Campe: „Was aber die „Sache außer allen Zweifel setzt, ist dies: daß Hr. „von Gerardin den Körper seines entseelten Freun„des dem ausdrüklichen Verlangen desselben gemäß, „in seiner und Hrn. le Begue de Presle Gegenwart „von Wundärzten zergliedern und über die gefun„dene natürliche Ursache seines Todes ein Proto„koll aufnehmen ließ, welches um so weniger Miß„trauen erwekken kann, da die Vermuthung, R.

„habe seinen Tod durch Gift beschleunigt, niemand„den damals in den Sinn gekommen war".

Die Vermuthung hat sich gleich nach seinem Tode verbreitet. Dem Genfer Mouton, dem Nekkerschen Gewährsmann, war sie allerdings in den Sinn gekommen; und drängt sie sich nicht bei einem jeden auf, der von dem plötzlichen Tode eines höchst unglüklichen melancholischen Mannes hört, der schon lange des Lebens satt und müde gewesen ist? Daß N. seine Sektion befohlen habe, beruht bloß auf der Aussage seiner Frau. Sonderbar ist es, daß er, der in seinen Schriften über den Verdacht seiner Feinde klagt, als habe er sich durch seine Ausschweifungen seine Schwachheit zugezogen, er, der sonst Alles aufschrieb, des Wunsches, secirt zu werden, nicht erwähnt. Daß nur seine Frau diesen Befehl erhielt, ist eben so sonderbar; und wer aus seiner Julie seinen Respekt für Leichen kennt, kann kaum an dessen Wahrheit glauben. Das Protokoll ist bloß von Wundärzten aufgenommen, die, wenn sie nicht besonders auf Sektionen beeidigt sind, gar nichts, und wenn die Besichtigung nicht im Beisein einer Gerichtsperson vorgenommen ist, nie vollgültig beweisen. Beiläufig kann sich Hr. C. mit mir Glük wünschen, daß wir in Ländern leben, wo uns kein Zweifel gegen die Richtigkeit und Genauigkeit von Besichtigungsprotokollen einfällt, selbst dann nicht, wenn Freunde, nicht das Gericht, die Besichtigung veranlaßten.

Was ich hieraus folgere, ist dies: — Von beiden Seiten beruht alles auf Wahrscheinlichkeiten. Diese mögen auf Seiten des Hrn. Rath C. größer sein, als auf Seiten der Frau von St.,

welches

welches ich gern zugebe; so sind sie doch keines-weges bis zu dem Grade von Gewißheit gebracht, um für eine junge geistreiche Dame, die nicht als Kriminalrichter urtheilt, und es wahrscheinlicher und interessanter findet, daß R. seinen Tod beschleunigt habe, eine Glaubenspflicht nach sich zu ziehen. Diese wird, wenn sie Zweifel findet, um so mehr ihrem Herzen folgen, als sie sich überzeugt hält, der Gegentheil müsse doch immer den unglüklichen R. entschuldigen. Sie wird also, wenn sie über ihre Meinung angegriffen wird, ungefähr wie der Vicaire Savoyard über einige wichtigere Dinge antworten: Ist R. wirklich natürlichen Todes gestorben, desto besser für die Gegenpartei; ist er's nicht, so kann sie sich auch dabei beruhigen.

Ganz in diesem Sinne hat denn auch die Frau von St. gehandelt, als die Gräfinn von Vassy, geborne Gerardin, sie mit Gründen, welche den Campischen an Stärke und Ausführlichkeit nicht gleich kamen, ihres Irrthums in Ansehung der Behauptung über R's Selbstmord überführen wollte. Hier ist ihre Antwort:

Un Genevois, Secretaire de mon Pere, Madame, et qui a passé la plus grande partie de sa vie avec Rousseau; un autre, Madame, nommé Mouton, homme de beaucoup d'esprit et confident de ses dernieres pensées, m'ont assuré ce que j'ai écrit; et des lettres que j'ai vues de lui peu de tems avant sa mort, annonçoient le dessein de terminer sa vie; voilà ce qui peut excuser mon erreur, *car c'est ainsi que j'appelle une opinion que Vous combattez.* Je pensais à joindre votre lettre à celles, que j'ai écrites sur R. Mais quelques mots de bonté qui s'y trouvent, m'ont fait craindre

qu'on ne me ſoupconnât de m'être plus occupée de publier Votre ſuffrage, que de juſtifier R. Eſt, ce le juſtifier en effet, et jugerez — Vous ſevérement une faute qui porte avec elle une ſi grande excuſe, le malheur qui peut y entrainer? Vous, Madame, qui n'êtes environnée, que de gens qui Vous aiment, ces profondes douleurs ne peuvent Vous être connues; mais Vous avez un coeur qui doit les concevoir et les pardonner. Je crois donc, que, ſi je me ſuis trompée, je n'ai pas fait tort à la memoire de R. D'ailleurs cet ouvrage connu ſeulement de mes amis, ne merite pas d'être corrigé, ce ſeroit lui donner une importance qu'il ne peut avoir, et qu'il n'aura jamais. Agréez, Madame, mes rémercimens, pardonnez moi de n'avoir pas, comme je l'aurois deſiré, rendu hommage au grand homme que Vous avez aimé. Si je lui avois connu ce bonheur, j'aurois eté certaine, qu'il n'avoit pas quitté volontairement la vie.

Hr. Campe verkennt über die Urbanität der Wendung dieſes Briefes völlig deſſen Sinn, und mich dünkt ein wenig mit Unrecht. Er ſagt: die Frau von St. habe mit einer Hand ein Geſtändniß ihres Irrthums gegeben, und mit der andern es wieder zurükgenommen. Aber dies iſt nicht der Fall. Die Frau von St. ſagt: ich mögte nicht gern mit Ihnen ſtreiten, ich mögte nicht gern eine Aenderung mit einer Schrift vornehmen, die nur für wenig Freunde beſtimmt iſt. Am Ende, wenn ich mich geirret habe, was iſt daran gelegen? Sie ſelbſt, wenn Sie meine Meinung als die richtige annehmen, Sie müſſen R. entſchuldigen. So wie ich ihn mir dachte, war er unglüklich, er erlag dem Druk des Elends und glaubte ſich von aller Welt verlaſſen

verlassen. Hätte ich gewußt, daß er das Glük gekannt hätte, von Ihnen geliebt zu sein, ich würde mich für Ihre Meinung bestimmt haben.

Die Frau von St. hat also nichts eingeräumt, sie hat nur die Sache zu vergleichen gesucht. Hr. C. meint, sie hätte dies nicht thun dürfen, und ein solches Ausbeugen mit einem artigen Kompliment „möge wohl vornehm gedacht sein, sei aber, mit Paul Werner zu sagen, bei seiner armen Seele, auch sehr abgeschmakt gedacht". So wie ich die Frau von St. kenne, bin ich überzeugt, daß, wenn ihr diese Apostrophe des Hrn. Raths Campe zu Gesicht käme, sie vielleicht allen ferneren Artigkeiten mit Stillschweigen, Lächeln, und der tiefsten Verbeugung aus dem Wege gehen würde. Sollte sie aber eine Franziska bei sich haben, und ein wirklicher Paul Werner sich so gegen ihre Dame vergehen, so fürchte ich, daß sie ihm antworten mögte: „daß gewisse Gewürze gewissen Leuten nur darum abgeschmakt scheinen, weil sie zu selten auf ihre Tische kommen" — *).

Celle am 2 Febr. 1790. v. Ramdohr.

*) Der Hr. Verfasser hat uns auch noch einen interessanten Aufsatz über Rousseau, zufolge der itzt erschienenen neuen Confessions, zugesandt, welcher nächstens wird geliefert werden, und manches über diesen berühmten und unglüklichen Mann noch näher aufklären wird. A. d. H.

5.

Geheime Gesellschaften.

Des Herrn Hofrath Zimmermann in Hannover Gesellschaft der Aufklärer in Berlin.

Es war der Plan (man s. März, S. 258), daß erst noch von einigen ältern Geheimen Gesellschaften sollte Nachricht ertheilt werden. Aber wegen eines ganz neuen Vorfalls muß itzt eine Aenderung Statt finden. Der Senforden und die Dukatengesellschaft mögen noch eine Zeitlang ruhen; und Herr Hofrath, Ritter, Leibarzt u. s. w. (von) Zimmermann in Hannover mag stattdessen auftreten. Nicht als Stifter einer neuen Gesellschaft, sondern als witziger und phantasiereicher Erfinder derselben! Es ist nehmlich schon öfter angemerkt worden, daß, um diese Seltsamkeiten ganz kennen zu lernen, man auch auf die allergeheimsten Gesellschaften, nehmlich die, welche gar nicht existiren, sondern bloß von müßigen Köpfen erdacht werden, Rükſicht nehmen müsse. Zwar scheint es, als wenn kein großer Scharfsinn dazu gehöre, so etwas zu erdichten; indeß, geben sich doch, aus mancherlei Ursachen, allerlei Leute damit ab. Die gewöhnlichen armen Teufel thun es aus Geld- und Ruhmsucht; ein höherer Geist hat schon edlere Absichten; er sucht allenfalls einige ehrliche Leute zu verläumden, eine gute Sache anzuschwärzen, u. dergl. Genug, neulich (März, S. 265) lernten wir einen solchen Erdichter in Adam Friedrich Geisler dem Jüngern kennen; diesmal einen

einen andern, in — Johann Georg Zimmermann dem Aelteren *).

Die Berlinische Aufklärungsclique, Aufklärungssynagoge, Aufklärerbande, und wie die witzigen Namen weiter heißen; die entweder mit der Berl. Monatsschrift völlig Eins ist, oder von deren Herausgebern doch gestiftet worden: so heißt die sinnreiche Erfindung des Herrn Zimmermann. — Er trägt sie ausführlich in seinem neuen Werke über Friedrich den Großen vor. König Friedrich sagte ihm ein paarmal, nachdem Er seines Rathes und seines Löwenzahnes satt hatte: „Ich will euch nicht länger aufhalten, eure Kranken nicht länger eurer Hülfe berauben". Hr. Z. fühlte das Feine in dieser Ironie nicht; sondern beschäftigte sich noch nach des Königs Tode, und noch itzt immer fort, zum offenbaren Nachtheil seiner Kranken, mit der Regierungsgeschichte und der Staatsverwaltung des großen Königs. Das Lächeln und das Lachen, welches seine zwei Schriften über diesen Gegenstand erregt haben, ist bekannt; itzt tritt er mit einem größern Werke **) hierüber auf, das zugleich jene zwei Schriften enthält. Die Materialien in diesem Buche sind sehr

*) Zum Unterschiede von dem Herrn Hofrath Zimmermann in Braunschweig. Zwar, wer könnte sie verwechseln? Dieser ist als ein Untersucher, Herr Zimmermann der ältere als ein Erdichter berühmt; der erste durch Wahrheit, der andre durch — — —

**) Fragmente über Friedrich den Großen zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung und seines Charakters. Von dem Ritter von Zimmermann, plen.

verschieden. Einige Nachrichten sind dem Hrn. Hofrath von angesehenen Staatsmännern zugekommen; und er hat wahrscheinlich nach reifer Ueberlegung gefunden, daß sie so dringend und nöthig der Welt mitzutheilen waren, daß selbst Indiskretion und Undelikatesse dagegen nicht in Anschlag kommen konnten. Indeß scheint auch hierin manches unrichtig zu sein: es sei nun, daß sein Gedächtniß ihn betrog, oder daß er selbst diese Nachrichten nicht recht verstand. Was er vom Seinigen hinzugefügt hat, kennt man aus den beiden frühern Schriften. Die Reflexionen und Urtheiler zwischen den Erzählungen sind — wenigstens auffallend; die eigenen Erzählungen — wenigstens neu, wenn auch nicht richtig; die Worte und Thaten des Hrn. Hofraths beim König — wenigstens seltsam, wenn auch nicht wichtig; und der ganze Geist, der aus diesem Buche hervorleuchtet, — wenigstens ganz der Geist eines irrenden Ritters, der sich weder dem moralischen Zwange, noch den Fesseln der Logik unterwirft.

Vorzüglich, weiß man, war die gute Stadt Berlin bei dem Herrn Hofrath in Ungnade gefallen. Er nannte zwar selbst eine Menge guter Menschen hier; er rühmte selbst die Tugenden, die er 1771 gesehen, und deren Früchte er genossen hatte: aber dennoch fällte er über die von ihm erdichtete hiesige Sittenlosigkeit ein gräßlich-schauderhaftes Urtheil, und malte es ausführlich mit den

plen. Tit. Leipzig in der Weidmannischen Buchhandlung, 1790, drei Bände in 8. I Band: 358 Seiten; III, 352 S.; III, 412 S.

den grellsten Farben aus *); wie er überhaupt die umständliche und helle Malerei in gewissen sonst gewöhnlich verschleierten Dingen zu lieben scheint. Man erstaunte über diese unerhörten Nachrichten, und die sich darauf gründende Beschuldigung; aber H. Z. trotzte in seinem Feuereifer, der kein Verschonen kennt, aller Nachsicht, aller Freundschaft, aller Dankbarkeit. Berlin und die Welt mag untergehn, wenn nur der Hr. Hofrath Gerechtigkeit handhaben kann! — Indeß begegnete ihm hierbei ein kleines Unglük. Es war an der ganzen Sache nichts wahr; welches in der That bei einer so umständlichen Beschreibung keinen unbedeutenden Umstand ausmachte. Da auch der Herr Graf von Herzberg Sich herabließ, ihm die Unwahrheit aller seiner Erzählungen und Beschuldigen anzuzeigen; so mußte er sie endlich wohl, als Träumerei und leeres Hirngespinnst zurüknehmen. (Man s. das neue große Werk, B. III, S. 241.)

Aber, woher kam denn in des Hrn. Z. Seele diese große Erbitterung gegen die gute Stadt Berlin? Doch nicht bloß desfalls, weil, wie er B. III, S. 33 zugleich sehr naiv und sehr bitterböse erzählt: „man sich in Berlin die Trauerkleider kaufte, sobald der König Hrn. Selle entlassen, und Hrn. Z. hatte rufen lassen“? Denn gesetzt auch, daß man in Berlin geglaubt habe, Hr. Z. werde den König nicht heilen; so ist darum doch Berlin noch kein unmoralischer Ort. — Daß man in Berlin, wie anderswo, über seine beiden frühern Schriften lachte, ist ja auch kein Beweis von Sittenverderb und

*) Man s. Berl. Monatssch. 1788, Jul. S. 24, 25.

und von Himmelsstürmerei. Hat doch Hr. Z. selbst sich durch dies Lachen belehren lassen, und manche auffallende Stelle darnach geändert! — Indeß, scheint der Hr. Hofrath mit verdoppelter Erbitterung nun das, was er über Berlin zurüknehmen mußte, auf einige Berlinische Gelehrte, oder wie er sie nennt, Aufklärer, anwenden zu wollen; und er liefert von diesen, und ihren Verbindungen, und ihren Planen, höchst umständliche Nachrichten. Er scheint hiebei nicht das ihm ehemals begegnete Unglük bedacht zu haben; denn wie, wenn nun seine Erzählungen über diese Berlinischen Aufklärer eben so irrig und unwahr wären, als jene Beschuldigungen Berlins? Wie, wenn unser irrender Ritter abermals mit bloßen Windmühlen, die er selbst gezimmert hat, stritte? Er wird dann freilich seine Irrthümer in einer neuen Auflage zurüknehmen; aber wo bleibt dabei die ritterliche Treu? — Wir wollen also sehn!

Die Berlinische Aufklärungsclique muß nun alles entgelten, was dem Hrn. Z. nur irgend Böses widerfahren ist. Er erhebt dieses Wesen oder Unwesen zu einer wahren Geheimen Gesellschaft, die, sehr thätig, sehr weitverbreitet, zu sehr heillosen Planen wirkt; zu deren Zertrümmerung er sich ausersehen hält, ja die er schon glüklich erlegt zu haben glaubt. — Was hat es denn mit dieser Gesellschaft für eine Bewandniß?

Die erste Frage hierbei ist wohl: was nennt Hr. Z. Aufklärung? Diese Frage ist aber so leicht nicht zu beantworten; welches in der That Wunder nehmen muß, da Hr. Z. in seinem Buche so sehr viel von der Aufklärung spricht. Es nimmt um so mehr Wunder, da sein ganzes Räsonnement gegen die

Berl.

Berl. Monatsschrift gerichtet wird, in welcher gerade dieser Begrif richtiger und bestimmter, als in irgend einem deutschen Buche, durch zwei große Philosophen entwikkelt ist: durch Kant und durch Moses Mendelssohn. Indeß, Hr. Z. geht, oder vielmehr schwankt, hierbei seinen eigenen Weg. Bald ist ihm die Aufklärung etwas sehr Gutes, bald wieder das Abscheulichste, was je die Welt verunreinigt hat. Er lobt den verstorb. Staatsminister von Münchshausen als einen Mann von aufgeklärter Frömmigkeit (II, S. 298); lobt Friedrich, daß er Licht verbreitet hat (III, S. 130); spricht, lobend, von den Ländern, die aufgeklärter als Oestreich sind (III, S. 117); und setzt geradezu die Aufklärung dem Aberglauben entgegen (ebendas.). Er selbst spricht (I, S. 200) spottend über das Mährchen von der weißen Frau, wie ein Aufklärer; und wie lange vor ihm, im allerersten Stükke der von ihm so sehr verachteten Berl. Monatsschrift, darüber, und nicht bloß spottend, gesprochen ward. An andern Stellen hingegen ist Aufklärung und Aufklärer bei ihm das bitterste Schimpfwort. II, S. 274: „seichte „Höflinge, Aufklärer, Stallknechte, und Küchenbediente"; und an hundert Stellen mehr. Auch verliert er bald die philosophische Aufklärung ganz aus dem Gesicht, und sieht dies Wort bloß als Schimpfwort an. Will er einen schlechten Regisseur schimpfen, so nennt er ihn II, S. 73: „ein andrer Französischer Aufklärer Berlins". Der verächtliche Verfasser des Lexikons aller Anstößigkeiten, Pralereien, u. s. w. über Friedrich II, zu Wien (wie kömmt es doch, daß Hr. Z. sogar elende, und zum Theil schon vergessne, Schriften

anführt,

anführt, um an ihnen zum Ritter zu werden?) heißt II, S. 330: ein „Oestreichischer Aufklärer". Zum weitläuftigsten ergießt sich die Zimmermannsche Galle über die Aufklärung in dem 31 Kap. im III Bande. Nach manchen abscheulichen Beschuldigungen gegen die Aufklärung und die Aufklärer, scheint dem Hrn. Hofrath selbst sein Gewissen zu sagen, daß es etwas schwer zu bestimmen sei, wowovon er denn eigentlich rede. Und siehe da, Er, dieser große deutsche Schriftsteller, muß, um sich deutlich zu erklären, seine Zuflucht zur Französischen Sprache nehmen. Zufolge seiner eignen Uebersetzung III, S. 285 will er nicht die wahre Aufklärung (le progrès des lumieres) tadeln; sondern nur die wilden blinden Stürmer, die Berlinischen Aufgeklärten (les Illuminés). Es geht aber dem Herrn Hofrath hier so unglüklich mit der Französischen Sprache, wie oben mit der historischen Wahrheit. Illuminés sind nicht, wie der Herr Hofrath zu glauben scheint, Illuminaten. Illuminés heißen mitnichten Aufklärer und Vertheidiger der Vernunft, oder wie Hr. Z. sie nennt, wilde Dragoner, Deisten, und Religionsstürmer; sondern Illuminés sind, wie er aus dem ersten besten Lexikon hätte sehen können, „mit Visionnaires einerlei: sind Menschen, die sich besondrer „göttlicher Offenbarungen, Erscheinungen, Träume, u. dergl. rühmen; Fanatiker; Schwärmer „in Religionssachen". Dies konnte der Hr. Hofrath schon aus dem bekannten Catholicon lernen; und aus der Kirchengeschichte, wo solche Illuminirte in Spanien um das J. 1575 auftraten; und, da Er doch dergleichen Broschüren sonst sehr zu kennen scheint, aus dem Essai sur la Secte des Illuminés, 1789, 8.

Da

Da man also weder durch sein Deutsch noch Französisch lernt, was er eigentlich will, so kömmt es desto mehr auf die Thaten und Unthaten an, welche er den Berl. Aufklärern zur Last legt. Und so behauptet dann der Hr. Hofrath — man traut kaum seinen eigenen Augen, wenn man es liest — III, S. 289 mit vieler Heftigkeit und rhetorischen Wendungen: daß „zu der hellen kekken und freien Menschenvernunft in England", ferner „zu der Zerstörung der Bastille in Paris, die Berlinische Aufklärung nicht das Geringste beigetragen habe"! Das Faktum ist nun freilich wohl unläugbar; und es wäre zu wünschen, daß alle andere Fakta in diesen Fragmenten eben so zuverläßig wären: aber wundern muß man sich ein wenig, warum Hr. Z. sich bei Erhärtung dieser ausgemachten Wahrheit so sehr ereifert. — Das also haben die Aufgeklärten nicht gethan: und es wird ihnen ja wohl zu vergeben sein, daß sie nicht bis nach Frankreich und England hinwirkten; was haben sie denn nun eigentlich verbrochen? Hr. Z. findet zuweilen für gut, die Berlinischen Aufgeklärten zu beschuldigen: daß sie Friedrichs des Großen Ruhm hätten schmälern wollen. Dies behauptet er bei jeder Widerlegung des Grafen Mirabeau über diesen Punkt, weil er nie M. ohne seine vorgeblichen Berliner Freunde nennt. Z. B. II, S. 84, 85, „Aber so gründlich und tief auch Friedrich hierüber „dachte, so väterlich, so zärtlich und aufrichtig er „auch hierin für die weit größere Zahl seiner Untertha„nen sorgte, so allgemein und dauerhaft ist und bleibt „doch gegen ihn nicht nur etwa das Geschrei der Kurz„sichtigen, sondern selbst das Vorurtheil vieler deut„schen Gelehrten, die vor den gewaltigen Kräften des „großen Grafen von Mirabeau ihre Häupter neigen".

Zurei-

Zuweilen aber findet Hr. Z. wieder für gut, seine aufgeklärten Gegner zu beschuldigen, daß sie Friedrichs Lob schwärmerisch übertrieben. So gleich Anfangs I, S. 6: „Einige wilde Preußische Schwärmer haben geglaubt, sie seien Patrioten, wenn sie diejenigen, die irgend einen Fehler oder irgend eine Schwäche des großen Königs öffentlich erzählen, für Nichtswürdige erklären". Und III, S. 145: „Daß man noch sogar häufig glaubt, man müsse von einem so großen König gar nicht sprechen, wie von einem Menschen". Und vorzüglich am Ende, wo er schamlos genug ist, die Freunde der Aufklärung zu beschuldigen, daß sie Friedrich vergötterten, um seinen vortreflichen Nachfolger anzuklagen. — Wie nun beides, das ungerechte Tadeln und das übertriebne Lobpreisen Einer und derselben Person sich bei den Aufklärern zusammen finden könne, mag Hr. Zimmermann selbst aufklären.

So wenig kömmt man damit ins Reine, was die Aufklärer eigentlich sind, und was sie vorhaben. Daß sie aber gar böse abscheuliche Leute sind, versteht sich von selbst. Vorzüglich sind sie gegen Hrn. Z. sehr böse. Sie hegen gegen ihn den entsetzlichsten Neid. I, S. 15: „Meine Beobachtungen (!) vor dem Lehnstule des Königs waren überall, und zumal in Berlin, ein gar schmerzhafter Dorn in den Augen vieler gelehrten Herren, die es mir durchaus nicht verzeihen wollen, daß ich vor diesem Lehnstuhl stand". Und selbst, indem er da stand III, S. 62, dachte er, wie der Neid itzt darüber zähnknirschen würde, daß er da stand. Da Hr. Z. es sagt, so wird es wohl wahr sein; sonst aber ist nicht recht einzusehn, warum gerade ihn dieser Neid treffen mußte: da während Friedrichs 46jähriger Regierung so ungemein viel Menschen, kluge und thörichte,

thörichte, gute und schlechte, vor dessen Stuhle standen; da selbst manche der aufgeklärten Berliner gleichfalls vor Friedrich gerufen worden, ohne daß sie gerade nöthig erachtet, ihre „Unterredungen mit Ihm“ drukken zu lassen. — Ihr Neid ist indeß sehr gefährlich; denn sie denken an nichts geringers, als die beneideten großen Männer zu . . . . ermorden. Ja, ja! zu ermorden! so unglaublich es auch klingen mag! Hr. Z. eröfnet gleich im Eingange seines Werks I, S. 6, daß er selbst von diesen „wilden Preußischen Schwärmern „mit dem Tode bedrohet worden ist“. Er versichert, (III, S. 326) daß „die Berlinische Legion ihm Mord und Vernichtung drohe“. Ja er giebt sogar von wirklichen Mordplanen der hiesigen Gelehrten Nachricht. Er erzählt (I, S. 187): „daß nach Sulzern, seinem Landsmanne, in Berlin zur Nachtzeit sei geschossen worden, und daß ihm die Kugel dicht vor dem Kopfe vorbeiflog“. Herr Z. weiß ganz sicher, daß es kein herabfallender Ziegel und kein Steinwurf, sondern eine abgeschossene Kugel war: daß die Kugel Sulzern wirklich galt, denn da es Nacht war, könnte man ihn für einen Andern genommen haben; daß endlich dies kein Wahnsinniger oder ein mörderischer Räuber that, sondern daß es von Sulzers „gelehrten Widersachern“ in Berlin“ geschah. Endlich heißt es III, S. 282 ausdrüklich: „Auch wären wohl einige wilde Mitglie„der Berlinischen Aufklärungssynagoge nicht abgeneigt, „gewissen Leuten in Berlin die Köpfe abzuhakken und „sie auf Stangen zu stekken“! — Wie großmüthig und heroisch, daß Hr. Zimmermann, recht wie es einem wahren Ritter gebührt, sein Leben und seinen Kopf daran wagt, diese gelehrte Mördergrube aufzudekken! Wenn er nur nicht seinen

Kopf darüber verliert; das Leben wird er freilich wohl behalten.

Diese Aufklärungssynagoge nun — so nennt Hr. Z. die von den Herausgebern der Berl. Monatsschrift gestiftete geheime Verbindung, wahrscheinlich zur gerechten Bestrafung dafür, daß sie auch Moses Mendelssohn und Markus Herz und David Friedländer unter ihren Freunden zählen — diese geheime Gesellschaft hat, wie Hr. Z. lehrt, ein gar gefährliches Komplott gemacht: und zwar

1) mit dem Grafen Mirabeau. Es wäre ekelhaft abzuschreiben, wie oft Hr. Z., wenn er Mirabeaus Namen nennt, immer dabei von dessen Berlinischen Freunden, Berl. Helfershelfern, Berl. Federführern spricht; und wie er am Ende der Berl. Monatsschrift sogar ein Staatsverbrechen daraus macht, eine M. betreffende Nachricht mitgetheilt, und eine des Hrn. Z. eigenem Geständnisse nach vortreffliche Stelle von M. geliefert zu haben. Auch soll hier nicht wiederholt werden, was dem Hrn. Z. vor einem Jahre wirklich unwiderleglich, hierauf geantwortet ist (Berl. Monatsschr. 1789 April von S. 379 bis 395). Nur zur völligen Beendigung dieser Sache mag folgendes Glaubensbekenntniß, als unsre letzte Erklärung hierüber, hier stehen.

a) Wir glauben, daß Graf Mirabeau die Französische Uebersetzung der berüchtigten und elenden „Geheimen Briefe" nicht gemacht hat. Er hat sie öffentlich abgeläugnet; und Hr. Z. hat keinen Grund angegeben, aus welchem er sie ihm beilegt. — Die Sache ist übrigens itzt kaum mehr der Rede wehrt, seitdem von M. ein viel schamloseres Buch erschienen ist.

b) Wir glauben, daß in M's Werke sur la Monarchie Prussienne manche gute Stellen, treffende Betrach-

Betrachtungen, und sehr schöne Einkleidungen guter und wahrer Bemerkungen stehn. Eine der besten Stellen im ganzen Buche ist ohne Zweifel die im Febr. 1789 (S. 127, f.) übersetzt gelieferte politische Betrachtung in allgemeiner Rüksicht über den Preußischen Staat. — Nennt doch Hr. Z. diese Stelle selbst schön; und führt er doch selbst mit begeistertem Lobe noch manche andre Stelle aus diesem Werke an!

c) Wir glauben, daß aber auch in dem nehmlichen Werke „viele und große Unvollkommenheiten, unrichtige Angaben, falsche Urtheile, falsche Räsonnements, unüberlegte Aeußerungen, und überhaupt manches vorkommt, wobei man sich nicht immer des Lächelns, ja oft nicht des Unwillens erwehren kann". Gerade, wie wir dies alles schon in der angeführten Stelle, Febr. 1789, S. 128, 129 gesagt haben.

d) Völlig thöricht aber, und ein Beweis der weitgetriebensten Französischen Impudenz, ist (weil Hr. Z. doch auch öfter davon redet) M's Brief an König Friedrich Wilhelm II.

So thöricht und lächerlich aber auch die vielen aus Unwissenheit entstandenen Fehler in diesen beiden Schriften M's sind; so ist es nicht minder thöricht und lächerlich, wenn ihn Jemand widerlegen will, der den Preußischen Staat eben so wenig als M. kennt, und der von politischen und staatswirthschaftlichen Dingen bei weitem nicht einmal soviel als M. versteht. Wenn man über eine solche Widerlegung lacht, so will man darum nicht des widerlegten Schriftstellers Partei in allem nehmen. So auch, wenn man über eine ungeschikte und kenntnißlose Charakterisirung Friedrichs und Lobpreisung Friedrich Wilhelms lacht, will man darum nicht die genannten großen Fürsten als minder lobwür-

dig vorstellen. Sollte Hr. Z., so religiös er auch ist, nie über eine schlechte Vertheidigung des Christenthums oder eine einfältige Predigt gelacht haben?

c) Wer Pasquille schreibt, schändet sich selbst. Kein Wort also mehr von der berüchtigten, fast schon ganz vergessnen, letzten Schrift Mirabeaus; deren Hr. Z. aber noch immer fleißig Erwähnung thut.

Dies ist unsre Erklärung über des Grafen Mirabeau hieher gehörige Schriften. Hat Hr. Z. etwas an derselben auszusetzen? — Die enge und freundschaftliche Verbindung mit ihm, die Hülfe an seinem Werk über die Preußische Monarchie, ist völlig erträumt. Mirabeau sah hier täglich eine Menge Menschen jedes Standes; er hatte die bekannten, auch von ihm namentlich angeführten, größern und kleinern Schriften über unsern Staat vor sich, woraus er Uebersetzungen und Auszüge machen ließ; er tadelte des Königs Einrichtungen, zufolge seiner Anhänglichkeit an das physiokratische System, vielleicht auch aus Parteisucht für Frankreich; er verstand, als Ausländer und als Franzose, manches falsch; u. s. w. So entstand, wie der Augenschein lehrt, sein Buch. Woher muß man denn bei demselben gerade die Hülfe Berlinischer Gelehrten annehmen? Er hat doch eben keine geheime, und besondere Nachrichten geliefert. Oder ist der Anekdotensammler Zimmermann — denn der Name Fragmente macht sein Buch darum nicht minder zu einer Anekdotensammlung — ist Hr. Z. so arm an Nachrichten und in seiner Armuth so neidisch, daß er die wenigen Anekdoten bei M. so hoch anrechnet, und deren Mittheilung so wichtig macht?

Nun

Nun ist also die Reihe an Herrn Z. zu beweisen, daß ein enger Verkehr, ein Mittheilen beträchtlicher und geheimer Nachrichten, zwischen dem Gr. M. und den Herausgebern der Berl. Monatsschrift Statt gehabt. Wie aber, wenn sie sich nur sehr selten sahen; wie, wenn der Eine Herausgeber dem Grafen M. gar nicht einmal persönlich bekannt ist; wie, wenn selbst in seinem Buche Züge vorkommen, welche beweisen, wie wenig er von ihren Verbindungen hier weiß; wie, wenn sie nie einen Brief von ihm erhalten, nie einen an ihn geschrieben haben, nie eine Bestellung von ihm bekommen, oder an ihn erlassen haben; wie, wenn sie schon öfter sich eben so wie oben, wahrlich parteilos genug, über ihn erklärt haben; wie, wenn sich endlich gar keine Stelle in seinem Buche findet, von der man vernünftigerweise anzunehmen braucht, sie sei ihm von ihnen handschriftlich oder mündlich mitgetheilt worden? — Was wird, was kann Hr. Z. hierzu sagen?

2) Die Berlinische Monatsschrift steht ferner, nach Hrn. Z's Bericht, in enger Verbindung mit allen Schriftstellern, welche je über die Aufklärung geschrieben haben, noch schreiben, und künftig schreiben werden. Freilich muß wohl ein Journal, woran die Herausgeber nicht allein arbeiten, mit andern Schriftstellern in Verbindung stehen. Aber diese Verbindung ist sehr offen und einfach. Wer einen Aufsatz bei uns gedrukt haben will, schikt ihn uns zu; und wenn wir ihn aufnehmen, so kann ganz Deutschland ihn lesen und beurtheilen. Aber, so einfach meint es Hr. Z. nicht. Wir treiben, sagt er, heimliche Komplotte, vorzüglich mit solchen Männern, deren Schriften anstößig sind. Namentlich weiß er

Vorwurfs- Beschuldigungs- und Drohungsweise drei Schriftsteller als eng mit der Berl. Monatsschrift verbunden, zu nennen; a) den Verfasser der zwei Fragmente über die Aufklärung, b) Doktor Bahrdt zu Halle, c) Prediger Schulze zu Gielsdorf; und er ermangelt nicht, auch diese nur in seinem Kopf existirende Verbindung als ein Staatsverbrechen vorzustellen. . . . Was soll man dazu sagen? Nichts weiter als dieses: Die Berlinische Monatsschrift hat eine Menge Aufsätze von den Ersten und Größten Männern Deutschlands geliefert; welch eine Denkart verräth also der Mann, der sie bloß als eine Genossinn jener drei Schriftsteller angiebt? Ferner: Auch nicht eine einzige Zeile findet sich in der Berl. Monatsschrift, die von irgend Einem dieser drei Männer geschrieben wäre; wo bleibt nun des Hrn. Ritters Wahrheit? Auch, wenn man etwa von Aehnlichkeit des Stils und der Art, die Sachen anzusehen, schließen wollte, auch ist kein einziger Aufsatz in der Berl. Monatsschrift, von dem sich, selbst mit Hrn. Z's Scharfsinn und Deutungsgabe, erweisen ließe, er müsse wohl von dem Verfasser der Fragmente über die Aufklärung, oder von Hrn. Bahrdt, oder Hrn. Schulze, sein. Hr. Z. versuche hieran sein kritisches Talent! Und endlich: stehen wir durchaus in gar keinem Verhältniß oder auch nur Umgang mit irgend Einem derselben.

3) Endlich sollen die Herausgeber fast mit allen Journalen Deutschlands in Verbindung stehen; und wenn in der Gothaer Zeitung etwas gegen Hrn. Z. erzählt wird, so haben sie es hineinsetzen lassen (III, S. 318). — Verdient das eine Antwort?

S.

So ganz leer und ungegründet ist demnach die Erdichtung des Herrn Hofraths Zimmermann. Was wird er nun thun? Wird er sie zurük nehmen, wie jene greuliche und unwahre Beschuldigung Berlins? (Wie kömmt es doch, daß ihn dies eine Beispiel seiner falschen Erzählungen nicht vorsichtiger gemacht hat?) Oder wird er sie mit Gründen beweisen? wenn er kann! und wie er wohl gleich hätte thun sollen! Oder sie mit neuen Schmähungen wiederholen? Oder wird er gar nichts antworten, und sich in der Stille schämen? Sich schämen? wird er das? kann er das?

Es ist zu fürchten, daß er das nicht mehr kann. Sein entsetzliches Schimpfen kleidet zwar einen Mann von Stande, wie er gar zu gern sein möchte, sehr übel; ist ihm aber doch noch zu verzeihen. Denn ach! seine Lieblingsbücher waren verspottet worden. Hr. Z. ist nicht der erste Gelehrte, der gerade von seinen schlechtesten Schriften am meisten hält. Auch hat er, wie sein Landsmann Lavater, schon allen Sinn für den Unterschied des Schimpfens und Nichtschimpfens verloren. Wenn er in seiner ersten Schrift über Friedrich den Großen (S. 97 der großen Ausgabe) von „vermessenen und „schändlichen Lügen, Mähren, albernen Sagen, und „stockdummem Schnickschnack“ spricht, welches alles durch die izt „von scharfen und moralischen Nasen „geübte Jesuitenriecherei“ entstanden sei; so nennt er dies nun III, S. 317: „einige höfliche, respekt„volle und gelinde Anmerkungen“. Wenn er seine Sanftmuth beschreiben will, so sagt er II, S. 248: „Ich will bloß durch einfach erzählte Thatsachen (den Andersurtheilenden) „sanft und stillschwei„gend die Köpfe zerreiben.“ Wenn er recht kräftig auf seine Gegner schimpfen will, vergißt er seine eigene ritterliche Ehre so sehr, daß er, weil

ihm auch das Häßlichſte nicht mehr anekelt, (III, S. 318) ſich ſelbſt ein Aas nennt um nur ſeine Gegner Raben nennen zu können. Wenn er einen Gerechten und Gütigen Monarchen loben will, und von einer Seiner Verordnungen über einen höchſt wichtigen Gegenſtand redet; ſo iſt dies hierbei ſein edler Ausdruk III S. 312: „An dem 9 Julius des J. 1788 (dies iſt das Datum des Religionsedikts unſers Königs) „an dieſem Tage „erhielt die Geiſtespflegerin, die Berl. Aufklärungs„ſynagoge, den berühmten Stoß in den Hintern, „und ſchrie, wie eine mit heißem Waſſer begoſſene „Katze.“

Wie geſagt, ſolche Ausdrükke, und die entſetzlichſten Schimpfreden im 31 Kap. von Eſel, Gekken, Bande, Galgen der Berlin. Monatsſchrift u. ſ. w. u. ſ. w. mögen dieſem feinen und vornehmen Weltmanne gerne vergeben ſein! — Aber gänzlich ſcheint doch derjenige aller Schaam abgeſtorben zu ſein, der ſich ſelbſt ſo wenig achtet, daß er ſeine litterariſchen Gegner mit bürgerlichen Anklagen, mit hämiſchen Beſchuldigungen und giftigen Verläumdungen verfolgt. Wenn Hr. Z. die Herausgeber der Berl. Monatsſchrift immer als „Herzensfreunde“ ſolcher Schriftſteller angiebt, welche ſich theils die gerechte Verachtung, theils Ahndung unſrer Regierung zugezogen haben; wenn er mit der unverſchämteſten Unwahrheit ſagt III, S. 264: „Der dem ganzen Brandenburgiſchen und „Preußiſchen Volke ſo gehäſſige Mirabeau ſei in der „Berl. Monatsſchrift als ein treuer ſchätzbarer und „biederer Preußiſcher Patriot ausgehängt worden“; wenn er der Berl. Monatsſchrift S. 281 und öfter wiederholt die Abſicht leiht: „die chriſtliche Religion zu zertrümmern, das Volk zu verführen, Ungehorſam ja Aufruhr und Mordluſt zu verbreiten“;

ten"; wenn er die Herausgeber S. 303 beschuldigt, itzt „vor Ministern zu kriechen, welche sie sonst „verhöhnt hätten"; wenn er sie dort und S. 326 aus Bahrdts (noch dazu ganz falsch erzähltem) Exempel mit „der Citadelle in Magdeburg" bedroht; — Dann hört er auf, Zimmermann der Erste *) zu sein, dann ist er Stark der Zweite; aus einem lächerlichen Original wird er eine abscheuliche Kopei! Die Herausgeber.

6.

Vorschlag an die Juden, das Purimfest abzuschaffen.

Man hat gesagt, daß, wenn die Juden selbst mehr an der Kultur ihrer eigenen Nation arbeiteten, die Christen diese Kultur zu befördern sich mehr angelegen sein lassen würden und müßten;

*) Eine neuere Schrift über den Herrn Hofrath führt den sehr gut gewählten Titel: „Zimmermann der I. und Friedrich der II." Man könnte eine eigene Bibliotheca Zimmermanniana von all den seit 1788 über ihn erschienenen Schriften sammeln. Einem Beobachter der deutschen Litteratur kann es indessen nicht unwichtig sein, zu bemerken, daß auf einmal wieder so viele Köpfe sich zur Bearbeitung der in Deutschland sonst zu sehr vernachläßigten Satire und Ironie geregt haben. Wo so reiche Aernte war, mußten sich wohl Schnitter finden. Freilich sind die Arbeiter sehr ungleich: einige Stükke waren meisterhaft; andere schienen von ungeübteren Schriftstellern zu sein. Indeß, da Herr Z. sobald noch nicht aufhören wird, von „König Friedrich und Sich" zu schreiben, so wird es an Gelegenheit zur weitern Uebung nicht fehlen.

und daß hingegen, so lange Jene ihre eigne Verbesserung in politischer und moralischer Einsicht vernachläßigten, Diese keinen Trieb noch viel weniger Verbindlichkeit haben würden, die Verbesserung zu unternehmen. Die Juden scheinen selbst die Wichtigkeit dieses Einwandes, wodurch Christen von der Verbesserung ihrer Glüksumstände abgehalten würden, einzusehn; und haben daher, in verschiednen Gegenden, unter ihren Glaubensgenossen Aufklärung zu verbreiten gesucht. Die Winke, die ihnen dazu von Christen gegeben wurden, sind benuzt; und es scheint, als werden unter diesem, mitten unter uns lebenden, aber wenig geachteten, Volke richtige Grundsäze, und Ablegung verjährter Vorurtheile, immer mehr überhand nehmen. Ich wage es daher, den Juden vorzuschlagen, daß, so wie die Christen durch Abschaffung unnöthiger, dem gemeinen Manne an seinem Erwerbe hinderlicher, und den Aberglauben nährender, Festtage sich von drükkenden Banden entfesselt haben, sie diesem Beispiele folgen, und durch Abschaffung eines sehr anstößigen Festes den Grund zu bessern Gesinnungen in den Gemüthern der Juden legen mögen.

Das Fest Purim wird von allen Juden heutiges Tages zum Andenken der durch die Esther geschehnen Rettung des jüdischen Volks gefeiert. Die im Buche Esther enthaltne Geschichte bekömmt dadurch in den Augen aller Juden eine außerordentliche Wichtigkeit, und ein Interesse, das, wenn kein Festtag zum Andenken derselben angesezt wäre, ihr fehlen würde. Der Jude freuet sich über die vielen Feinde, die an diesem Tage von seinen Vorfahren im Persischen Reiche erschlagen sind. Nicht das Andenken großer Heldenthaten, oder Personen, welche Muth und Kraft zum Besten ihres Vaterlandes bewiesen

sen haben, wird gefeiert. Die in dem Buche vorkommenden Juden können fast nichts als weinen, fasten, Trauerkleider anlegen, und wehrlose Menschen todtschlagen. Mardochai ist ein Starrkopf, der, man weiß nicht warum, dem Premierminister am Persischen Hofe die Ehrenbezeugung versagt, welche seine bessern Vorfahren, auch unaufgefordert, gegen weniger angesehne Personen bewiesen hatten. Esther muß sich von Mardochai lange bitten lassen, ehe sie sich zu einer Fürbitte für ihr Volk entschließt; und die Aufmunterungsworte, welche sie zu sich selber spricht: Komm ich um, so komm ich um (IV, 16), athmen keine Seelengröße, sondern vielmehr eine befremdende Gleichgültigkeit über ihr bevorstehendes Schikſal. Sie wußte auch eben so wenig, als der Pöbel, ihrer Rache Gränzen zu setzen IX, 13; und hatte zwar die Reize, aber nicht die Sanftmuth, ihres Geschlechts. Die übrigen Juden, welche, als sie unterm Druk waren, verzweifeln wollten, würgen nun, da sie unter dem Schutze eines jüdischen Premierministers stehen, alle Feinde ohne Barmherzigkeit; und dies Niedermetzeln scheint durch den Mangel des Widerstandes von Seiten ihrer Feinde nur noch grausamer geworden zu sein.

Wenn eine Geschichte, worin solche Charaktere vorkommen, zur wichtigsten Volksgeschichte gemacht wird (und dieses geschieht durch die Feirung des Purimfestes, und die Vorlesung des Büchleins Esther an dem Tage in den Synagogen); so können daraus in den Gemüthern der Theilnehmenden sehr üble Eindrükke von Rache an Gegnern, und von Freude über deren Untergang entstehn. Man nehme dazu, daß die Lage der Juden zu den Zeiten der Esther dieselbe war, worin sie sich heut zu Tage befinden. Sie unterschieden sich von den

übri-

übrigen Einwohnern des persischen Reiches, und würden von denselben wenig geachtet, von den meisten angefeindet. Der Jude, der dieses lieset, hat gewiß schon oft statt der persischen Unterthanen sich die christlichen gedacht; und wenn er durch seine Religion aufgefordert wird, sich über den Untergang der Perser zu freuen, kann er sich wohl des Wunsches enthalten, daß es ihm erlaubt sein mögte, seine jetzigen Feinde eben so zu behandeln, als seine Vorfahren die damals Lebenden behandelt haben?

Die Gebräuche, die bei dem Purimfest beobachtet werden, sind zum Theil von der Art, daß sie schon lange die ganze Nation bei denkenden Köpfen zum Gelächter gemacht haben. Wenn die Schulknaben mit den Hämmern auf Bretterchen, worauf der Namen Haman geschrieben ist, schlagen; so muß doch, wenn diese Handlung einen Sinn haben soll, die Meinung diese sein, daß man seine Feinde gerne zermalmen und zerschmettern mögte. Die Ausschweifungen, welche im Fressen, Saufen, Komödienspiel und andern Lustbarkeiten, an dem Tage begangen werden, mögen den Philosophen unter den Juden schon manchen stillen Seufzer ausgepreßt haben; den Christen aber haben sie Verachtung und Ekel gegen die ganze Nation eingeflößt: indem man bisweilen von Seiten der Juden den Muthwillen so weit getrieben hat, daß er durch scharfe Gesetze hat eingeschränkt werden müssen.

Mein Rath ist: man schaffe das ganze Fest ab. Sollte man dieses fürs erste bedenklich finden, so kann doch wohl in diesem Jahrhundert der Schritt dazu gethan werden, daß die unanständigen Gebräuche: als das Klopfen mit dem Hammer, und andere Ausbrüche einer übermä-

ßigen

sigen und ausgelassenen Freudigkeit abgeschaft werden. Warum aber sollte nicht das ganze Fest eingehen können, da es nicht von Mose, dem Gesetzgeber und Stifter der zu feiernden Festtage, eingesetzt ist, und da die Juden diesen Grundsatz annehmen können, ja von Rechtswegen annehmen sollten, daß nur die Festtage zu feiern sind, welche in den Mosaischen Schriften gebothen worden?

Sollten sie das Purimfest einmal abgeschaft haben, so müssen sie es auf ewige Tage nicht wieder einführen: weil eine solche Rükkehr zu alten Thorheiten von traurigen Folgen für die Denkungsart des Volkes, und die Achtung, worin es bei seinen Herrschern steht, sein würde. Christliche Obrigkeiten würden auch, wenn eine freiwillige Abschaffung von Seiten der Juden beschlossen wäre, die Wiederherstellung des Festes zu verweigern befugt sein. Br.

7.

Nachricht von der ersten Spiegelfabrik in Deutschland.

Der Stadt Nürnberg, der Deutschland so vieles in bildenden sowohl als in mechanischen Künsten verdankt, hat es, so viel ich weiß, auch seine erste Spiegelfabrik zu verdanken. Doktor Johann Friedrich Schober *), kaiserlicher Rath, und erster und letzter Direktorialkonsulent aller sechs Orte der fränkischen Ritterschaft, ein Mann von einer eben so ausgebreiteten Gelehrsamkeit als einem unternehmenden Geiste, der in mehr als einer Rükficht der Nachwelt bekannter zu sein verdiente,

*) Es war der Großvater des Verfassers dieses Aufsatzes.

diente, als er es wirklich ist, war der erste, der auf den Einfall gerieth, ein solches Unternehmen anzufangen, und der es auch aller Schwierigkeit ungeachtet, glüklich durchsetzte. Schon seit 1610 hatte ein gewisser Heinrich Engelhard aus Konstein in der Oberpfalz eine Glashütte in dem Amte Sollnhofen im Anspachischen errichten wollen, hatte dazu auch vom Markgraf Joachim Ernst allen Vorschub erhalten; allein demungeachtet gerieth das Werk, man weiß nicht, warum, in Stekken. Es versuchten es nachher zwar noch einige damit, allein immer mit unglüklichem Erfolge, so daß die Sache von 1636 bis 1693 ganz liegen blieb. In diesem Jahre unternahm es ein gewisser Joh. Ernst Herrmann, diese Glashütte wieder aufzurichten; allein auch dieser mußte sie wegen Mangel hinlänglicher Mittel 1701 wieder aufgeben. Von diesem nun kaufte sie Schober in der Absicht, eine Spiegelfabrik daraus zu errichten. Einige vertriebene katholische Engelländer, die sich für Spiegelmacher ausgaben, und sich damals in Nürnberg aufhielten, waren es, die ihn zuerst auf diesen Gedanken gebracht hatten.

Gleich anfänglich fand er die Schwierigkeit, daß er, weil er kein wirklicher Nürnbergischer Bürger war, ein solches Werk nicht unternehmen durfte, die er aber dadurch aus dem Wege räumte, daß er sich mit einem Nürnbergischen Bürger, Namens Götze, in Gesellschaft einließ. Allein nun zeigten sich eine Menge neuer Schwierigkeiten. Die engüschen Spiegelmacher verstanden ihre Sache so schlecht, daß sie viele Fuder Glas machten, das gar nicht zu Spiegeln gebraucht werden konnte, und endlich entwichen die meisten ganz und gar. Eben dies that auch Schobers Gesellschafter, Götze, mit Hinterlassung einer Menge Schulden.

den. Alles dieses schrekte Schobern nicht ab. Er bezahlte Götzens Schulden, trat dafür in alle seine Rechte, und nahm sich zu seinen neuen Gesellschaftern die Nürnbergischen Kaufleute: Reichard und Berlin, wovon der letztere nachher sein Schwiegersohn ward. Allein diese hatten nur den Namen seiner Gesellschafter, waren aber eigentlich nichts als seine Buchhalter, die er jährlich besoldete, ohne sie den geringsten Antheil an Gewinnst und Verlust nehmen zu lassen; von 1706 an war er allein der wahre und einzige Besitzer dieser Fabrik. Nun erst kam das Werk in Gang. Er vermehrte die Fabrik zu Sollnhofen mit vielen Gebäuden, errichtete außer der Glashütte ein Schleif- und Manufakturhaus und eine Poliermühle, und ließ von nun an nichts anders als Spiegelgläser verfertigen. Er trieb das Werk mit unermüdeter Standhaftigkeit bis an seinen 1731 erfolgten Tod fort; und erlebte auch noch das Vergnügen, es seiner Hofnung oder vielmehr seinem Wunsche vollkommen entsprechen zu sehen. Er hatte 30,000 Gulden darein verwandt, und von 1701 bis 1731 zweihundert und sechszehn Morgen Holz dazu umhauen lassen.

Nach seinem Tode kam die Fabrik in die Hände seines zweiten Schwiegersohns, Johann Veit Kessels, der seine jüngste Tochter geheirathet hatte, und sich dieser Fabrik ganz allein widmete, die er, so lang er lebte, auch im Flor erhielt. Noch in den Jahren 1736 bis 1738 wurden bis 1520 Klafter Holz dazu verbraucht; und im Jahre 1758 ward noch ein neuer Rezeß mit der Hochfürstl. Anspachischen Kammer auf weitere 6 Jahre errichtet. Ehe diese aber noch ganz zu Ende waren, verursachte der Holzmangel, daß die Fabrik in Stekken gerieth. Vor wenig

Jahren

Jahren ist dieselbe neuerdings als Glashütte errichtet worden, wovon der verst. Hofkammerrath Böll in Anspach Besitzer war. Der Vorschuß ist itzt aber nicht sehr ansehnlich, und bei weitem nicht wie er zu Schobers Zeiten war.

Liegnitz. F. Schmitt.

8.

Berlinische Geburts- und Mortalitätstabelle.

Vom 1sten Quartal des Kirchenjahres vom Advent 1789 bis dahin 1790.

Wochen	Geboren		Gestorben.			
					Kinder.	
	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.	Männ.	Frauen	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.
Vom 21. bis 27. Nov. 1789	58	41	18	21	40	42
v. 28. Nov. bis 4. Dec.	59	45	18	29	60	52
v. 5. Dec. — 11. —	52	55	27	25	41	49
v. 12. — — 18. —	40	47	18	18	43	45
v. 19. — — 25. —	27	39	20	8	32	35
v. 26. — — 1. Jan.	58	48	24	19	41	37
v. 2. Jan. — 8. —	59	54	28	25	70	49
v. 9. — — 15. —	82	57	25	17	47	42
v. 16. — — 22. —	47	67	15	19	28	38
v. 23. — — 29. —	54	47	24	25	40	27
v. 30. — — 5. Febr.	69	49	29	27	35	26
v. 6. Febr. — 12. —	66	60	26	35	37	31
v. 13. — — 19. —	57	50	25	27	28	36
	728	659	297	295	542	509
Summa	1387		1643			

Unter den Gebornen sind 82 unehel. Söhne und 97 unehel. Töchter; zusammen 179. Ferner 17 Paar Zwillinge.

Balance.

Geboren	1387
Gestorben	1643
Mehr gestorben	256

Berlinische Monatsschrift

1790.

Fünftes Stük. Mai.

I.

Lob des Proculejus.

An den Sallustius Crispus.

Horazens zweite Ode des zweiten Buchs.

– ∪ – ∪ – ∪ ∪ – ∪ – ∪
– ∪ – ∪ – ∪ ∪ – ∪ – ∪
– ∪ – ∪ – ∪ ∪ – ∪ – ∪
– ∪ ∪ – ∪

Gold, in karger Erde verstekt, hat keinen
Glanz für dich, Sallustius, Erzfeind aller
Der geprägten Bleche, die nicht von klugem
Brauche den Werth leihn.

Proculejus lebt bei der fernsten Nachwelt:
Er, voll Vaterliebe für seine Brüder;
Ihn trägt, unauflösbar den Zeiten, Fames
Ewiger Flügel.
Wer die Sucht der Seele bezähmt, herrscht über
Mehr, als wer an Libyen das entlegne
Gades knüpft; herrscht glücklicher, als wem beide
Punier fröhnen.
Der gepflegte Hydrops nimmt zu; der Durst
wächst,
Wenn des Siechthums Urstoff nicht aus dem Blut
weicht,
Noch die trägen Dünste den aufgeschwellten
Körper verlassen.
Zu den wahren Glücklichen zählt die Tugend
Frey von Volkswahn, keinen Phraat, der zweymahl
Cyrus Thron besteigt; sie verbeut der Dinge
Nahmen zu fälschen;
Giebt das Diadem und die sichre Herrschaft
Und den eigenthümlichen Lorber dem nur,
Der Goldhaufen sehen kann, und sein Auge
Ruhig zurücksieht.

Anmerkungen.

Horaz scheint diese Ode ganz allein zur Ehre des Proculejus gemacht zu haben, dessen edle That nicht unbesungen bleiben mußte; um aber nicht immer von ihm zu sprechen, so sagt er mit allgemeinen Worten, was

was ein so weiser Mann, wie Proculejus, über den Reichthum gedacht haben muß: „Die Begierde, des „Geldes immer mehr zu besitzen, kann keinen Men„schen glücklich machen; sie macht ihn vielmehr un„glücklich: weil diese Seelenkrankheit, gleich der Was„sersucht, desto mehr zunimmt, je mehr man sie be„friedigt. Glücklicher als ein König ist der, dem „der Reichthum gleichgültig ist.“

Der Poet, der gewohnt war, seine Oden Personen zuzueignen, für die er Achtung und Freundschaft hegte, richtet diese an den Crispus Sallustius, einen Schwesterenkel des berühmten Geschichtschreibers gleiches Namens, von welchem er an Kindes Statt angenommen war. Dieser junge Sallustius machte von seinem Vermögen einen großen Aufwand: Der Dichter konnte ihm also desto eher ein Gedicht zuschreiben, worin ein Mann gerühmt wird, der mit dem Gelde sehr großmüthig umgegangen war. Die Lehre, die sich Sallustius daraus abziehen konnte, daß nehmlich die Mittheilung der Güter noch ein Verdienst mehr habe, als der glänzendste Aufwand, war so fein, daß sie sein Freund nicht übel nehmen konnte.

V. 5. Proculejus lebt bei der fernsten Nachwelt. Dieser Proculejus, der bei dem Augustus in großen Gnaden stand, war ein Bruder des Muräna und Cäpio, und der Terentia, der Gemahlin des Mäcenas. Man sehe hier, wie die Geschichte dieser Bruderliebe poetisch erzählt wird.

Die Theilung.

Ein reicher Vater war gestorben:
Drey Söhne hatten, was sein Fleiß erworben,
Sich gleich getheilt. Nach kurzer Zeit
Kam Krieg ins Land. Da sah man weit und breit
Brandstätten, Blutgefilde, Wüsteneyen.

Zwey Brüder von den dreyen
Verloren durch der Feinde Wuth
In wenig Jahren Hab' und Gut.
Der dritte hörte dieß, und sprach: Ich will den Segen,
Den ich, seit unser Vater starb,
Durch Glück gewann, durch Fleiß erwarb,
Zu dem geerbten Drittheil legen.
Wie? beide sollten elend seyn?
Sie? meine Brüder? ich allein
Der Glückliche? — Verarmte Brüder,
Kommt, theilt von neuem! — Und sie theilten wieder.
Der brave Mann, wenn ihr ihn noch nicht kennt,
Hieß Proculejus. Freylich brennt
Der blinde Heide jetzt beym Satan in der Hölle:
Doch ihr, die ihr ihm diese Stelle
Aus christlichem Erbarmen gönnt,
Und Tugenden, die nicht aus eurem Glauben kamen,
Schandthaten, die nur glänzten, nennt *),
Geht hin und thut desgleichen. Amen! **)

V. 7. 8. Unauflösbar den Zeiten kamens ewiger Flügel. Eine Anspielung auf des Ikarus Flügel, die

*) Ein Ausdruk des heiligen Augustinus.
**) Diese Erzählung, so wie sie jetzt lautet, wird in der Fabellese des Verfassers, wovon im September das fünfte und sechste Buch erscheinen wird, ihren Platz finden. Sie ist aus Bürgers Gedichten entlehnt. A. d. Herausg.

die von der Sonnenhitze aufgelöset wurden, weil die Federn mit Wachs auf die Leinewand befestigt waren.

V. 10. 11. **Wer an Libyen das entfernte Gades knüpft.** Anstatt: dessen Herrschaft sich über Spanien und die Küste von Afrika erstrekt. Der Poet nennt nur Gades, schließt aber das übrige karthaginensische Spanien nicht aus, setzt auch der Deutlichkeit wegen hinzu: beide Punier, nehmlich die Karthaginenser, die in Spanien und die in Afrika gewohnt haben.

V. 13. **Der gepflegte Hydrops nimmt zu.** Durch das griechische Wort wird die Wassersucht gewissermaßen zu einer Person gemacht: eine nicht ungewöhnliche Kühnheit der lyrischen Poesie.

V. 18, 19. **Keinen Phraat, der zweymal Cyrus Thron besteigt.** Einen bösen König nennt der Poet statt aller. Von der Bosheit dieses Königs berichtet uns Justinus XLII, 4. 5. folgendes: Orodes, der König der Parther, wußte nicht, welchen von seinen dreyßig Söhnen er zum Mitregenten an seines im Kriege gebliebenen tapfern Sohnes Pacorus Stelle ernennen sollte. Das gewöhnliche Schikſal der Parther wollte, daß unter allen der Lasterhafteste, nehmlich Phraates gewählt ward. Dieser fing damit an, daß er seinen alten Vater, der ihm nicht zeitig genug sterben wollte, und alle seine Brüder nebst seinem eigenen ältesten Sohn umbringen ließ. Endlich, als er immer mehr Grausamkeiten beging, ward er von seinem Volk aus dem Reiche vertrieben. Eine lange Zeit nachher schwang er sich aber mit Hülfe einer großen scythischen Armee wieder auf den Thron, und Tiridates, der unter der Zeit regiert hatte, flüchtete sich zum Augustus, der ihn zwar als einen König aufnahm, sich aber doch nicht getraute, ihn wieder in sein Reich einzusetzen.

V. 19. 20. **Sie verbeut der Dinge Nahmen zu fälschen.** Es ist eine falsche Benennung, einem reichen, einem mächtigen Böſewicht den Nahmen eines glücklichen Menschen zu geben: man sollte nur den Tugendhaften glücklich nennen.

V. 23. 24. Der Goldhaufen sehen kann, und sein Auge ruhig zurückzieht. Das heißt: nicht immer wieder nach dem Goldhaufen hinschielt. Das lateinische irretorto oculo ist verschieden erklärt worden. Einige sagen: man muß das Gold ansehen können, ohne daß man nöthig hat, das Auge davon wieder abzuziehen, weil es uns gleichgültig ist. Allein wer das Auge vom Golde nicht wieder abzieht, dem scheint es nicht gleichgültig zu seyn; denn bei gleichgültigen Dingen verweilt man nicht lange, aber wohl bei schönen. Es verhält sich mit dem Goldgierigen, wie mit dem Verliebten: Wer immer nach der erblickten Schönheit wieder hinblickt, der sieht nach ihr mit wieder zurückgezogenen Augen (retorto); wer nicht wieder nach ihr hinblickt, dessen Auge ist nicht wieder zurückgezogen worden (irretorto spectavit oculo). Dieser Sinn scheint der leichteste zu seyn.

Horaz redet sehr oft von der Vergnügsamkeit: es war seine eigene Tugend. Vermuthlich wollten ihm dieses die meisten Römer nicht glauben, die selbst immer nach größerm Reichthum, immer nach höhern Ehrenstellen trachteten. Er wiederholt es ihnen, als ein Mann, der für seine Person ein gutes Gewissen hat; thut es aber, als ein guter Dichter, mit immer veränderten Ausdrücken und neuen Wendungen.

Ramler.

2.

Ueber den neuesten Finanzzustand Frankreichs.

LX.

Das Dekret der Nationalversammlung vom 6. Okt. v. J. enthielt, wie wir schon im Januar gesehen

sehen haben, den neuen Finanzplan, welchen man befolgen wollte. Zu allen feststehenden von der Nation bewilligten Ausgaben war eine hinlängliche Einnahme angewiesen; und zur Tilgung der vielen Rükstände eine patriotische Steuer ausgeschrieben. Das Dekret vom 2 Nov. verstärkte die innern Kräfte der Staatsverwaltung durch Uebernahme des gesammten Vermögens der Geistlichkeit. Allein, mit allen diesen Verfügungen war der itzigen Finanzverwaltung noch nicht geholfen. Die patriotische Steuer ging erst nach und nach ein, und der letzte Zahlungstermin war im Dekret selbst auf den 1. April 1792 angesetzt. Das Vermögen der Geistlichkeit konnte itzt sogleich keine großen Summen baaren Geldes schaffen; und es gehören vielleicht 20, 30, und mehr Jahre dazu, ehe sich im Großen der Vortheil von dieser Uebernahme für den Tresor zeigt. Dagegen waren die Bedürfnisse dringend. Nekker zeigte in seiner Rede vom 14 Nov.: daß er, um nur einigermaßen zu bestehen, außer der gewöhnlichen Einnahme, wenigstens 90 Mill. für das J. 1789, und 80 Mill. für das J. 1790 haben müsse. Bei dieser Aufgabe findet N. nun von allen Seiten die größten Schwierigkeiten; er gesteht selbst, daß keine vollständige gegen alle Einwendungen bestehende Auflösung möglich sei; und er schlägt der Versammlung einen Plan vor, dessen wesentlicher Inhalt folgender ist. „Man soll die Kaisse d'Eskompte

„bevollmächtigen, für 240 Mill. Billete auszuge„ben; welche, wo nicht im ganzen Reich, doch „wenigstens in Paris, unweigerlich in allen „Zahlungen statt baaren Geldes für voll angenom„men werden sollen, und welche die Kasse wenig„stens in den ersten 6 Monaten des J. 1790 nicht „zu realisiren verbunden sein soll. Die Kaisse er„hält ihre Wiederbezahlung, so wie die Gelder zur „patriotischen Steuer eingehen; bis dahin werden „die in Zetteln geleisteten Vorschüsse vom Tresor „an die Kaisse verzinset.“

Nekker hat sich zwar vorgesehen, indem er selbst sein Unvermögen zur Entwerfung eines durchaus guten Planes eingestand. Aber damit konnte er nur seine Person vor Vorwürfen retten; der Plan selbst gewann durch dies Geständniß nichts. Wir wollen also einige Bemerkungen über denselben unsern Lesern mittheilen.

1) In Frankreich ist das Geld anitzt, nach Nekkers Anzeige, äußerst selten. Folglich läßt sich keines auf die gewöhnliche bis itzt übliche Weise borgen. Hätte N. recht bestimmt sprechen wollen, so mußte er die Seltenheit des Geldes folgendergestalt darstellen. In Frankreich, und besonders in Paris, ist anitzt wenig oder gar kein Geld vorhanden, welches man dem König und dem Staate geben will. Die Unterthanen führen die bisher gebräuchlichen Abgaben entweder gar nicht, oder sehr saumselig ab. Und kein Kapitalist hat Lust

dem

dem Staate Geld zu borgen. Folglich kann die bisherige Methode eines öffentlichen freiwilligen Darlehns nicht angewandt werden. Geld ist aber gewiß noch in Frankreich, nur an Geld für den König fehlt es.

Der Staat kann von den Unterthanen nur auf folgende zwei Arten Geld einziehen: durch Abgaben, oder durch Darlehne. Was die ersten betrift, so sind wohl nur sehr wenig Fälle, wo man deren Entrichtung dem freien Willen überlassen darf, und sich schmeicheln kann, daß das innere Gefühl von Billigkeit und Nothwendigkeit den Unterthan dazu vermögen wird. Ich kann mir wohl als möglich vorstellen, daß eine gewisse Klasse von Bürgern, z. B. Kaufleute, Gutsbesitzer, Offiziere, u. s. w. sich durch innere Gründe, ohne Zwangsmittel, bestimmen können, verhältnißmäßige Beiträge an die Kasse des Staats zu leisten. Aber daß eine ganze Nation von mehrern Millionen so aufgeklärt und rechtschaffen sein solle, um freiwillig das zu geben, was das Gesetz vorschreibt: das ist im itzigen und nächsten Jahrhundert noch nicht zu erwarten. Dieser große Fehler in der itzigen Finanzverwaltung Frankreichs nun, daß die Abgaben nicht richtig und ordentlich abgeführt werden, ist freilich N. nicht unmittelbar Schuld zu geben: denn er hat oft und dringend die Nationalversammlung gebeten, hierfür zu sorgen. Auch hat die N. V. Dekrete genug abgefaßt, welche die Ver-

bindlichkeit zur Entrichtung der Abgaben bestätigen. Bei genauer Untersuchung aber lassen sich weder Nekker noch die N. V. von dem Vorwürf frei sprechen, daß sie sehr viel zur Nichtbezahlung der Abgaben beigetragen haben. N. stellte anfänglich die Wiederherstellung der Finanzen als die leichteste Sache von der Welt vor. Er überredete die Versammlung, daß alles bloß auf ihre Entschlüsse ankomme, um Ordnung einzuführen, und unterließ ganz, ihr die Bedingungen zu sagen, unter welchen diese Beschlüsse ihre Absicht erreichen konnten. Die N. V. glaubte auch, daß sie nur dekretiren dürfe, um alle bisherige Fehler der Staats- und Finanzverwaltung wegzuschaffen; sie erließ also Dekrete auf Dekrete, ohne zu bedenken: ob dieselben der individuellen Beschaffenheit Frankreichs und seiner Einwohner angemessen wären, noch ob irgendwo im Staat die erforderliche Macht sei, dieselben in Ausübung zu bringen. Um recht frei zu sein, ward dem König alle Gewalt genommen, statt dessen aber keiner andern Macht das nöthige Ansehen zur Ausführung ertheilt. Wie in aller Welt konnte Ordnung in Frankreich bleiben, und wie konnte man sich einbilden, daß die Abgaben richtig würden bezahlt werden? — — Was die Darlehne betrift, so gebe ich zu, daß bei einer regelmäßigen Verwaltung, und bei stattha-bender allgemeiner Zufriedenheit darüber, diese Art des Geldsammelns freiwillig geschehen kann.

Frank-

Frankreich und England liefern häufige Beweise solcher Vorschüsse großer Summen von einer Nation an den Staat. Allein, wenn sich innerliche Spaltungen finden, wenn die Unterthanen mit der Regierung unzufrieden sind, wenn man zweifelt, ob eine itzt herrschende Partei sich erhalten werde: in diesen und andern ähnlichen Fällen ist wenig oder gar nichts auf freiwillige Anleihen zu rechnen. Und ist dies nicht der Fall in Frankreich? Holland selbst wagte es nicht, nach scheinbar hergestellter innerer Ruhe, ein freiwilliges Darlehn von seinen Bürgern zu fordern: sondern nahm seine Zuflucht zu gezwungenem Borgen.

2) Nekker will also die erforderlichen Summen von der Kaisse d'Eskompte nehmen; und darin hat er, nach meinen Gedanken, einen unverzeihlichen Fehler begangen. Die Kaisse d'Esk. war ihrem Ursprung und ersten Einrichtung nach bloß dazu bestimmt, den zum Kommerz der Stadt Paris erforderlichen Umlauf zu erleichtern und zu beleben. So lange sie dieser Bestimmung treu blieb, erkannte jeder die Nützlichkeit dieses Instituts, und aus ihren umlaufenden Zetteln konnte kein Nachtheil erwachsen. Sobald sich aber diese Kasse einließ, die Finanzen des Reichs unterstützen, und mit ihren Zetteln der Leere im Tresor abhelfen zu wollen; verlor sie ihren Kredit, und kam in die größten Verwikkelungen, woraus sie nur durch Machtsprüche gerissen werden konnte. Die Geschichte

schichte der Kaisse d'Esk. seit 1783 ist zu bekannt, als daß ich erst einen Beweis meiner Behauptung führen dürfte. Als N. im August 1788 Finanzminister geworden war, hätte jeder glauben sollen, er werde als Kenner diesen wesentlichen Fehler verbessern, und bei dieser Anstalt die ursprüngliche Ordnung herstellen. Aber nichts weniger: er ließ das verfassungswidrige Vorrecht bestehen, daß die Kaisse nicht verbunden war zu realisiren, und beschloß sogleich, sich ferner derselben als einer Geldmaschine zu bedienen. Er borgte von ihr nach und nach ansehnliche Summen, die dann in Zetteln gegeben wurden, zu deren Realisirung kein Fond vorhanden war. Die K. d'Esk. und ihre Zettel kamen also in großen Mißkredit. Wie konnte nun N. itzt in der größten Krisis eine Anstalt zur Geldmaschine vorschlagen, die zu diesem Geschäfte erweislich nicht montiret war, und die kein Zutrauen im Publikum hatte? Ich weiß wohl, daß N. eine große Anzahl neuer Aktien kreiren wollte, und dadurch einen neuen reellen Fond für diese Anstalt zu erhalten glaubte. Allein erstlich blieb die große Frage übrig, ob sich Liebhaber genug zu diesen neuen Aktien finden würden; ferner ward der neue Fond nicht auf einmal, sondern nur nach und nach, in die Kasse gebracht: und das Publikum sah also die größere Realität erst in der Hoffnung. Auch konnten die bisherigen Aktionnäre mit dieser Vermehrung der Aktien,

wodurch ihr Privatintereſſe litt, nicht zufrieden ſein: ſie erboten ſich daher lieber gleich ſelbſt zu einem freiwilligen Zuſchuß von 1000 Liv. auf jede Aktie. Wenn aber auch alles dies in Richtigkeit gebracht, und nun für die Zukunft die ſolideſte Maſchine für Finanzen und Kommerz aus dieſer Anſtalt erwachſen wäre; ſo hatte doch itzt die Kaiſſe d'Eſk. kein Zutrauen, der Namen der Anſtalt war ſchon verhaßt. N. hätte alſo als kluger Staatsmann dieſe Maſchine nicht erwählen ſollen.

3) Die Zettel der K. d'Eſk. galten bloß in Paris; außer Paris kann im ganzen Königreich kein Menſch angehalten werden, ſie in Zahlung anzunehmen. Nun brauchte aber N. doch zu Beſtreitung der Staatsausgaben unſtreitig Geld, das in ganz Frankreich einen beſtimmten geltenden Werth hatte. In welche Verwikkelungen muß alſo nicht der Treſor kommen, wenn er alle ſeine Ausgaben mit Pariſergeld beſtreiten ſoll? Iſt etwas in den Provinzen zu bezahlen, ſo muß Geld eingewechſelt werden, was dort gilt; und das geht ohne Koſten nicht an. Dadurch entſteht ein Agio von Franzöſiſchem Geld gegen Pariſergeld; wovon die Einnehmer der Königl. Gefälle in den Provinzen neuen Vortheil ziehen. Denn ſie liefern die in den Provinzen erhobenen Gelder an den Treſor in Pariſergeld ab, welches der Treſor annehmen muß; und das Agio, was ſie hierbei gewinnen, iſt

auf

auf Kosten des Staats gewonnen. Dies ist buchstäblich so itzt schon eingetroffen. Die Billette der Kaisse d'Esk. verlieren itzt schon 5 bis 6 Prozent gegen französisch Geld, und dies Agio macht einen Verlust für den Tresor bei allen außerhalb Paris zu leistenden Zahlungen. Zwar hat N. zu verstehen gegeben, daß man den geltenden Werth der Zettel über ganz Frankreich ausdehnen, oder doch wenigstens in den großen Handelsstädten des Reichs einführen möchte. Allein, er brachte dies nur als einen beiläufigen Gedanken an, da er doch hätte sagen und beweisen sollen, daß ohne diesen Umstand die K. d'Esk. zu einer Finanzmaschine für den Tresor ganz untauglich sei.

4) Diese Billete nun sollen von der Nation garantirt werden, sie wird dieselben insgesammt mit baarem Gelde einlösen; itzt hat die Kaisse keine Verbindlichkeit, ihre Billete zu realisiren: und doch soll die Nation ihr dieselben verzinsen! Hier, gestehe ich, weiß ich nicht mehr, was ich von N. denken soll. Dafür, daß eine Gesellschaft von Privatpersonen eine Menge papierner Zettel nach einer gewissen Form anfertigen, unterschreiben, und eintragen läßt; wobei der Staat aus Vollmacht seiner Gewalt befiehlt, daß diese Zettel in allen Zahlungen für die Summe, die darauf geschrieben oder gedrukt ist, gelten sollen; wobei er die Verbindlichkeit übernimmt,

den

den vollen Werth derselben in der Folge zu bezahlen, wobei aber die gedachte Gesellschaft gar keine weitere Verbindlichkeit hat: dafür soll nun diese Gesellschaft vom Staate selbst die Zinsen des ganzen Kapitals erhalten, welches sie dem Staat in ihren Papieren übergiebt! Ist das nicht wahrhaft widersinnig? Man giebt doch sonst nichts weg, ohne etwas dagegen zu erhalten; und vernünftigerweise soll doch, was man erhält, gleichen Werth mit dem, was man weggiebt, haben. Das ist hier aber gar nicht der Fall. Die Kaisse d'Eskompte giebt Papiere, die zusammen 240 Mill. andeuten, sonst bis zum 1. Jul. des laufenden Jahres weiter gar nichts. Für diese Zeit erhält sie aber doch 6 Mill. an halbjährigen Zinsen. Wahrlich, eine gute Dividende für die Aktionäre; aber wie kömmt der Tresor, wie der Staat, wie die Nation dazu, ein solches willkührliches Geschenk an die Aktionäre zu machen?

5) Nimmt man alle itzt in Frankreich stattfindende Umstände zusammen, so glaube ich, daß der Tresor anitzt ohne Papiergeld nicht zurecht kommen kann. Der Staat ist mit seinen Zahlungen um mehrere hundert Millionen zurük; die täglichen Ausgaben an die Armee und Flotte müssen berichtigt werden; es fehlt an klingendem Gelde, da verschiedne ehmalige Auflagen abgeschaft sind, und die noch geltenden nicht entrichtet werden. Man

muß

muß voraussetzen, daß die Nationalversammlung richtige Grundsätze über die Staatsverwaltung festsetzen, und besonders die so nöthige exekutive Gewalt wieder herstellen wird; alsdann werden sicherlich die Franzosen im Stande sein, alle die Summen aufzubringen, die zu Erfüllung ihrer Staatsausgaben erfordert werden. Unter diesen so günstigen Voraussetzungen bedarf anitzt der Finanzminister nichts als ein gut ausgesuchtes und richtig angeordnetes Palliativmittel. Das beste wäre freilich ein freiwilliges Darlehn der Nation; damit will es aber nicht gehen. So käme dann ein gezwungnes Darlehn; dazu aber hat man nicht Muth oder nicht Ansehen genug gehabt. Folglich bleibt nichts anders als Papiergeld übrig. Dasselbe muß aber anitzt vom Staate selbst kreiret werden; und jede Mittelsperson, welche zwischen den Staat und das Volk treten wollte, würde das Spiel verderben. Der Werth dieses Papiergeldes beruht bloß auf folgenden zwei Punkten: a) auf dem Befehl, daß es unweigerlich bei allen inländischen Zahlungen angenommen werde; b) auf dem Zutrauen der Nation in ihre Staatsmänner und in sich selbst, daß jene die Maschine nicht mißbrauchen werden, und daß sie selbst Vermögen genug hat, diese Spielmarken in der Folge einzulösen. Wozu also eine Mittelsperson? Ich kann es mir sehr wohl vorstellen, daß eine Nation auf eine gewisse Zeit sich bei Ausgleichung ihrer inländischen

Schul-

Schulden mit Marken begnüget, die sie selbst gemacht hat; aber das finde ich empörend, daß eine Gesellschaft von Privatpersonen das Vorrecht erlangen soll, ihr Papier als volles Geld auszugeben. Und wenn ich Papiergeld annehmen soll, das nicht itzt, sondern erst nach einer gewissen Zeit ausgelöst werden wird; so werde ich doch lieber einer ganzen Nation vertrauen, als einer Gesellschaft einiger Privatpersonen. Folglich mußte anitzt die Nation selbst das Papiergeld kreiren: da weder sie selbst, noch irgend eine Gesellschaft von Bankiers im Stande ist, anitzt das auszugebende Papiergeld mit klingender Münze zu realisiren.

6) Dies sind Grundsätze, die meinem Bedünken nach Evidenz mit sich führen. Ohne Papiergeld kann der Tresor anitzt in Frankreich nicht auskommen. Dies Papiergeld kann itzt nicht nach den gewöhnlichen Begriffen realisiret werden. Dies Papiergeld ist anzusehen wie Spielmarken, die so lange gelten müssen, als das jetzige Spiel der Unordnung, der Verwirrung und der Anarchie dauert. Nach geendigtem Spiel, das sich wahrscheinlich zum Besten der Nation endigen wird, ist diese reichlich im Stande, alle diese Marken einzulösen. Keine Privatperson und keine Gesellschaft von Privatpersonen ist im Stande, die Garantie für eine ganze Nation zu leisten. Mithin muß man keine Bank, die von Privatpersonen errichtet wird, und am wenigsten die zu diesem Behuf gar

nicht eingerichtete Pariser Kaisse d'Eskompte nehmen, um dies Papiergeld zu erhalten. Der Staat, die Nation selbst muß unter ihrer alleinigen Autorität diese Spielmarken kreiren. Nekker ist indessen, wie wir gesehen haben, andrer Meinung; und er verwirft das Staatspapiergeld aus folgenden Gründen. „Wenn, sagt er, „die gegenwärtigen, in ihrer Art einzigen Umstände, worin sich Frankreich und die Finanzen „befinden, es nothwendig machen, daß wir uns „solcher Zettel bedienen, die nicht nach Verlangen „des Inhabers in klingende Münze realisirt werden dürfen; so müssen wir uns dieses Hülfsmittels nur sehr gemäßigt bedienen. Die Summe „der in Umlauf gesetzten Zettel muß bis zur dringendsten Nothdurft eingeschränkt werden; man „muß ihre Einlösung auf alle nur mögliche Weise „zu beschleunigen suchen; und um das Zutrauen „zu erhalten, muß man eine solche Form erwählen, an die man schon sonst bei Kreditsachen „gewöhnt ist.“ In diesem Räsonnement ist nichts gegen die von mir angenommenen Grundsätze, als nur die letzte Bemerkung: daß man in Kreditsachen nicht von der bisher üblichen Form abgehen müsse. Ist das wahr, so folgt freilich, daß die Kaisse d'Esk. gebraucht werden muß. Denn diese Kasse war die einzige Form, unter welcher bisher Papier statt baaren Geldes im Umlauf war. Allein ist ein solches Argument wohl bündig, wenn

von

von ganz außerordentlichen und nach Nekkers Angabe in ihrer Art einzigen Vorfällen die Rede ist? Soll die bisher übliche Form beibehalten werden, so gehört ja auch dazu, daß das Papier nach Verlangen realisirt werde. — Es thut mir um N. leid, daß sein Räsonnement in Absicht auf das itzt unentbehrliche Papiergeld so schwach ist. Wer kann sich verwehren, den Gedanken zu fassen, daß N. entweder ganz abhängig von den Direktoren der Kaisse d'Eskompte ist, oder daß er selbst als ein starker Aktionnär dieser Anstalt ihr einen ansehnlichen Gewinn auf Kosten der Nation verschaffen will?

7) Ich bleibe bloß bei dem Grundsatze stehen, und lasse mich auf das System nicht ein, welches man nun zur Ausführung der Sache annehmen müßte. Verschiedene in Frankreich haben die Richtigkeit dieses Grundsatzes gefühlt, und Systeme zur Ausführung entworfen. Die Nationalversammlung hat in dem Streit zwischen Nekker und Montesquiou die Evidenz dieses Grundsatzes anerkannt; aber bis itzt bleibt sie noch bei dem Systeme nach Nekkerschen Grundsätzen. Auch ist es wahr, daß das System, welches N. auf seinen unrichtigen Grundsatz gebauet hat, besser geordnet ist, als die Systeme, welche bisher in der Nationalversammlung zum Vortrag gekommen sind.

LXI.

So viel vom Nekkerschen Plan vom 14 November v. J. Ueber diesen Plan entstanden große Streitigkeiten in der Nationalversammlung, die abwechselnd bis zum 19 Dezember dauerten, an welchem Tage die Sache durch ein doppeltes Dekret entschieden ward.

Erstes Dekret.

1) Die Billete der Kaisse d'Esk. sollen bis zum 1 Jul. 1790 in allen Zahlungen für voll angenommen werden; nach dem 1 Jul. soll die Kasse nach der Strenge des Buchstabens realisiren.

2) Die Kaisse soll dem Tresor von itzt bis zum 1 Jul. 1790 die Summe von 80 Mill. in Zetteln abliefern.

3) Die 70 Mill. welche die K. d'E. dem Tresor im J. 1787. gegeben hat, sollen ihr innerhalb 20 Jahren vermittelst Annuitäten zu 5 vom Hundert zurük gezahlt werden.

4) Zur Tilgung der Vorschüsse von 1789. und von den ersten 6 Monaten 1790. sollen der K. d'E. 170 Mill. gegeben werden: theils in Anweisungen auf die außerordentliche Kasse des Staats, theils in Kaufbilletten von den zu verkaufenden liegenden Gründen. Diese Anweisungen und Kaufbillette tragen 5 vom Hundert an jährlichen Zinsen, und werden folgender Gestalt bezahlt. Vom 1 Jul. 1790 bis 1 Jul. 1791 werden monatlich 5 Mill.

abbe-

abbezahlt, und vom 1 Jul. 1791 monatlich 10 Mill bis zur gänzlichen Tilgung der Schuld.

5) Die Kaisse d'Esk. ist bevollmächtigt, 25000 neue Aktien zu kreiren.

6) Die Dividende der Aktionnäre ist unveränderlich auf 6 vom Hundert festgesetzt; der überschießende Gewinn wird nicht ausgetheilt, sondern zum Vortheil der Aktionnäre in der Kasse aufgehoben.

7) Wenn sich dieser gesammelte Fond bis zu 6 vom Hundert auf das ganze Kapital vermehrt hat, so werden 5 davon zum ursprünglichen Kapital der Aktie geschlagen, und die Dividende ist alsdann 6 v. H. auf dies um 5 vom Hundert erhöhete Kapital.

8) Die K. d'E. soll in den J. 1791 und 1792 ihren Aktionnären, in 4 verschiednen Terminen von 6 zu 6 Monaten, zusammengenommen 2000 Liver auf jede Aktie zurükzahlen.

Zweites Dekret.

1) Es soll eine außerordentliche Kasse des Staats errichtet werden, deren Einnahme aus den Beiträgen zur patriotischen Steuer, aus den Kaufgeldern der liegenden Gründe, wovon gegenwärtiges Dekret das Nähere bestimmen wird, und aus allen außerordentlichen Staatseinkünften bestehen soll. Die Verwendung der in diese Kasse geflossenen Summen soll darin bestehn, daß die

verschiednen Rükstände berichtigt, und die Kapitalien von allen den Schulden bezahlt werden, deren Tilgung die N. V. beschließen wird.

2) Die Domänen der Krone, mit Ausnahme der Forsten und der königl. Schlösser, die der König zu seinem Gebrauch behalten will, sollen verkauft werden; so wie auch eine gewisse Menge von geistlichen Gütern: und das durch diesen doppelten Verkauf zu erhaltende Kapital soll 400 Mill. groß sein.

3) Die N. V. wird die Form und die Bedingungen dieses Verkaufs festsetzen.

4) Es sollen Anweisungen, jede von 10,000 Liver, bis zur Summe von 400 Mill. auf diese außerordentliche Kasse des Staats ausgefertigt werden. Diese Anweisungen werden mit 5 v. H. bis zur Auszahlung verzinset. Man wird sie vorzüglich zum Ankauf der geistlichen Güter gebrauchen können. Hundert Millionen davon werden im J. 1791, hundert im J. 1792, achtzig im J. 1793, und der Rest im J. 1795 bezahlt. Es steht in jedermanns Belieben, diese Anweisungen gegen alle Arten von Staatspapieren, deren Auszahlung in der Schuldschrift selbst versichert ist, einzulösen.

LXII.

Meine Bemerkungen über dieses doppelte Dekret sind kürzlich folgende. Das erste ist ganz

nach

nach Nekkern abgefaßt; und also weiß man aus dem vorigen (Nr. LX.), was ich über den darin angenommenen Grundsatz denke. N. hat zwar einige Aenderungen vorgeschlagen, die auch von der Nationalversammlung angenommen sind; sie betreffen aber keinen wesentlichen Punkt des angenommenen Systems. Die N. V. hatte bestimmt, daß die Abbezahlung der Kaisse d'Esk. den 1 Jul. 1790 monatlich mit 5 Mill. anfangen solle; N. will aber erst den 1 Jan. 1791 den Anfang mit Bezahlen machen, und alsdann 10 Mill. monatlich geben. Ich schließe hieraus, daß N. der K. d'E. das Vorrecht, nicht realisiren zu dürfen, noch das ganze J. 1790 hindurch zugestehen will. Denn, wenn der Tresor nicht zu bezahlen anfängt, wie will die Kaisse bezahlen? — Ferner hatte die N. V. bestimmt, daß die K. d'E. auf jede Aktie in den J. 1791 und 1792 Zweitausend Liver zurükzahlen solle; N. will aber die Bedingung zugefügt haben, daß dieses Rembursement nicht Statt finden soll, wenn nicht wenigstens 50 Mill. zur freien Disposition vorhanden sind. Hier hat N. offenbar Recht, weil die K. d'E. eine forcirte Operation machen müßte, die mit den nachtheiligsten Folgen verbunden sein würde. — — Einen wesentlichen Fehler indeß, der in diesem Dekret ist, hat N. nicht bemerkt. Nach dem Buchstaben des ersten Artikels sollte man glauben, daß die N. V. den

geltenden Werth der Billete über ganz Frankreich ausdehnen wolle; es konnte aber auch dieser Artikel so verstanden werden, als sei darin nur von Paris die Rede, weil bis itzt die Zettel bloß dort als Geld gegolten haben. Dieses Unbestimmte mußte nachtheilige Folgen verursachen, die auch nicht ausgeblieben sind. Wären daher nicht besser dem ersten Artikel die Worte beigefügt worden, daß der Werth der Zettel sich über ganz Frankreich erstrekken solle; und hätte N. dies nicht der N. V. anzeigen sollen? Unstreitig; aber wahrscheinlich hat weder N. noch die N. V. Muth genug gehabt, diesen Zusatz beizufügen, weil sie vorher überzeugt waren, daß die Nation sich daran nicht kehren würde, und weil sie keine Macht hatten die Nation dazu anzuhalten.

Das zweite Dekret enthält das neue von der N. V. selbst ohne Nekkern ausgedachte Hülfsmittel, ein Kapital von 400 Mill. durch den Verkauf von Domänen und geistlichen Gütern zu schaffen. N. hat zweierlei dagegen erinnert. Erstlich gefallen ihm die Einlösungstermine der ausgestellten Anweisungen nicht. Er schlägt dagegen folgende Termine vor: Im J. 1791 sollen 120 Mill., 1792 sollen achtzig, 1793 wieder soviel, 1794 abermals achtzig Mill., und der Rest soll im J. 1795 eingelöst werden. Ich verstehe zwar nicht, was dieser an sich unbedeutende Unter-

terschied für einen Grund haben kann; ich verlasse mich aber nebst der N. V. darin auf Nekkern, daß er wichtige Gründe haben muß, die Einlösungstermine gerade so und nicht auf die von der N. V. angeordnete Art zu bestimmen. — Zweitens will er nicht, daß man alle Schuldverschreibungen des Staats, worin die Wiederbezahlung des Kapitals auf einen gewissen Termin versichert ist, gegen diese Anweisungen austauschen soll; und davon mag der Grund wohl darin liegen, daß bei dieser nachgegebenen Austauschung wenig oder gar kein Geld in den Tresor kommen würde, worauf doch itzt alles beruht.

Was die Sache selbst betrift, so bin ich überhaupt gegen allen Verkauf irgend einer dem Staat zugehörigen Realität, womit eine jährliche Einnahme verbunden ist, für ein gewisses ein für allemal gezahltes Kapital. Nach dem bisherigen Gang der Wirthschaft und der Industrie in Europa verbessern sich alle Realitäten in Absicht der davon zu erhaltenden Früchte, oder des Numerärwerths derselben; alle Geldkapitalien hingegen werden wegen der heruntergehenden Zinsen und der steigenden Preise aller Waaren von Zeit zu Zeit schlechter.

Wenn ich gleich die königl. Domänen und die geistl. Güter in Frankreich nicht kenne, so glaube ich doch mit

Wahrheit zu behaupten, daß beiderlei Grundstükke noch vieler Verbesserungen fähig sind, und daß die jährliche Einnahme davon wenigstens dem Zahlwerth nach steigen wird. Verkauft man also diese Realität für ein festgesetztes Geldkapital, so verliert der Staat offenbar dadurch an seinem Vermögen. Selbst wenn dies Kapital angewandt wird, um andere Kapitalien abzulösen, verliert der Staat dennoch. Denn das itzt abbezahlte Kapital, wenn es eine Kapitalschuld des Staats geblieben wäre, würde bei guter Staats- und Landwirthschaft in Frankreich von Jahr zu Jahr an seinem innern Werth verlieren. Man bezahlt also itzt durch den Verkauf der Domänen und der geistlichen Güter mehr, als man in der Folge zu bezahlen nöthig haben würde. — Weit eher geht es an, Domänen gegen eine ewige fest stehende Rente zu veräussern; wenn nur dabei festgesetzt wird, daß auf den Fall, daß alle Produkte und Waaren anhaltend im Preise gestiegen sind, auch die Rente verhältnismäßig erhöht wird. Denn dadurch fällt die Administration der Domänen für königl. Rechnung weg, wobei gemeinhin die größten Mißbräuche Statt finden; und wenn der Wohlstand des Domänenbesitzers durch anhaltend höhere Preise vermehrt wird, so werden die Einkünfte des Staats ebenfalls vermehrt.

Indeß

Indeß wollen wir auch die Gründe hören, wodurch die N. V. zu diesem Kapitalverkauf bewogen ist. Nachdem man alle eingegebene Projekte, um Geld zu schaffen, geprüft hatte, blieb man endlich dabei stehen, sich der Kaisse d'Esk. zu bedienen. Man beschloß also, die Bezahlung der von der Kasse bisher schon vorgeschossenen Summen noch auf spätere Zeit zu verschieben, und selbst neue Summen von ihr zu entlehnen. Um nun diese doppelte Absicht zu erreichen, um der K. d'E. neue Kräfte zu verschaffen, da man von ihr neue Dienstleistungen verlangte; um das Zutrauen der K. d'E. zu erhalten, und ihr das Zutrauen im Publikum zu versichern: schien der N. V. nichts zwekmäßiger zu sein, als der hiernächst beschlossene Verkauf der Domänen und geistlichen Güter. Die Nothwendigkeit dieses Verkaufs beruhte also auf dem genommenen Entschluß, sich der K. d'E. zu bedienen. Da nun dies, wie ich im vorigen bewiesen habe, fehlerhaft war; so sieht man hieraus, wie leicht Eine falsche Operation von Seiten des Staats eine Quelle von immer neuen unrichtigen Operationen wird.

Da durch den Verkauf der königl. Domänen eine bisherige Einnahme des Tresors vernichtet wird, und durch den Verkauf der geistl. Güter eine Einnahme wegfällt, welche die Geistlichkeit bisher entweder zum Unterhalt ihrer Person oder zu Bestreitung der Kosten des öffentlichen Gottesdien-

dienstes erhoben hat: so ist wohl kein Zweifel, daß die N. V. auf diese Umstände Rükſicht nehmen, und dem Treſor ſowohl als der Geiſtlichkeit eine anderweitige Einnahme anweiſen wird. Billig hätte aber die N V. deshalb theils mit dem Finanzminiſter wegen des Treſors, theils mit dem Provinzialverſammlungen wegen der für die Geiſtlichkeit aufzubringenden Summen Rükſprache nehmen ſollen.

Jedoch alles dies bei Seite geſetzt; ſo bleibt doch am Ende noch immer die Frage übrig: ob es denn mit dieſem Verkauf von liegenden Grundſtükken für 400 Mill. an Werth einen ganz ſichern und der Erwartung in kurzer Zeit entſprechenden Erfolg haben wird? Es iſt ſehr ſchwer anzunehmen, daß ſelbſt in Frankreich ein müſſiges Kapital von 400 Mill. ſein ſollte, welches die Beſitzer zum Ankauf liegender Gründe anwenden wollten. Und wenn diejenigen, die bisher ihre Kapitalien auf andere Art angelegt hatten, bewogen werden ſollen, dafür Güter zu kaufen; ſo müſſen ſie durch den niedrigen Preis der Grundſtükke gereizt werden: wobei aber der Staat verliert. Auch müſſen ja allemal diejenigen Perſonen und Anſtalten leiden, welchen bisher dieſe Kapitalien zu ſtatten gekommen ſind. Sollen zu dem Ankauf alte königl. Schuldverſchreibungen genuzt werden können, ſo wird der eigentliche Endzwek dieſes Verkaufs, nehmlich

baar

baar Geld zu bekommen, gar verfehlt. Ueberdem wird ein groſser Theil von Kapitaliſten Bedenken tragen, Domänen- und geiſtliche Güter zu kaufen. Wer ſteht itzt dafür ein, daſs in Frankreichs Staatsverwaltung nach Verlauf von etlichen Jahren die nehmlichen Grundſätze gelten, welche itzt die herrſchenden ſind? Und wie viel wagt nicht ein vermögender Mann, Grundſtükke zu kaufen, deren Beſitz ihm bei veränderter Denkungsart ſtreitig gemacht werden kann? Wer wird alſo kaufen? Spekulanten: die nichts zu verlieren haben, wenn die Sache ſchlecht geht, die den Verkauf dieſer Grundſtükke als ein Aktienſpiel anſehn; von dieſen wird aber der Treſor nur alsdann Geld bekommen, wenn die Spekulation gelungen iſt, und jeder im Staat ſich ärgern wird, eine ſo reelle Sache als liegende Gründe ſind, um ein Linſengericht hingegeben zu haben. Wer wird kaufen? Kommunitäten, wie z. B. ſchon Paris ſich erboten hat, für 200 Mill. zu kaufen. Dagegen wäre nun von der einen Seite nichts zu ſagen; denn beſſer iſt es, daſs eine vom Staat weggegebene Realität in die Hände einer Kommunität als einer Privatperſon kommt, weil der Staat bei jener doch noch eher zum Schadenerſatz kommt, als bei dieſer. Ich glaube auch bis itzt, daſs der Verkauf an Kommunitäten an und für ſich betrachtet, ein guter Ausweg iſt, den man anitzt nehmen kann, um nicht zuviel für den Staat zu verlieren. Aber baares

Geld

Geld wird doch dadurch auch nicht geschaft. Die Kommunitäten müssen also auf die erkauften liegenden Gründe Schulden machen, und die Zinsen davon aus den Einkünften der Güter bezahlen. Gesetzt nun, daß sie die erforderlichen Kapitalien auch erhalten, so wird doch die Wirthschaft auf den erkauften Gütern gewiß nicht die beste sein, und am Ende wird sich diese Operation wieder mit Verlust für die Kommunitäten endigen.

Die Zeit wird uns ja lehren, wie es mit der Ausführung dieses so wichtigen doppelten Dekrets vom 19. Dezember v. J. gehen wird. Bis itzt geht es nicht gut, und man hat schon hin und wieder zu bessern und zu flikken unternommen. Doch wir wollen nicht vor der Zeit urtheilen, sondern ruhig abwarten, wie es nach Verlauf von einigen Monaten mit den französischen Finanzen in Bezug auf diese Dekrete aussehen wird.

Berlin, d. 8 April 1790.

3.

Des Ritter Götz von Berlichingen eiserne Hand.

Die in den Annalen der Deutschen durch ihren muthigen Kampf für Freiheit so rühmlich bekannte

kannte eiſerne Hand Götzens von Berlichingen, deren Andenken einer unſrer erſten dramatiſchen Dichter ſeiner Feder nicht unwürdig hielt, befindet ſich noch in den Händen der Nachkommen jenes Ritters. Durch die Vermittelung der Gräfinn Maria Franziska von Haddik, vermählte Freifrau von Berlichingen, kam ſelbige im Jahr 1788 wieder an das Berlichingenſche Haus, nachdem ſie ſeit zweihundert Jahren von fremden Beſitzern aufbewahrt worden war. Ich ſah ſie mit den Empfindungen der Ehrfurcht, die dies Denkmal der Freiheit und des Muths unſrer Väter erzeugt; ich fand aber auch bei der genauern Betrachtung derſelben die Erfahrung beſtätigt, daß das Talent zur Mechanik ſich auch bei ſolchen Völkern ausgezeichnet entwikkelt, deren Fortſchritte in den verſchwiſterten Wiſſenſchaften und Künſten weniger bedeutend ſind. Der innere Mechanismus dieſes Kunſtwerks macht nicht allein das Beugen der Hand in verſchiednen Graden möglich; ſondern erlaubt auch den Gebrauch ſowohl einzelner, als aller Finger zugleich, nebſt dem Daum, welche ſämmtlich nach Bedürfniß gebogen, und durch den Druk zweier Springfedern wieder flach ausgebreitet werden können. Uebrigens iſt dieſe Hand weder ſchwer, noch ſelbſt ſo groß als eine gewöhnliche Mannshand: damit ſie, nach alt deutſcher Sitte, mit deſto geringerm Scheine großer Anſtren-

ſtrengung große Dinge verrichten möge. Mit einer ausführlichern Beſchreibung derſelben beſchenkt uns vielleicht Herr von Mechelen, der ihren innern Bau nach ſeinen einzelnen Theilen, und den Zuſammenhang derſelben, ſo wie ihre äußere Geſtalt, ſorgfältig gezeichnet hat.

Ich weiß dieſem nur noch die Empfindungen hinzuzufügen, welche der Anblik dieſer Hand bei verſchiednen der erſten Köpfe Wiens hervorbrachte, und welche ſie in einem Stammbuch aufgezeichnet haben, das den Neugierigen nebſt der Hand vorgezeigt wird, um derſelben darin ein Denkmal ihrer Aufmerkſamkeit zu ſtiften.

Wien. Baron von Labes.

* * *

O! Alte Deutſche Kraft, Kunſt, und Erfindung! Und nützlich, und brauchbar, und gut gebraucht!

Kreſel.

(Kaiſerl. Geh. Rath und Präſes der geiſtlichen Hofkommiſſion.)

Ich unterſchreib, o Kunſt, an dieſe Hand von Eiſen!
Das ganze Lob, ſo dir mein Nachbar ſpricht.
Doch macht die Hand allein den Ritter nicht!
Gieb ihm noch mehr, o Kunſt! Man wird noch mehr dich preiſen.

von Ayrenhof.

(Kaiſerl. Generalfeldwachtmeiſter der Infanterie; bekannt durch verſchiedene Theaterſtükke.)

Miratus

Miratus eſt Cicero: tam aptas, tamque multarum artium miniſtras manus *naturam* homini dediſſe: mihi vero ferreám manum, *arte* manuque Cyclopis factam, mirari licuit, in qua digitorum aeque facilis contractio, facilisque porrectio, propter molles commiſſuras, et artus, nullo in motu laborat.

Ignaz von Born.

Wie ehrwürdig biſt du mir, eiſerne Hand!
Schlugſt Ritter und Mönche. — —.

Gräfinn Baſſegli.
(geborne von Born, Tochter des vorigen.)

— — Serique nepotes
Virrutem videant, intabeſcantque relicta!

Perſius.

Comes Baſſegli.

Ars quae manu medetur
Fabricam hujus manus miratur.

Huneqowsky,
(Chirurgiae Profeſſor.)

Carnea tangenti quae gaudia dextra dediſſet,
Ferrea cum nunc det gaudia tanta mihi!

Michael Denis.

Du, mehr als Reliquien Hand!

Bruder Martin.

(Im Götz von Berlichingen.)

Als deutscher Freiheit Unterpfand,
Ließ Götz der Nachwelt seine Hand.

Blumauer.

Parce pias scelerare Manus!

Virgil.

Joseph Quarin.

O inanimada aunque eloquente mano!
Miremos te cubiertos de verguenza,
Viendo que nos reprendes, enseñando
El como se restaura la grandeza.
A que distintos usos, que contrarios,
En ti y en nos el herro nos presenta!
El herro subir te hizo a l'alta cumbre,
Y el herro nos arrastra entre cadenas.

El Canal Rubin de Celis

(Ein spanischer Edelmann von diesem Geiste, mit welchem Joseph der Zweite sich öfter und gerne unterhielt.)

Hättst Du, mein deutsches Vaterland,
Nie andere Reliquien verehret,
Als diese thatenreiche Hand,
Nie andern Götzen dein Vertrauen zugewandt,
Als solchen wie der Mann, den sie dereinst bewehret;

Noch

Noch stünde, wie sie nun zu Hermanns Zeiten
stand,
Der Deutschen Kraft und Freiheit unversehret! —
Götz wußte den Verlust durch Kunst sich zu ersetzen;
Und Du . . . . O Dein Verlust ist nicht zu schätzen!

Karl Jul. Friedrich.
(Verfasser der Situationen.)

Pro patria toto versabat pectore pugnam
Goezius, abscissamque manum reparaverat arte:
Ferreus, indomitae vindex ac gloria gentis,
Unimanus vibrans ensem, belloque tremendus.
Fas mihi sit dextram tetigisse, ac cernere tanti
Teutonis exuvias! —

Vidi et obstupui
J. M. Birkenstock.

Ich küsse dich, du hochberühmte Hand
Des biedern Götz, der für der Menschheit Rechte
Und deutsche Freiheit einst, ein hoher Felsen,
stand,
Nie sich erniedrigte zum feilen Fürstenknechte,
Den Guten hold, und den Tyrannen feind,
Gehorsam zwar, doch frei vom Sklavenbande,
Treu seiner Ritterpflicht, treu seinem Vaterlande,
Der Schutz der Unschuld war, und Unterdrükter
Freund!

Dich aber, edle Frau *), von einem Volk entsprossen
Von hohem Stolz und hohem Muth,
Deß Blut für Vaterland und Freiheit oft geflossen,
Wie Herrmanns Volk gerecht und gut;
Die, mit der offnen Stirn, dem hellen Geist im Blikke,
Im Herzen groß Gefühl, des Edlen Namen trägt,
Auf dessen heilge Hand ich meine Lippen drükke;
Dich ehr' ich als das Weib, dem hoch der Busen schlägt,
Wenn es von großen Männern höret;
Das durch erhabnen Sinn mit meinem Volk verwandt,
Warm Deutschlands Heldengeist, Talent, und Künste ehret,
Und neid' um Dich dein stolzes Vaterland.

Johann Friedrich Schink.

Wie Du, o Eisenhand des edlen Götzes, ward
Die deutsche Freiheit, auch der deutsche Muth,
verscharrt.
O möchten diese doch aus vaterländscher Erden,
So unversehrt wie Du, herausgegraben werden!

Alxinger.

Weh

*) Frau von Berlichingen (geborne Gräfinn Haddik aus einem ungarischen Geschlecht.)

Weh Dir, o Jüngling! deſſen feiges Blut
Für Götz nicht wallt; Du biſt der Deutſchen Hohn!
Für deutſchen Biederſinn und Heldenmuth
Sei Götzens Hand ſtets ein Palladion!

von Retzer.

Die Eiſenhand, auf die noch in der Folgezeit
Bewundrungsvoll die Edlen alle weiſen,
War ſchreklich im gerechten Streit,
Doch nicht regieret durch ein Herz von Eiſen.

v. Mechelen.

Aureae libertatis monumentum ferreum.

Reitter.
(Hofagent.)

4.

Ueber den verminderten Sinn des Vergnügens.

Es iſt etwas ſehr gewöhnliches und oft bemerktes, daß alte Leute über die Verſchlimmerung der Zeiten klagen. Theils rührt dieſes daher: daß die Umſtände ſich verändern, daß nur die vorzüglichſten Menſchen mit ihrem Zeitalter fortſchreiten, daß jüngere Perſonen die Hauptrollen ſpielen die ſonſt durch jene Alten beſetzt waren; theils: daß bei zu-

nehmenden Jahren das Gefühl der Kräfte sich vermindert. Von dem Unangenehmen der vorigen Zeiten hat man vieles vergessen. Man erinnert sich nur des Guten, das man genoß, und empfindet nur das gegenwärtige Uebel lebhaft. Das goldne Alter wird also immer in der Vergangenheit gefunden. Die Klagen über die Verschlimmerung der Zeiten entstehen deswegen im Allgemeinen meist aus unrichtigen Gründen. Sie gleichen dem Räsonnement der alten Frau, welche behauptete, daß die Rosen nicht mehr den angenehmen Geruch gäben, den sie vor funfzig Jahren hatten, die also die Schwäche ihrer Geruchsnerven auf Rechnung der Rosen setzte.

Allein einige Klagen unserer guten Alten scheinen doch vollkommen gegründet. Wenn sie behaupten, daß ein gewisser lebhafter Sinn für Freude unter den gebildeten Menschen, vorzüglich in den Provinzen und bei den Individuen, wo die meiste Geistes- und Herzenskultur herrscht, abgenommen hat; daß die junge Welt itzt nicht mehr so von ganzem Herzen genießet, und Langeweile oder Erschöpfung schon in dem Alter zu herrschen anfangen, wo man sie vordem nicht kannte; so liegt der Grund dieses Urtheils wirklich in einer großen Veränderung der Umstände. Der lebhafte Sinn für Freude, für Vergnügen, hat abgenommen. — Es kann nicht unwichtig, wenn schon nicht aufheiternd sein, die Quellen dieser Veränderung aufzusuchen. Physische

und moralische Ursachen haben die Empfänglichkeit für das Vergnügen, den Geist des Frohseins, bei der Jugend der gebildeten Stände unter beiden Geschlechtern in Deutschland in den letzten 10 bis 20 Jahren gelähmt. Am auffallendsten zeigen sich die Folgen dieser Veränderung bei dem stärkeren Geschlechte, den Männern. Mit den Ursachen dieser Veränderung bei diesem Geschlechte werde ich mich vorzüglich beschäftigen. Die gehörige Entwikkelung der physischen Ursachen überlasse ich einem philosophischen Arzte: ob ich gleich einige der wichtigsten gelegentlich werde erwähnen müssen, weil ich sonst nur ein höchst mangelhaftes Gemälde entwerfen würde; aber eine genugthuende Ausführung wird man von mir über diesen Punkt nicht erwarten.

Die moralischen Ursachen scheinen bei weitem am stärksten gewirkt zu haben. Als Vier der hauptsächlichsten zeichnen sich aus: 1) die Ausbildung der Staatseinrichtungen in Deutschland; 2) die außerordentliche Ausbreitung philosophischer und politischer Ideen; 3) Zunehmender Luxus und zunehmende Theurung; und 4) die Revolution in der Erziehung.

1) Ausbildung der Staatseinrichtungen. Bei dieser Ursache werde ich mich am längsten verweilen, und um mich recht verständlich zu machen, etwas weit ausholen müssen. Mancher wird vielleicht der Entwikkelung des feineren Despotismus

keinen so großen Einfluß auf die Verminderung des gesellschaftlichen Frohsinns einzuräumen geneigt sein. Wer aber entweder in einem Lande lebt, das unter diesem Uebel recht seufzt, oder wer im Gegentheile glüklich genug ist, wie ich, Unterthan eines Landes zu sein, wo die persönliche Freiheit des Menschen so außerordentlich geachtet wird, wo Landstände die größten Rechte besitzen, wo keine Verordnungssucht, keines der unzähligen Uebel herrscht, die viele andere Staaten drükken, wo Landesherr und Minister wetteifern, das Muster einer gelinden und billigen Regierung zu geben, und wer dabei andere Länder zu kennen Gelegenheit gehabt hat: der wird wahrscheinlich das Folgende nicht unzwekmäßig finden.

Deutschland ist seit mehr als hundert Jahren nicht der Sitz freier Verfassungen. Nach dem Westfälischen Frieden, als die Begriffe von Landeshoheit sich immer weiter ausbildeten und ausgedehnt wurden, sank das Ansehn der Repräsentanten des Volks bis zur Ohnmacht herab. Die aufgekommenen glänzenden Hofhaltungen dienten dem Fürsten statt einer Glorie; die Hofbedienten waren Thronen und Heerscharen des Stellvertreters der Gottheit. Derjenige, zu dem sich der Unterthan sonst als Landesvater wandte, mit demjenigen Gefühle etwa wie sich itzt der Bauer seinem Junker nähert, war nun ein Wesen ganz andrer Art. Vergöttert dünkten sich die Fürsten; die Phi-

lipps-

lippsöhne; Götter. Der Kanute, welche die Schmeicheleien ihrer Großen auf anschauliche Art zurükwiesen, gab es keine. Der Hofmann war knechtisch, um höher zu steigen, um besser bezahlt zu werden. Je erhabner der Herr war, desto größer und wichtiger mußte der Diener in den Augen des Nichtdieners werden. Der Fürst und der Hofmann hatten beide sich in Italien oder Frankreich gebildet. Jener wählte sich einen Medici, oder wohl gar Ludewig XIV zum Muster; Dieser einen La Feuillade, oder den Günstling eines Italiänischen Hofes. Beide verloren bald die alten vaterländischen Ideen. Auf den größern Theil der Nation, den Landmann, der noch wohl itzt den Fürsten nicht viel höher als seinen Amtmann hält, wirkte die Veränderung am wenigsten und am langsamsten; aber von der Hauptstadt aus, wo, nebst den Universitäten, die meisten politischen Begriffe sich bildeten, ging diese Revolution der Ideen in die andern Städte über.

Gegen Auflehnungen und Associationen, welche etwa hätten entstehen können, sicherte der um eben die Zeit angenommene stehende Soldat. Noch mehr sicherte den Fürsten die Schwäche der Großen. Fast allenthalben war der Adel durch den dreißigjährigen Krieg äußerst verarmt. Viele alte Geschlechter waren ausgestorben; manche hatten ihre Besitzungen veräußern müssen. Die Städte waren eben so tief zurükgekommen. Mehrere einträgliche Zweige des Handels mißte der

Bürger auf immer. Regten sich etwa in einer Stadt noch die alten Ideen, so drükte sie bald die Gewalt nieder. Dem Privatmann, der widerstehen wollte, war durch den Arm der Justiz so leicht beizukommen. Justiz und Regierungssachen waren nicht getrennt. Die Richter in dem wichtigsten Gerichte, das den Blutbann über die höhern Stände ausschließend ausübte, waren Räthe des Fürsten. Die Publizisten auf den Universitäten vertheidigten die Rechte der Fürsten gegen die Anmaßungen des Kaisers auf Kosten der Unterthanen *). Welchen Einfluß haben nicht noch itzt die Lehrer unsrer hohen Schulen auf die Denkungsart ganzer Generationen **)? Wie viel stärker mußte dieser Einfluß nicht damals sein, da die Akademieen fast die einzige Quelle waren, von welcher abstrakte Ideen sich ausbreiteten? was sie itzt so ausschließend nicht mehr sind.

Der Grund von vielem, was nach dem Westfälischen Frieden sich erst ausbildete, war schon vor dem dreißigjährigen Kriege gelegt. Wie fast alle große Veränderungen, entstand alles nach und nach. Gewiß

*) Hugo's Rechtsgeschichte, S. 240.

**) Zu unsern Zeiten hat wohl keiner stärker auf eine den Publizisten des vorigen Jahrhunderts entgegen gesetzte Art gewirkt, als Pütter. Unter den Vertheidigern der Menschen- und Bürgerrechte steht sein Namen oben an. Allein von dieser Seite betrachtet, gebührt ihm schon der Dank der spätesten Nachwelt.

Gewiß im Anfange nicht sehr planmäßig; aber zur totalen Umbildung gings doch mit Riesenschritten.

Begünstigt von Umständen und vorzugsweise von despotischen Absichten geleitet, wußten einige Fürsten oder ihre Minister sich der Landstände ganz zu entledigen. Der größte der Könige sagt selbst *): daß in seinem Lande die Stände unschuldig an der Zernichtung ihrer Gewalt waren. In vielen deutschen Staaten blieben zwar Stände; aber unglüklicher Weise hörte, um eben die Zeit da die Macht der Fürsten stieg, der größte und angesehenste Theil, aus welchem die Stände in den meisten Staaten zusammengesetzt waren, auf Repräsentanten des Volks zu sein. Das unmittelbare Interesse der Ritterschaft und der übrigen Unterthanen ward getrennt, ja einander entgegen gesetzt, da die Heerfolge der erstern in Abgang gerieth, und die Steuerfreiheit, die sie nur wegen des persönlichen Dienstes genossen, doch von ihnen nach wie vor behauptet wurde: gerade zu einer Zeit als der Fürst immer mehr Steuren verlangte. Das Repräsentationssystem eines Volks braucht gar nicht genau weder nach der Seelenzahl noch dem Eigenthume bestimmt zu sein **): so sehr die Demokratischgesinnten auch das

*) Memoires de Brandebourg, edit. de 1751, p. 310.

**) Bei mehrern Gelegenheiten habe ich bereits erwähnt, wie nachtheilig ich die von Pitt vorgeschlagene Veränderung in der Repräsentation des Englischen

das Gegentheilglauben. Wenn das Volk aber gar keinen Einfluß auf die Wahl seiner so genannten Repräsentanten hat; wenn diejenigen, die Taxen bewilligen, keine Taxen bezahlen: wie schwach wird nicht alsdann das Band zwischen den Repräsentanten und dem Volke werden? Fast in ganz Deutschland ward die Abgabe von liegenden Gründen Hauptabgabe; und fast allenthalben eximirte sich der Adel von dieser. Freilich kam zwar der Junker um seine gutsherrlichen Gefälle, wenn der Bauer unter den öffentlichen Lasten erlag. Das mittelbare Interesse der Ritterschaft nöthigte diese auf Erleichterung des Landmannes

lischen Volks halte. Pitts Antrag gieng dahin, den Rotten Boroughs, den Flekken wo das Wahlrecht wenigen Personen zusteht, das Stimmrecht zu nehmen, und dagegen die Repräsentanten für die Grafschaften zu vermehren. Die ganze englische Geschichte hat jedoch bewiesen, wie fast immer alle verderbliche Maaßregeln von den Repräsentanten der Grafschaften, den Country Gentlemen, Anfangs unterstützt worden sind; und die Natur der Sache ergiebt es, wie selten Landjunker der Regel nach einen großen umfassenden politischen Blik besitzen können, so vortreflich sie auch zur Administration des Details seyn mögen. Es wäre eine herrliche Sache, wenn ein Mittel ausfündig gemacht werden könnte, durch welches vorzügliches Landeigenthum mit vorzüglichen Geistesfähigkeiten unzertrennlich verbunden würde. Bis dahin scheint Pitts Plan, mit dem es ihm nie Ernst war, den er nur ergrif um seine Popularität besonders in Yorkshire zu erhalten, nicht zu den wahren Verbesserungsplanen zu gehören.

mannes zu denken; allein der gewöhnliche Mensch handelt nach den Vortheilen und Eindrükken des Augenbliks. Wie selten kömmt dagegen sein wahres, entfernteres, mittelbares, Wohl in Betracht! — Die Prälaten theilten das Interesse der Ritterschaft; und wie waren nicht die Städte von ihrem alten Ansehn gesunken? Das Administrationswesen der letzten war unter die Direktion des Landesherrn gerathen. Magistrate wurden von ihm, nicht durch das Erkenntniß der Justizhöfe abgesetzt. So gut auch die Inspektion der Fürstlichen Regierungen für die getreue Verwaltung städtischer Klassen sein mochte; wie abhängig mußte nicht gerade durch diese Inspektion der Bürgermeister, in Zeiten wo ungleich gewaltsamer verfahren ward als in den unsrigen, vom Hofe werden? Das getrennte Interesse des einen Theils der Repräsentanten von dem Interesse des Volks, die Abhängigkeit des andern Theils der Volksvertreter vom Hofe, war ein großes Uebel: vorzüglich deshalb, weil es das Zutrauen des Volks in seine Repräsentanten vernichtete und die Entstehung eines Gemeingeistes hinderte.

Wären jedoch die Deliberationen der Stände öffentlich geführt worden, hätte das Volk erfahren wie dieser und jener in den Versammlungen sprach, welche Grundsätze darin herrschten, wäre an Publizität, an Preßfreiheit, zu denken gewesen;

weſen; aller Nachtheile im Repräſentationsweſen ungeachtet, dennoch hätte ſich eine Volksſtimme bilden können, die den Repräſentanten, dem Fürſten, ehrwürdig geworden wäre. Doch wie war in den Zeiten an ſo etwas zu denken? Iſt nicht ſogar in England die Mittheilung der Parlamentsdebatten durch den Druk, die Zulaſſung der Zuhörer bei denſelben, gegen die Geſetze! Wie ſpät hat man erſt eingeſehen, daß der Geiſt, der eine freie Verfaſſung ihrer Beſtimmung gemäß in die Länge erhalten kann, lediglich Folge von den öffentlichen Berathſchlagungen der konſtitutiven Macht, Folge der Preßfreiheit ſei?

Die angezeigten großen Veränderungen mußten ſehr nachtheilig auf die Selbſtſtändigkeit des Charakters, auf die freie Ausbildung der Seelenkräfte bei dem beſſern Theil der Nation wirken; allein, ſo übel alles ausſah, ſo übel es auch wirklich war: die größten, die vorzüglichſten Nachtheile wurden erſt ſpät in der Folge empfunden. Die Zeit des ſich bildenden Despotismus, ſo zerſchmetternd ſie auch einzelnen Menſchen wird, iſt doch nicht die drükkendſte, die erſtarrendſte für Kopf und Herz. Wenn das ganze Gebäude da ſteht, dann fühlt erſt die Erde die es tragen muß, daß unter ihm nichts aufkommen kann, daß es auch jeden Keim in der Entſtehung vernichtet. Die Zeiten der erſten Cäſarn, eines Tibers, eines Nero, waren fürchterliche Zeiten; aber von der

Ver-

Verfassung und Denkungsart der Republik war doch noch manches übrig. Das Andenken des Kassius, des Brutus, lebte noch in den Herzen der Römer. Die Bildnisse dieser beiden wurden zwar bei dem Leichenbegängniß der Gemahlinn des Kassius, Brutus Schwester, nicht mit herumgetragen; allein ihrer gedachte das Volk mehr wie aller Ahnen der Verstorbenen. Jener Bildnisse die nicht gesehen wurden, verdunkelten diese *). Wer aber hätte nach Septimius Severus noch an Brutus, an Kassius, gedacht? — Richelieu hat den Despotismus in Frankreich auf das gewaltsamste gegründet; und doch unter ihm und nach ihm wie viel Widerstand zeigten nicht noch einzelne Menschen! Der 72jährigen Regierung Ludwigs XIV. war es aufbehalten, alle Kraft zu vertilgen. Nur in der langen Zeit konnte es dahin gebracht werden, daß, wie man weiß, beim Tode des Königs kein Mann von Kopf für die ersten Staatsbedienungen aufzufinden war.

In Deutschland ging es zwar mit der Veränderung in der Verfassung der Staaten schnell zu; allein doch immer allmählich, wie mit allem in der Natur. In wenig Jahren konnte nicht das Andenken an die vorigen Formen ausgelöscht werden. So stark sich die Denkungsart auch veränderte, so sehr der größte Theil der gebil-

*) Praefulgebant Cassius atque Brutus eo ipso quod imagines eorum non visebantur. *Tacit.*

gebildeten Menschen die zunehmende Gewalt der Fürsten willig ertrug, so gab es doch immer noch Einzelne die am Alten hingen, die gegen den Despotismus unter dem Schutze der Bruchstükke der Verfassung und Denkart ihrer Väter stritten. Es gab noch Widerstand bei Einzelnen. Wer zu widerstehen vermag, bei dem ist weder das Gefühl von Kraft noch ihr Gebrauch verschwunden. Wenn er erliegt, so erliegt er mit dem Bewußtsein eigner Stärke. Ist sein Fall noch so gewaltsam, selbst sein Fall bleibt dem Zustande desjenigen vorzuziehn, der Kraft in sich spürt, sich aber durch das ganze System wohlgeordneter Staatseinrichtungen, das nur maschinenmäßig wirkt und den freien Gebrauch eigner Kräfte ausschließt, gefesselt an Händen und Füßen, wie der alte Prometheus auf dem Kaukasus, ohnmächtig hingestrekt fühlt. — Noch mehr, das System des Despotismus ward nicht mit dem Schlage einer Zauberruthe aufgeführt. Es erforderte an manchen Orten und bei manchen Veranlassungen einen nicht geringen Aufwand von Kopf und Muth, um es aufzurichten. Der Fürst konnte das nicht allein. Er mußte, selbst auf nicht kurze Zeiten, Männer von Kopf und Muth zu diesem Endzwekke brauchen. Die Louvois wurden in mehrern Fächern unentbehrlich.

Hier

Hier war ein groſses Feld für die eigene Thätigkeit der Menſchen eröfnet. Freilich, ſo unrühmlich wie je eines war; aber Menſchen handelten, nutzten ihre Kräfte, wenn gleich dazu, die Kräfte aller kommenden Generationen zu erſtikken. Mancher Fürſt, mancher Miniſter, von groſsen Eigenſchaften, obſchon noch ſo despotiſch in Anwendung derſelben, muſsten der Nation einen Enthuſiasmus einflöſsen, der beim groſsen Haufen nur durch perſönliche Eigenſchaften, nicht durch ihre Anwendung, erregt wird, und zu dem die Dauer der willkührlichen Gewalt die Menſchen noch nicht unfähig gemacht hatte. Der wahre Enthuſiasmus, der nicht durch fürſtliche Machtvollkommenheit erzwungen werden kann, lieſs den Unterthanen, die er begeiſterte, das Gefühl einer freiwilligen Empfindung, die ſie den Herrſchern ohne Befehle darbrachten. Wie viel ertragen wir nicht von denen, die wir bewundern und lieben!

Die Zeiten boten noch andere Auswege dar, wo muthige Menſchen ihre körperlichen Kräfte für das Vaterland anwenden konnten. Es galt oft den Erbfeind der Chriſtenheit; oft den im deutſchen Reiche, nach den Verheerungen in der Pfalz, eben ſo verhaſsten Franzoſen. Die Kriege mit dieſen Mächten waren nicht ſo wohl Kriege der Fürſten, als Nationalkriege.

Nach geendigtem ſpaniſchen Succeſſionskriege, und der wiederhergeſtellten Ruhe im Norden,

bildete das Regierungssystem in den einzelnen Staaten Deutschlands sich immer weiter aus. Hätten nicht die alten Ideen von der Gewalt des ersten Staatsbedienten noch geherrscht, wäre mehr Licht über den wichtigsten Gegenstand des menschlichen Nachdenkens, den Zwek der bürgerlichen Gesellschaft, verbreitet gewesen; man hätte schon damals die Befestigung des Despotismus mehr fühlen müssen. Der Oestreichische Successionskrieg verhinderte die Fortschritte in den Einrichtungen der Staaten. Dem gelehrten Theile im Volke gab er ein großes publizistisches Interesse. Aber eine so lebhafte Theilnahme, als im siebenjährigen Kriege für und wider Friedrich herrschte, war in Deutschland etwas unerhörtes. Die anhaltende Anstrengung der Menschen war unglaublich groß. Der feinere Despotismus konnte sich während dieser Kriege nicht weiter ausbilden, da dieser Despotismus nur im Frieden gedeiht. Die Menschheit litt auf eine andere Weise; allein für alle Uebel, die Erschlaffung nach sich zieht, war sie in dieser Periode, die aber nur kurz, nur vorübergehend war, gesichert. Der Hubertsburger Frieden verschafte Friedrichen Muße, große Plane zum Wohl seines Landes durchzuführen. Wie viel und in welchem erhabenen Geiste er gewirkt hat, das kann die späteste Nachwelt nicht vergessen. Friedrichs Beispiel reizte allenthalben zur Nachahmung. Freilich Anfangs wohl mehr von Seiten

des

des Militärs; aber doch sah man bald, daß wenn man Soldaten halten wolle, man auch Geld haben müsse sie zu bezahlen. Von den Unterthanen konnte man nicht mehr nehmen als sie hatten. Nun galt es Plane, die Unterthanen wohlhabend zu machen: nicht für ihren eignen Genuß, sondern damit ja gleich recht viel von ihnen genommen werden könne. Es ward genau berechnet, wie viel ein Mensch dem Landesherrn eintragen müsse, wie viel er werth sei. Die Populationswuth begann. Die Menschen und die Schafe waren nur der Wolle wegen für den Herrn der Heerde da. Unter den vielen gut denkenden Regenten, die Deutschland hat, und es hat deren itzt mehrere wie es vielleicht je hatte, möchten manche aus wahrem Gefühl ihrer Regentenpflicht, aus wahrer Liebe für ihr Volk, die Vermehrung ihrer Unterthanen, und jedem derselben (mit dem guten Heinrich) am Sonntage ein Huhn im Topfe wünschen. Allerdings ist gute Nahrung von der größten Wichtigkeit, auch für den arbeitenden Theil der Menschen. Aber Gefühl von persönlicher Freiheit ist ihnen wenigstens eben so wichtig. Legt sie in Ketten, und gebt ihnen noch so viel und noch so gut zu essen und zu trinken, als ihr wollt; wahrlich! die meisten werden lieber im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot kümmerlich verdienen wollen. Das wird so lange so bleiben, als der Mensch noch etwas mehr als Körper ist.

Ungeachtet des materialistischen Systems, wenn ich es so nennen darf, nahm doch die wahre Wohlhabenheit nicht zu. Wenn das Volk mehr verdiente als in den ältern Zeiten, so mußte es auch ungleich mehr geben. Was man von ihm forderte, konnte es nur durch die größte Anstrengung seiner Kräfte aufbringen. Thätigkeit gehört zur Bestimmung des Menschen; aber nicht ununterbrochene quaalvolle Anstrengung, die vor der Zeit stumpf macht und aufreibt. Das Ganze ward maschinenmäßiger eingeleitet. Es ähnelte immer mehr dem Militär, wo allein einer die Kette hält, alles andere aber nur in die nächsten Glieder maschinenartig eingreift *). Der Fürst wollte alles allein durch sich selbst abthun. Die ersten Bedienten des Staats, die angesehensten Landeskollegien, kamen um ihren Einfluß. Der Fürst wollte keine Rathgeber mehr, nur Vollzieher seiner Befehle. Verordnungen und Verbote erschienen ohne Anzahl. Ueber alles wurden Vorschriften ertheilt. Die Regierungskunst mit allen ihren Zweigen ward auf Akademieen vorgetragen. In so fern es zur Schärfung des eignen Nachdenkens, zur Erwerbung nützlicher Vor-

*) Wie wenig auch selbst das Militär zur bloßen Maschine herab gewürdigt werden darf, wie wichtig auch bei ihm freie Mitwirkung des menschlichen Geistes wird: wer fühlt das nicht bei Friedrichs Beschreibung der Schlacht bei Leuthen! Wie sehr müssen uns nicht gleichfalls die neuesten Vorfälle an diese Wahrheit erinnern!

Vorkenntnisse, geschah, mochte das Letztere vortreflich sein. Aber der Geist des Zeitalters dachte nicht so. Durch Kompendien und Kollegien sollten Staatsbediente erwachsen, wie durch Exerzierbücher Offiziere, und durch Hellfelds Pandekten Richter und Advokaten. Nur der Fleiß, das Wissen des Menschen kam in Betracht. Ob er denken konnte, das war wenigstens sehr gleichgültig. Wozu sollte er auch selbst denken? Ueber alles war ja vorgeschrieben und geordnet. Die Generalmaximen über die Regierungskunst plauderte man dem Kompendium nach, und was in einzelnen Fällen zu thun war, darüber konnten nur die unzähligen hohen Verfügungen nachgeschlagen werden. Wirklich das alte Mätressenregiment, so gewaltsam, so verschwenderisch es auch verfuhr, war nicht so erstikkend für eigne Thätigkeit des Menschen, als dieses.

Je mehr sich die Geschäfte und die Verflechtungen der bürgerlichen Gesellschaft vermehren, je zahlreicher diese wird, je mehr Bestimmungen über entstandene Verhältnisse werden von der gesetzgebenden Macht erfordert. Die Simplizität der patriarchalischen Zeiten muß aufhören. Die innerlichen Einrichtungeu eines Staats zwingen auch oft benachbarte Staaten ähnliche zu treffen, wenn sie nicht das Geld und die Industrie ihrer Unterthanen den Nachbaren Preis geben wollen. Aber einmal ist es etwas sehr verschiedenes: das

thun, was man wirklich nach den Regeln gesetzgeberischer Klugheit thun muß; und aus Verordnungssucht verfahren, aus der unruhigen Begierde sich zwischen Alles zu mengen, alles vorschreiben, bestimmen zu wollen. Zweitens ist nicht zu leugnen, daß je mehr sich mit den Fortschritten der Kultur in den Einrichtungen der Staaten alles systematisch ordnet, der Spielraum für die eigene Thätigkeit des Menschen als Staatsbürger immer enger und enger werden muß, und der Staat selbst dadurch auch unabsichtlich immer mehr zu einer todten Maschine herabsinkt. Man sehe auf China, und urtheile. Ist dort nicht alles so vollkommen geordnet und bestimmt als möglich? Jeder weiß was er zu thun und zu lassen hat, wie viele und tiefe Reverenze er machen muß; aber bei dem geringsten Anstoß, von innen oder außen, wie oft ist nicht das Reich in die größte Unordnung gerathen? Jeder Staat hat seine kritische Epochen, wo die Kräfte der gewöhnlichen Steuermänner, die bei günstigem Winde das Staatsschiff leidlich genug führen mögen, nicht hinreichen. Wer soll die vielen Räder der komplizirten Maschine in der gehörigen Bewegung erhalten, sie vor Unordnung bewahren, wenn bei dem gebildeten Theile der Nation keine Energie ist, wenn die moralische Natur, durch die Staatseinrichtungen selbst, oder die vorhergegangenen Regierungen großer

despo-

despotischer Geister, erschlaft, entnervt, worden? Das mechanische Befolgen der Vorschriften reicht nicht hin; nur eigene freie Thätigkeit des Menschen kann da retten und helfen.

In republikanischen Staaten ist das einzige Gegenmittel gegen das schleichende Fieber, die Erschlaffung der Bürger des Staats, zu finden. Wo die Deliberationen der konstitutiven Macht öffentlich getrieben und gedrukt werden, herrscht ein beständiges Interesse für den Menschen als Staatsbürger, das natürlicher Weise um desto größer, Seelenerhebender wird, je ansehnlicher und wichtiger die Verhältnisse des Staats als Staat sind. Das große allgemeine Interesse giebt den Hauptvereinigungspunkt; aber das besondere, was in England und den Amerikanischen Staaten ein so großer Theil der Unterthanen als Bürger in den Städten, Freeholders in den Grafschaften, Mitglieder von Korporationen und Associationen, genießt, giebt der freien Uebung der Seelenkräfte noch von ungleich mehreren Menschen Raum. In England sind viele der wichtigsten innern Einrichtungen bloß durch gemeinschaftliche Verabredungen derer, die dabei interessirt waren, entstanden; in Deutschland geschieht alles durch Befehle von oben herab. Was von beiden bildet bessere Menschen? was sichert den Staat mehr vor Erschlaffung? Zu gern möchte man uns Deutsche glauben machen, daß in England jeder will-

willkührlich handelte, daß dort keine Gesetze, keine Verabredungen geachtet würden. Es ist hier der Ort nicht weitläuftig das Gegentheil zu erweisen. Wer kann glauben, daß die Befehle besser gehalten werden, die die Meinung einiger wenigen Menschen gab, als diejenigen, die der größte Theil des Volks bestimmte? So viel Achtung und Gehorsam für Gesetz und Gewohnheit, wie in England herrscht, ist in keinem deutschen Staate zu finden; und der Sinn der in England wirkt, wird in jedem nicht ganz verwilderten Freistaate der Art anzutreffen sein *).

In Holland wird das öffentliche Interesse einigermaaßen dadurch aufrecht erhalten, daß jede Stadt beinahe eine Republik für sich ausmacht; so schädlich das auch dem Staatskörper im Ganzen ist, daß die Kommittirten zu den Staaten Berichte an die Magistrate abstatten und Instruktionen

*) Ein schöneres Beispiel von Unterwerfung unter dem Willen der Majorität, selbst in Rükſicht von Gründung der Staatsverfassung, als die Partei der Antiföderalisten, derjenigen welche die Macht des Kongresses beschränken wollten, in Amerika gab, hat kaum die Geschichte aufzuweisen. Besonders vortheilhaft zeichnete sich diese Partei in dem Staate von Neuyork aus. Unter ihrem Anführer, dem Guvernör Clinton, that sie alles, um durch gesetzmäßige Mittel die neue Organisation des Kongresses zu hintertreiben; aber, wie sie überstimmt ward, erklärten Anführer und Partei, Gut und Blut für die Erhaltung der angenommenen Verfassung aufopfern zu wollen.

nen von diesen nehmen müssen. Allein wie schwach wirkt nicht, gegen England gerechnet, das große allgemeine politische Interesse in Holland; weil hier Aristokratie herrscht, die ihre Berathschlagungen über die Angelegenheiten des Staats nicht öffentlich, sondern nach der gewöhnlichen Verfahrungsart der Aristokratie bei verschlossenen Thüren treibt. Wenn in England das Parlament eine Veränderung von einiger Wichtigkeit vornehmen will, so beschäftigen sich nicht allein die besten Köpfe in demselben auf das lebhafteste mit der Sache, und fragen andere wohlunterrichtete Bürger um Rath; sondern jeder im Volke, wer Lust hat, sagt seine Meinung darüber öffentlich im Drukke. — In Deutschland wird viel hypothetisch über Staatseinrichtungen räsonnirt. Wenn aber von den Regierungen Hand an irgend eine Verbesserung gelegt werden soll, so ist die vorzunehmende Neuerung keine Angelegenheit des Publikums. Im Gegentheil gewöhnlich wird diesem ein Geheimniß von demjenigen was man vorhat gemacht. Höchstens laufen dunkle widersprechende Gerüchte desfalls herum, die oft die besten Maaßregeln der Administration im voraus verhaßt machen. Man erfährt nichts mit Gewißheit, bis die Verordnung im Druk erscheint. Die weisesten Fürsten pflegen zwar, wenn die Sache von Belang ist, Gutachten von einigen Departementern oder sachkundigen Männern einzuholen; allein diese sind selten durch

die öffentliche Stimme darauf vorbereitet. Sie haben nicht für oder wider das vorzunehmende Geschäft sprechen hören. Die Ideen sind ihnen nicht geläufig genug. Sie müssen sich erst mit Mühe in die Sache hineinsetzen. Wenn sie auch endlich das verlangte Gutachten gut ausarbeiten, so fehlt es ihnen gewöhnlich doch an einer gewissen Fülle, die meistens nur durch die Bekanntschaft mit den Gedanken anderer Menschen über denselben Gegenstand erzeugt wird. Durch die Gutachten haben sich die Verfasser derselben für die Sache interessirt. Nun hören sie oft nach langen Zeiten nichts weiter davon. Ihr Interesse muß also einschlafen, erstikt werden. Auf einigen unrichtigen Ideen beharren sie mit Steifsinn, weil man von einem bereits zu Papiere gebrachten Gedanken bei weitem so leicht nicht abgeht, als von einem bloß mündlich in einer Debatte gesagten. Kurz, das Publikum wird nicht gehörig vorbereitet auf das was geschehen soll. Ist erst alles bestimmt, dann hilft es nicht, wenn auch einige Menschen mit bessern Einsichten darüber auftreten wollten. Keine Regierung thut gerne gleich wieder einen Schritt zurük, und tadelnde Urtheile über neue Verordnungen werden auch selten öffentlich gestattet. — Es giebt freilich Ausnahmen von der gerügten Verfahrungsart, aber sie sind selten. Das Betragen im Preussischen, bei Gelegenheit des neuen Gesetzbuches, verdient unter diesen Ausnahmen die glänzendste,

die ehrenvolleste Stelle. Es bleibt der größte Beweis, den eine Regierung für die Achtung der Stimme des Publikums geben kann; so wie Herzbergs Comptes rendus die Verachtung von unnützen Staatsgeheimnissen bei eben dieser Regierung am besten zeigen.

Unter den 51 deutschen Reichsstädten nähern sich wenige dem Ideal einer guten republikanischen Verfassung. Patriziat oder Zunftregiment herrscht ungemischt in vielen. Es ist sehr die Frage, welches von beiden mehr die freie Ausübung der Kräfte gebildeter Menschen hindert, wo intoleranter gegen diese verfahren wird. Die Denkungsart in den meisten Reichsstädten ist, sowohl im Philosophischen als Politischen, nicht mit der Denkart des Jahrhunderts fortgegangen. Seitdem die Städte aufgehört haben kriegerisch zu sein, ist der edle Gemeingeist in ihnen immer tiefer bis zur Vernichtung gesunken. Die Städte, wo noch ein beträchtlicher Handel blüht, vorzüglich die Nordischen, zeichnen sich sehr vor den übrigen in manchen Rükſichten aus. Der Handel erweitert zwar selten die edlern Neigungen des Menschen, wenn nicht kräftige Mittel in der Staatsverfassung liegen, die den Handelsgeist veredlen; aber, da er so wenig Fesseln verträgt, so nöthigt er zu einer gelinden duldsamen Regierung. In einer großen Handelsstadt ist ein beständiger Zufluß von Fremden aller Nationen, die nach und nach manche

neue Ideen in Umlauf bringen. Die nordischen Reichsstädte genießen auch des Glüks, ungleich weniger abhängig vom kaiserlichen Hofe zu sein als die südlichen, schon dadurch, daß sie weniger Prozesse beim Reichshofrath haben. Im Süden geht so oft das ganze Interesse einer Reichsstadt nur dahin, daß der Rath auf der einen und die Gemeine auf der andern Seite sich mächtige Protektoren in Wien zu verschaffen suchen. Das Territorium deutscher Reichsstädte ist glüklicher Weise bei den meisten von geringem Umfange; denn ein Stadtregiment ist selten einem ihm unterworfenen Lande zuträglich. Der größte Nachtheil der Verfassung in Rom blieb dieser, daß alles darin auf ein Stadtregiment angelegt war, daß die Verfassung beibehalten wurde, da der Staat Eroberungen machte. Demokratische Städte behandeln ihre Unterthanen gewöhnlich strenger und eigennüziger, als die Städte, welche eine aristokratische Regierungsform haben *).

Ich

*) Der Landmann im Kanton Zürch wird nicht so gut, so sanft wie der im Kanton Bern behandelt. Es ist Schade, daß Bern als ein nicht unbeträchtlicher Staat noch ganz die alte Stadtregierung beibehalten hat. Wie sehr würde nicht die Verfassung gewinnen, wenn es Repräsentanten der Municipalstädte und des Landes als Beisitzer im großen Rathe zuließe! Diese Veränderung wäre der Weisheit der Bernischen Regenten angemessen, die jedem, der noch so sehr Erbaristokratieen (zu denen dieser Staat gewissermaaßen gehört) für eine

der

Ich habe gezeigt, daß durch die Ausbildungen der Staatseinrichtungen die freie Thätigkeit des Bürgers fürs Vaterland immer mehr hat abnehmen müssen. Dem denkenden thätigen warmen nicht bloß spekulativem Kopfe wird dadurch die größte Quelle von Glükseligkeit, deren er fähig ist, entzogen. Was ihm fehlt, fühlt er nicht durch einzelne große Schläge, gegen die sich jede energische Seele zusammen rafft. Er fühlt es nicht heftig, aber täglich. Er wird mißmüthig, abgespannt. Die gewöhnlichen Freuden und Vergnügungen der Welt sind nicht gemacht, einem solchen Manne eine andere Stimmung zu geben. Sie sind ihm zu zweklos. Er wird sie freudig mitgenießen, wenn seine Seele sich sonst angespannt fühlt; allein seinen niedergedrükten Geist in die Höhe zu bringen, wie selten werden sie das können! Seit dem siebenjährigen Kriege hat Deutschland, zum Wohl des größten Theils seiner Bewohner, keine so heftige Krisis wieder erfahren, die die handelnden Kräfte der Menschen aufgeschüttelt hätte. Nächst der Zeit des Werdens der Staaten ist es die der großen Revolutionen, die am meisten das Gefühl eigner Thätigkeit giebt. Der Baierische Krieg

der drükkendsten Arten von Regierungsformen hält, wahre Hochachtung einflößen muß. Eine Verbesserung der Staatsverfassung durch den gewaltthätigen Arm des Volks gedeiht selten zur wirklichen Verbesserung. Die sicherste würde diejenige sein, die eine weise Regierung selbst veranstaltete.

Krieg war nicht reich an wichtigen Vorfällen. Die Anstrengung, die er erzeugte, war sehr vorübergehend. Zum Besten der Menschheit wurde alles schnell entschieden. Die wichtigsten Negotiationen der Kabinetter, die Bündnisse der Fürsten, sind das Werk sehr weniger Menschen. Ein Schauspiel, wobei das Publikum nur zusieht, nicht mitspielt. Im Inneren der Staaten gab es nur im Oestreichischen Revolutionen, die große anhaltende Gährungen hervorbrachten. Verlorne Vorrechte der Provinzen, Schmälerung des Eigenthums des Adels und der Güterbesitzer, Vernichtung der Begriffe von Ehre einzelner Stände, das alles mußte gewaltsam wirken. Dort gab es Interesse, aber freilich von der traurigsten Art; und doch die rechte Schwere der neuen Einrichtungen, wenn sie aufrecht erhalten werden, muß erst die kommende Generation fühlen. Die Zeiten der Vorstellungen *) sind noch nicht die schlimmsten. Wer schreiet, in dem ist noch Leben. In Marokko und Algier erhebt sich keine Stimme.

Die Thätigkeit der Menschen, die sich nicht offen, grade zu, im Politischen äußern konnte, hat in unsern Zeiten einen Ausweg gesucht, dessen hier erwähnt werden muß: nehmlich die geheimen Verbindungen. — Der Graf von Windisch-Grätz,

*) Man sehe die Vorstellung der Steierschen Güterbesitzer, und die des Neograder Komitats, letztere im Göttingischen Historischen Magazin.

Gräz, der die vorzüglichsten dieser Orden sehr gut zu kennen scheint, sagt *): der Aufwand von Anstrengung sei unglaublich groß, der in den Systemen geheimer Verbindungen gemacht worden. Seitdem das Gesellschaftliche nicht mehr Hauptzwek sein sollte, ist man in vielen dieser Orden auf unzählige Abwege gerathen. Intrigante Menschen an der Spitze suchten Einfluß im Politischen zu erhalten, theils für den Orden, größtentheils für sich, alles durch den Orden. Religion und Irreligion beide mußten ihnen dienen. Der nehmliche Mann gebrauchte diese entgegengesetzten Mittel in Einer Stunde, je nachdem er die Menschen fand, auf die er wirken wollte. Manche Anführer geheimer Orden sind in diesem Sinn wahre Jesuiten gewesen. Atheisten in Peking, gläubig in Rom. Das System war ihnen nichts, ihr Einfluß hingegen alles. Einige hielten, im Vertrauen auf ihre guten Absichten, sich jedes Mittel erlaubt. Wer sich ihnen widersetzte, wer frei auf seinen eignen Füßen stehen wollte, den suchte man heimlich so viel zu schaden als man konnte. Treuen Anhängern hingegen ward der Weg zu Glük und Ansehn eröfnet. In denjenigen Ländern, wo die eigne freie öffentliche Thätigkeit der Menschen am meisten eingeschränkt war, entstanden die Verbindungen dieser Art am häufigsten. Eine eigne selbst gewählte

*) Siehe seine Objections aux Sociétés secrètes.

gewählte Thätigkeit ist zwar durch die Orden, wie sie noch in der Blüthe waren, befördert worden. Itzt aber, da fast jeder gute Kopf weiß, was von den Sachen zu halten ist, hat diese Feder sehr an ihrer Schwingkraft bei dieser Gattung von Menschen verloren, wenigstens für denjenigen Theil, der Anlage zu einer gewissen Größe der Seele in sich fühlt, dem es nicht gleichgültig ist, ob er durch edle Mittel oder durch ein beständiges lichtscheues Treiben und Kabaliren wirkt.

II. Die äußerordentliche Ausbreitung philosophischer und politischer Ideen hat sehr viel an sich, und vorzüglich viel in Verbindung mit der Ausbildung der Staatseinrichtungen, zu der Abnahme des lebhaften Sinns für Freude beigetragen.

Nach dem siebenjährigen Kriege hat die schöne Litteratur in dem protestantischen Deutschlande Riesenschritte gemacht. In einer Periode von 14 Jahren, von 1766 bis 1780, haben Lessing, Wieland, und Göthe geblüht. Die Meisterwerke dieser drei unsterblichen Männer, die ihrem Vaterlande einen Glanz gaben, wie noch die Werke keiner drei Anderen vor und nach ihnen es thaten, fallen zusammen in diese Zeit. Die Hamburgische Dramaturgie, Laokoon, Emilia Galotti, Nathan; Agathon, Idris, Oberon; Werther, und Götz: alles dieses erschien in einem Zeitraum von vierzehn Jahren. Eine solche Aernte für Empfindung

und

und Einbildungskraft hat Deutschland nicht wieder gesehen. Das Interesse, das bei den bessern Köpfen für die schöne Litteratur durch die angeführten Werke bei ihrer Entstehung erregt wurde, war sehr groß; um desto größer da noch nicht so viel Bücher erschienen, da noch nicht über 6000 genannte Autoren im Gelehrten Deutschlande standen, da das Heer der Schriftsteller kaum halb so groß wie itzt sein mochte. Es lasen noch nicht alle Stände; und diejenigen Menschen die da lasen, lasen nicht so vieles aber besser. Alles war konzentrirter stärker. Der periodischen Schriften gab es nur wenige. — Zu eben der Zeit, da die schöne Litteratur sich so schnell hob, entstand auch im protestantischen Deutschland eine Gährung in der Theologie, die eine große Veränderung in der Denkungsart bewirkte. Es wurden Ideen in Umlauf gebracht, die sonst in dem engen Zirkel der eigentlichen Gelehrten eingeschlossen waren. Es ward viel und in deutscher Sprache über Gegenstände geschrieben, über welche man vorhin gewöhnlich nur lateinisch geschrieben hatte. In dem Vortrage auf Akademieen gewann das System eine andere Gestalt. Der Anfang einer Gährung erregt allenthalben mehr Interesse, als wenn diese schon lange fortgedauert hat. Auf beiden Seiten wird Anfangs lebhafter Partei genommen. Wenn erst in den Hauptsachen das System gebildet worden, dann muß über Gegenstände, deren letzter Beweis nur historischer Art sein kann, die durch keine neuentdekte Urkunden Aufklärung erhalten, das Interesse schwächer werden.

In den schönsten Zeitraum seiner Litteratur hatte Deutschland einige periodische Schriften und Journale, die viel gelesen wurden. Die erstere Art war ein herrliches Mittel, kleine Abhandlungen an das Licht und in das Publikum zu bringen.

Da wenige Sammlungen der Art existirten, konnte die Auswahl strenge sein. Beide Arten mochten ihren Verfassern einen nicht unbeträchtlichen Gewinn abwerfen; und nun reizte der unglükselige Finanzgeist, auch oft die dira paupertas, zur Nachahmung. Durch litterarische Spekulationen, die das Edelste in der Welt: die Verbreitung der Wahrheit, zu einem handwerksmäßigen Erwerbsmittel erniedrigten, sind wir nun mit fast 300 periodischen Schriften und Journalen überschwemmt. Das Lesen nahm außerordentlich zu, weil man aus dünnen Büchern, ohne besondern Geistesaufwand, über alle Gegenstände des menschlichen Nachdenkens so manches erfahren konnte. Die Lesegesellschaften brachten diese und alle neu herausgekommenen Werke mit geringen Kosten unter alle Stände. Die neue Erziehung wirkte auch dazu, daß man von allem etwas wissen wollte. Nur das Neue ward verschlungen, nicht empfunden oder verdauet. Das zunehmende Bücherschreiben ward der Litteratur, den Wissenschaften, durch die Gleichgültigkeit und Seichtigkeit, die es erzeugte, äußerst nachtheilig. Man hatte der Bücher zu viele, darum konnten sie keinen bleibenden Eindruk machen. Man las, man blätterte, um mitzugehen und einen Augenblik über das neue Produkt schwatzen zu können. Unsere besten Autoren wurden vergessen; da England so häufig neue Ausgaben, nicht allein von seinem Shakespear, sondern sogar von seinem Thomson siehet.

Das Lesen vortreflicher Schriften gehört zum besten Lebensgenuße, und zündet Funken, die oft zur helllodernden Flamme werden. Gute Bücher sind häufig der beste Trost einer leidenden Seele, die durch sie das Gedrükte ihres Zustandes, wenigstens

stens auf einige Zeit, vergessen lernt, durch sie neue Schwingkraft erhält; aber das Lesen vieler mittelmäßigen und elenden Schriften nimmt alle Spannkraft, erregt Ekel und Langeweile nicht allein bei guten Köpfen. Eine gewisse Anstrengung der Seele ist nothwendig, um gute Bücher gut zu lesen. Bei dem größten Theile der periodischen Werke und Journale war freilich, nach dem Geschmakke des größten Theils der Leser, diese Anstrengung überflüßig. Kurze Nachrichten und Uebersichten sollten den völlig mit der Sache unbekannten Leser hinlänglich unterrichten. Wer sich bloß mit Resultaten im Wissenschaftlichen beschäftigt, ohne diese Resultate selbst aufzufinden, sie sich zu abstrahiren, wird leicht sehr seicht, wenn er kein vorzüglich guter Kopf ist; und gute Köpfe, die gewohnt sind, alles auf einige Hauptresultate zurük zu führen, verlieren gewöhnlich bald das Interesse an den Wissenschaften, wenn sie nicht einige derselben um der Wissenschaften willen als Lieblingsbeschäftigung treiben, sie als ein Steckenpferd gebrauchen. Der Gelehrte von Profession hat diesen Vortheil. Er setzt darin das Gefühl seiner eigenen Thätigkeit. Er wird sich zwar oft bis zum Ueberdrusse durch ihm längst bekannte Sachen beim Studium in seiner Wissenschaft durchwinden müssen; aber manches an sich sehr Unbedeutende wird ihm wichtig, gerade weil er die Sache wissenschaftlich treibt, weil dadurch ein anderes Faktum, eine andere Wahrnehmung mehr Aufklärung bekömmt, das kleine Unbedeutende dazu dient, ein fehlendes Glied in der Kette zu ergänzen. Die vielen flachen Eindrükke, die durch das viele Lesen und durch die in neuern Zeiten so sehr zugenommene Allgemeinheit des Wissens, ausgebreiter

breitet werden, erstikken alles lebhafte Interesse, schaden dem geraden schlichten Menschenverstande, und machen schaal und lau. Die guten Köpfe unter den Geschäftsmännern können zu Zeiten durch mittelmäßige Schriften hie und da auf neue Beobachtungen geleitet werden; aber der gewöhnliche Mann aus dieser Klasse wird selbst an Brauchbarkeit für seinen Beruf verlieren, wenn er sich zu viel mit fliegenden Blättern und Journalen beschäftigt. In alten Zeiten lasen die Geschäftsleute nicht. Man merkt sehr gut an ihren Arbeiten, wie gänzlich unbekannt sie mit vielen der wichtigsten Ideen waren; aber die Prinzipien, die sie gefaßt hatten, verfolgten sie konsequenter. Das Wenige, was sie hatten, war reifer. Mehr Kraft, mehr Festigkeit, eine schnellere Entschließung, als man heutiges Tages beim großen Haufen findet, mehr vom schlichten Menschensinn, leuchtet aus dem, was wir von ihnen übrig haben, hervor.

Eine große Gährung in den Wissenschaften, wobei das Publikum getheilt Partie nahm, haben wir, außer der obenerwähnten in der Theologie, nicht wieder erlebt, die einzige ausgenommen, die in der spekulativen Philosophie durch Kant erregt wurde. Der eigenthümliche wissenschaftliche Charakter der Deutschen, ihr Hang zu den abstraktesten Spekulationen, zeigte sich bei dieser Gelegenheit auffallend; aber unmöglich konnten Gegenstände, die nur in das Gebiet des tiefsten metaphysischen Denkers gehören, lange die Aufmerksamkeit des größeren Theils des lesenden Publikums fesseln, so sehr auch viele der periodischen Schriften dazu beitrugen, die Kantischen Ideen pour l'usage de la toilette zu verarbeiten. Die sogenannte populäre Philosophie hatte verständlichere

und

und unterhaltendere Sachen in Umlauf gebracht, zugleich auch mehr Ideen, die sich auf politische Verhältnisse bezogen. Noch stärker war das für den großen Haufen durch die Menge statistischer Schriften geschehen, von welchen ein beträchtlicher Theil den Greuel despotischer Regierungen aller Arten aufdekte. Die Mittheilung der englischen Parlamentsdebatten in unsern vorzüglichsten Zeitungen, von der Zeit des Amerikanischen Krieges an, trug auch ein großes zu der Veränderung der Denkungsart über politische Gegenstände bei, trotz den Bemühungen östreichisch-gesinnter Schriftsteller, die das Lob der Universalmonarchie und der uneingeschränkten Regierung eines Einzigen predigten*).

Wenn der feinere Despotismus in den Regierungen zunahm, so ward zugleich der aufgeklärtere Theil im Volke demselben immer abgeneigter. Freilich konnte der Abstand zwischen Theorie und Praxis nicht sehr die Glükseligkeit der Theoretiker befördern. Er mußte denjenigen Theil, der zusammenhängend dachte, oft niederdrükken. Aber die politischen Ideen der letztern Hälfte des vorigen Jahrhunderts verschwanden allmählig im Publikum, um ungleich weniger sklavenartigen Platz zu machen, und glüklicher Weise ohne den Strom eine ganz der vorigen entgegengesetzte Richtung nehmen zu lassen. Der gute Hirte kann immer noch auf Folgsamkeit, auf die größte Treue seiner aufgeklärten Untergebenen rechnen; wenn gleich der Miethling, der der Heerde nicht achtet, es nicht

*) Man sehe die vornehmsten Ideen dieser Schriftsteller angeführt in Müllers meisterhafter Darstellung des Fürstenbundes.

mehr so sicher kann. Das magische Wort: „der Gesalbte“, mag an seiner Wirkung verloren haben; allein Fürsten, die die Gesetze befolgen, können keine bessere Stütze zur Aufrechthaltung ihrer gesetzmäßigen Gewalt wünschen, als diejenige, die eine auf gesunde Grundsätze beruhende Erkenntniß von den Pflichten der Regenten und Unterthanen giebt. Der Vortheil, den der Irrthum gewährt, ist vorübergehend, der der Wahrheit bleibend. Gerade in demjenigen Theile von Deutschland, wo sich die meiste Aufklärung findet, weiß man seit undenklichen Zeiten nichts von Volksunruhen. Unter unsern Schriftstellern giebt es keine oder sehr wenige wild republikanische Schwärmer. Mißverstandene Ideen von Gleichheit der Menschen herrschen nicht unter diesen, wie jenseits des Rheins. Nur ein Einziger sieht in der Handlung des Schmidts, der den unglüklichen Berthier erkannte und die von ihm angebotenen 20 Pistolen ausschlug, hohe republikanische Tugend; da alle andere blutdürstige Volkswuth in derselben erblikken. Bei uns erscheinen Gottlob! noch keine mordbrennerische Schriften, worin dem Volke gesagt wird: Armez vous, confondez, écrasez, mutilez, égorgez, déchirez, exterminez inexorablement les Princes, les Prêtres, les Parlemens, les Financiers, les Intendans, tous les Commis. *) Wenn auch noch

*) Vie de Louis Philippe Joseph Duc d'Orleans, angeblich, Londres 1789 S. 72. Diese aufrührische Schrift, die gewiß in Frankreich gedrukt ist, erscheint in einem Lande, wo noch 1782 der Minister Vergennes, oder sein premier Commis Hennin, den Repräsentanten von Genf sagte: que le Siècle des républiques étoit passé. Die Stelle findet man

noch so durchdrungen von den Vorzügen derjenigen Staatsverfassung, wo der größte Theil der konstitutiven Macht in den Händen der Repräsentanten des Volks ruht, so hegen unsre politischen Köpfe doch keine übertriebene und lächerliche Ideen von den Vortheilen, die aus der vollkommensten Staatsverfassung entspringen müssen. Bei uns hat noch kein fliegendes Blatt, wie das Journal de Paris, gesagt, que dans une constitution qui a pour base l'égalité des hommes, *tout le monde* saura bientôt lire et écrire. Uns fehlt es an einem Dr. Price, der behauptet, daß unter einer vollkommenen Staatsverfassung, die er für möglich hält, der Tod wahrscheinlich aufhören würde; an einem politischen Denker, der uns nach Methusalems Alter Henochs Schikſal verspricht *). Schwärmereien dieser Art sind uns Deutschen noch fremd.

Die große Ausbreitung philosophischer und politischer Ideen, das zunehmende Lesen, haben auf die Menschen einzeln, haben auf den gesellschaftlichen Ton gewirkt, und auf beide Arten zur Verminderung des Frohsinns, der Leichtigkeit, beigetragen. Bei guten Köpfen ist durch die große Ausbreitung philosophischer und politischer Ideen ein Hang zum Nachdenken, zum stillen Ernst, erzeugt worden, der sich selten zusammen mit dem stets offenen Sinn für Freude, für gewöhnliche Vergnügungen, findet. Ein lebhafter Trieb zum

man in d'Ivernois's vortreflichem Tableau des deux dernieres révolutions de Genéve. Ein Werk das die elende zwekloſe Kabinetspolitik eines sogenannten großen Ministers in ihrem vollen Lichte zeigt.

*) Siehe Price's Worte in Mirabeau's Considerations sur l'Ordre de Cincinnatus.

Analysiren, zum Untersuchen, tödtet leicht am Ende alle Freude. Wenn man sich zu oft fragt: was war es denn, das dir Vergnügen gewährte? so lernt man zu eigenem Nachtheile das Nichtige der Dinge einsehen. Mittelmäßige Köpfe werden durch vieles Lesen leicht wie betäubt. Es erstikt die wenige Lebhaftigkeit, die sie haben. Selbst eine brennende Begierde zu den Wissenschaften läßt häufig am Ende denjenigen, der nicht mit Hand anlegt, sich thätig in einer zeigt, eine unbefriedigte Leere fühlen, die ihn stumpf für andern Genuß macht. Nur wenige Menschen sind genügsam genug, von den Wissenschaften nicht mehr als die eigne innere Ausbildung ihres Kopfes und Herzens zu verlangen. Unter den Großen müssen viele das Schikfal des Pokokurante im Candide theilen. Einzelne Thoren mag es auch geben, die da glauben, es gehöre zum guten Ton beständig über Langeweile zu klagen, die am Ende wirklich von Langeweile verzehrt werden, weil sie wähnten, daß es bürgerlich, gemein, ein Zeichen von wenigem Verstande sei, lebhaft Theil an geselliger Freude zu nehmen. In der Societät hat das Jagen nach Verstand, nach litterarischen Ideen nicht weniger den unbefangenen Frohsinn verscheucht. Man hat sich zu sehr bemüht gut sprechen zu wollen, unbedeutende Sachen in einer neuen schönen Wendung vorzutragen. Man hat aufgehört, natürlich sein zu wollen, um geschraubt zu erscheinen. Kleine gesellschaftliche Scherze, die angenehm sein können, wenn Gutmüthigkeit in der Societät regiert, mußten wegfallen, weil diese Gutmüthigkeit nicht mehr existirte, seitdem man sich bestrebte, immer durch Verstand zu glänzen. Epigrammatischer Witz sollte die Stelle des frohen Scherzes einnehmen; aber

aber das Talent war nicht allen Menschen gegeben.

Die Ausbreitung philosophischer Ideen ist nicht ohne Einfluß auf die Moralität der Menschen geblieben, auch diese hat dem Sinn für Freude geschadet. Bei tugendhaften Menschen ist ohnehin gewöhnlich mehr negatives als positives Glük. Ihr Hauptbestreben geht dahin, in Harmonie mit sich selbst zu bleiben, nichts zu thun was sie gereuen könnte. Ohne Zufriedenheit mit sich selbst, ist für diese Menschen kein Glük vorhanden; aber diese Zufriedenheit, das Bewußtsein: ich that was ich konnte, macht allein nicht glüklich. Durch tausend verschiedene Arten von Umständen, die er alle nicht ändern kann, wird der Mensch sich oft bis in das Innerste seines Herzens unglüklich fühlen. Soll er gleichgültig zusehen, wenn dasjenige Geschöpf, woran seine ganze Seele hängt, leidet? alle die Hindernisse, die seiner eignen Vervollkommung im Wege stehen, gefühllos ertragen? Freilich wird er nicht wie ein Kind mit dem Kopfe gegen die Wand fahren, sondern gegen das Aufsteigen von quälenden Ideen, wo er die Umstände nicht ändern kann, arbeiten. Wo nehmen aber Charaktere voll Zusammenhang den Leichtsinn her, bei gewöhnlichen Anlässen des Lebens die unbefangene Munterkeit nicht zu heucheln (denn dieses merkt sich nur zu leicht), sondern wirklich mit in Gesellschaft zu bringen? Wie selten können sie oft froh sein, wenn wichtige Uebel sie drükken? Zunehmende Moralität muß Abnahme des Leichtsinns bewirken. Es giebt nur einzelne Menschen, denen keine Unglüksfälle Frohsinn, Heiterkeit, Lebhaftigkeit rauben. Wenn die bessern Menschen gesellschaftliche Vergnügungen rein genießen sollen,

so müssen sie keine Unlust über die Ausgaben, die diese meistens nach sich ziehen, mit in die Societät tragen; aber wie viele werden nicht durch ihre eingeschränkte Lage zum Berechnen gezwungen? Der junge Mensch, dem es gleichgültig ist ob er seine Schulden bezahlt, genießt da, wo der Edlerdenkende es nicht kann. Ein feineres Gefühl für Moralität ist mitwirkende Ursache, daß in vielen Provinzen die Weiber in den höhern Ständen, wo nicht völlig der ehlichen Verpflichtung gemäß, doch nicht ausschweifend leben. Eine Leidenschaft verzeiht man wohl noch itzt einer Frau; aber mehrere bedenkliche Intrigen machen ihr bald fühlbar, wie sehr sie sich in der öffentlichen Achtung herunterseßt. Mit dem männlichen Geschlechte ist es ungefähr der nehmliche Fall. Es bringt heutiges Tages keine Ehre, selbst in der großen Welt, ein Verführer von Profession zu sein. Die Stimme des Publikums hat sich verändert. Die Menschen werden vorsichtiger, Verbindungen der Art anzufangen, weil sie nicht wissen, wie weit solche führen, noch ob und wie sie abbrechen können. Die zunehmende Moralität und Bedachtsamkeit, so ein großes Gute sie hervorbringt, hat also auch der gesellschaftlichen Lebhaftigkeit geschadet. Fortgesetzte Neigungen, sei es aus Leidenschaft oder Gewohnheit, verbreiten selten viel Interesse in der größern Gesellschaft.

Nächst demjenigen, was ein zunehmendes lebhafteres Gefühl für Moralität bei dem bessern Theil der Menschen wirkte, haben theologischmoralische und philosophischmoralische Ideen, die durch das zunehmende Lesen mehr in Gang gebracht sind, auch das ihrige gethan, den lebhaften Sinn für Freude zu schwächen. Das itzt herrschende theo-

theologische System beschäftigt sich nicht viel mehr mit metaphysischen Spekulationen. Es soll mehr ins wirkliche Leben eingreifen; daher wird die Moral der Hauptgegenstand. Die gewöhnliche Behandlungsart derselben, so wie die der philosophischen Moral, geht aber nicht immer dahin, den Charakter im Ganzen zu bilden. Man begnügt sich entweder Lebensregeln zu ertheilen, die leicht den Menschen ängstlich, unsicher machen können; oder man hält sich bei den auffallenden Ausschweifungen der Liebe, des Trunks u. s. w. auf, bei denjenigen verdorbnen Neigungen der Seele, die sich gleich in Handlungen zeigen. Einige Laster sind mit durch diese Bemühungen verringert worden; andre werden vielleicht eben so oft, aber heimlicher, begangen. Die Menschen hüten sich sorgfältiger, daß ihnen nicht diese oder jene augenfällige Uebertretung der Sittengesetze nachgesagt werden kann. Die Seelen werden beengt. Es entstehen mehrere Blifils, und die Tom Jones verschwinden. Pharisäische Tugenden kommen empor. Die elendesten Leidenschaften der Seele, Neid, Schadenfreude, Gleichgültigkeit am Wohl des Nächsten, nehmen zu, da der grobe Genuß abnimmt. Die übertünchten Gräber überlassen sich nie oder selten einer unbefangenen Freude. Sie fühlen, daß sie etwas zu verbergen haben. Sie befürchten, daß der Anstrich abfallen möge. Sie theilen sich nicht mit, geben sich nicht hin. Sie verschanzen sich gegen alle nähere Kommunikation, und lauren hinter ihren Bollwerken.

Eine aus sogenannter Moralität und Litteratur entstandene Mode trug zu ihrer Zeit nicht wenig bei, alle lebhafte Freude in Abnahme zu bringen: ich meine die itzt veraltete, beinahe ausgestorbene

Empfindsamkeit. Man wollte nicht mehr lachen, sondern weinen. Man hielt diejenigen für grob-organisirte Weltkinder, die nicht den Tod jeder Mükke bejammerten. Man strengte sich an, um in Gesellschaft bei wehmüthigen Betrachtungen zu verweilen. Selbst durch das affektirte Wimmern und Klagen mußten die Nerven, vorzüglich beim andern Geschlecht, geschwächt werden. — Doch diese Mode ist nun langst vorüber.

Die groben Laster sind unter dem gebildeteren Theile der Menschheit glüklicher Weise ziemlich vermindert worden. Der Strom läuft itzt einen andern Weg. Im Moralischen muß man gegen den Strom, nicht mit dem Strome, arbeiten. Daß durch die Abnahme dieser Laster sich das lebhafte Interesse, das ein Katilina immer gegen oder für sich erregen wird, verringert hat, kann kein Freund des Guten bedauren; aber wenn dagegen die edleren Eigenschaften im Menschen, durch das zunehmende Uebergewicht der kleinlichen niedrigen Neigungen, erdrükt werden, dann fühlt sich der Geist, der einer gewissen Stärke und Erhabenheit fähig ist, der sich so gern lebhaft für das Wohl der Menschen interessirt, sie so gern mit warmer voller Liebe umfassen möchte, vielleicht mehr gebeugt als wenn er mitten unter den größten Lastern lebte. Es wird seinem Herzen leichter zu verabscheuen als zu verachten.

III. Zunehmender Luxus und zunehmende Theurung vieler Bedürfnisse haben einen sehr großen Einfluß auf die Verminderung des gesellschaftlichen Frohsinns gehabt. Der Gang des Luxus hat sich in Deutschland, seit 20 bis 30 Jahren, in den wesentlichen Punkten gänzlich geändert. Vor diesem ging alles auf Größe

und

und Pracht, in neueren Zeiten auf Eleganz und Bequemlichkeit. Unglüklicher Weise sind wir hier wieder Nachahmer. Unter Ludwig XIV hatte die Baukunst, vorzüglich in Rüksicht des inwendigen Theils der Schlösser und Häuser, der Höhe und Größe der Zimmer, etwas das einen großen Eindruk machte. Die innere Auszierung war so reich und prächtig als möglich. In eben dem Geschmakke sind die Schlösser und großen Häuser in Deuschland, die bis nach der Mitte dieses Jahrhunderts erbauet worden, eingerichtet. Ludwig dem XV war der Geschmack seines Vorfahrs zu groß, zu kolossal. Unter ihm entstand die Mode der petits appartemens. Trianon war ihm in einem zu edeln Stile gebauet. Er mußte ein kleinliches Ding, ein petit Trianon, daneben anlegen. Eben so ging es mit Choisy. Dieser Geschmak hat sich aus Frankreich nach Deutschland verbreitet. Mit dem Ameublement war es der nehmliche Fall. Aus Ton ward dieses oft verändert; und weil man doch verändern mußte, so nahm man es in manchen Stükken minder prächtig. Nur in der Auswahl der Formen, in der Feinheit der Arbeit, wurde es kostspieliger, auch dadurch, daß man unzählige neue Arten von Bequemlichkeiten erfand. Eleganz erhielt die Stelle der Pracht, sowohl im Ameublement als in der Kleidung. Die kostbaren schweren Stoffe geriethen in Abnahme. Leichtere Zeuge, mit denen ungleich häufiger gewechselt wurde, ersetzten die alten. Alles sollte auf Genuß, auf Bequemlichkeit, eingerichtet werden. Recht gut, wenn man immer genießen konnte, wenn der Bequemlichkeitsluxus nicht ungleich kostbarer als der Prachtluxus wäre. Ein Genuß der zur Gewohnheit geworden ist, behält nicht mehr

seinen Reiz. Diejenigen, die immer genießen wollen, verlieren das Vermögen zum Genusse. Unsere Einbildungskraft ist unerschöpflich, aber unsere Sinne sind es nicht Wie leicht werden diese abgestumpft, geschwächt! Durch immer stärkere Mittel muß der Reiz erhöhet werden, wenn er noch wirken soll. Viele der sogenannten Bequemlichkeiten vermindern die Fähigkeit zum Genuße. Wer täglich auf weichen Polstern ruht, dessen Nerven erschlaffen am Ende. Der tägliche Gebrauch mancher Bequemlichkeiten macht, daß sie keinen Genuß mehr gewähren. Wenn man sie entbehrt, so ist man unglüklich. Wenn man sie hat, so fühlt man sich darum nicht wohl.

Die Liste alles dessen, was kein Vergnügen gewährt, was man aber der Einbildung nach besitzen muß, weil es Ton ist, weil es alle haben, wird bei den höhern Ständen verhältnißmäßig unglaublich vergrößert. Kaum reicht die Einnahme dazu hin, diese Erfordernisse der Mode zu bestreiten. Wie sollte denn noch etwas übrig bleiben für dasjenige, was uns wirklich Freude macht? Wenn man sich vor diesem in Schulden stürzte, so geschah es entweder um irgend eine Lieblingsnarrheit, ein Steckenpferd zu befriedigen, oder um sich einen Genuß für den Augenblik zu verschaffen. Itzt ruinirt man sich, ohne Freude davon zu haben, weil man den Ideen Anderer, nicht seinen eignen, folgt. Der Luxus unsrer Zeiten wird dadurch viel verderblicher, als der unsrer Eltern: weil er uns ungleich mehrere Bedürfnisse nothwendig gemacht hat; weil diese nicht etwa bei seltenen Gelegenheiten erscheinen, sondern Bedürfnisse der Bequemlichkeit sind, die täglich vorkommen; und endlich deswegen, weil der Luxus von der Art ist, daß

er

er sich leichter unter alle Stände verbreiten kann. Die kostbaren Stoffe fallen in der Kleidung itzt großentheils weg. Ihre Anschaffung, es ist wahr, kostete viel; allein wenn man bedenkt wie lange sie wenigstens in den mittleren Ständen vorhielten, wie seltener mit den Moden vormals gewechselt wurde, so war bei dieser Mode sicherlich ein großer Gewinn, in Vergleichung der Ausgabe, die die eleganten leichten Zeuge nach sich ziehen, die gar nicht dauerhaft sind, mit denen man aus Ton und aus Nothwendigkeit so oft wechseln muß, die leider so wohlfeil werden, daß die Ausgabe auch die niedrigen Stände nicht abschrekt. Geringe Bürgerstöchter sind daher wie Damen gekleidet. Juwelen und alles, was ein Kapital zur Anschaffung erforderte, konnte nur ein sehr geringer Theil von Menschen kaufen. Dieser Luxus war nicht verderblich; aber der unsrige, der das Geld bei kleinen Summen wegnimmt, den Modejournale auf die schädlichste Weise unter alle Stände verbreiten, der ist es. In ältern Zeiten gab es mehrere große Vergnügungspunkte, auf die man sich im voraus freuete, und an die lange nachher noch gedacht ward. Itzt will man täglich genießen, darum genießet man selten oder nie. Wenn Kinder an jedem Abend Weihnachtsgeschenke erhielten, der Baum mit Lichtern würde auch bald für Kinder seinen Reiz verlieren. Wäre Jahr aus Jahr ein Karneval, wer würde alsdann die Karnevalslustbarkeiten theilen? Unsere Vorfahren schmauseten an festlichen Tagen. Unsere Reichen thun das itzt Mittag und Abend mit ungleich geringerer Freude. Die Oekonomie des Vergnügens wird von denjenigen am wenigsten verstanden, die solche am meisten anwenden sollten.

Der

Der übertriebene Bequemlichkeitsluxus wirkte schon unmittelbar, den Sinn für lebhafte Freude zu dämpfen. Ungleich mehr that er dieses mittelbarer Weise. Die Art des Luxus vergrößerte den Aufwand um ein Großes. Der Amerikanische Krieg hatte manche auswärtige Produkte, die viel gebraucht wurden, vertheuert. Nach dem Frieden fielen diese Waaren nicht auf die vorigen Preise wieder herunter. Durch einen Zusammenfluß mehrerer Umstände waren auch mehrere einheimische Lebensmittel gestiegen. Wenn vielleicht ein Theil der gebildetern Stände, der begüterte Adel, hiebei etwas gewinnen mochte, so war es doch gar nicht in Verhältniß mit den größern Ausgaben, die er nach verändertem Luxus zu bestreiten hatte. Die zahlreichere Anzahl der höhern Stände, die besoldeten Diener des Staats, mußten merklich verlieren. Manches war theurer geworden. Die Bedürfnisse hatten sich unglaublich vermehrt, und doch wurden die Besoldungen nicht erhöhet. Für Gesellschaft können also nur immer wenigere Häuser etwas thun, zumal da der Aufwand der Küche durch die Verfeinerung der Kochkunst so sehr zugenommen hat. Sehr interessant müßte es sein, wenn Berechnungen erschienen, sowohl von demjenigen, was eine für wohl besetzt geachtete Tafel vor etwa 30 Jahren kostete, gegen den Aufwand den itzt eine solche erfordert, als was die Frau eines angesehenen Staatsbedienten, die in der Welt mitglänzte, etwa auch vor 30 Jahren jährlich für Kleidung und Putz ausgab, verglichen mit den Kosten, die eine Dame dieser Kategorie itzt auf diese Artikel verwendet. Aber ohne diese Berechnung zu haben, wissen wir schon das Resultat. Wer mit dem Innern mehrerer angesehenen Familien

lien

lien bekannt ist, wird so oft die größte Unzufriedenheit aus Nahrungssorgen, aus zerrütteter Oekonomie, bemerkt haben. Ein Hauptgrund des abgenommenen Frohsinns, des herrschenden Mißvergnügens, liegt sicherlich in der angeführten Quelle. Mag man immerhin alle Bemerkungen, die hierauf zurük führen, für trivial halten; mag immerhin ein großer Theil des feineren lesenden Publikums darüber spötteln: es kann nicht zu oft gesagt werden, daß man nicht mehr ausgeben als einnehmen muß, daß ohne Ordnung im Hause am Ende keine Zufriedenheit, kein Sinn für gesellige Freude bei den bessern Menschen herrschen kann. Es ist zwar ungleich leichter diese Wahrheit zu erkennen, als die Anwendung davon in seiner Familie zu machen; allein sicher steht auch mehr in unsrer Macht als wir gewöhnlich glauben. Auf dem lebhaften Willen beruht so oft alles.

Es ist eine bekannte Klage, wie selten die Ehen unter den höheren Ständen werden. Wenn der erste leichte Genuß der Welt vorüber ist, dann sehnt sich jedes denkende Wesen zu der innigsten Vereinigung mit einem Geschöpfe, das alles mit ihm theile. Wie unschmakhaft ist die Freude die wir allein genießen, wie doppelt drükkend der Schmerz, den die Brust in sich verschließen muß! Ach! der Genuß des Kopfes, des Verstandes, befriedigt nicht. Empfindung, Anhänglichkeit, sind die edelsten Neigungen der bessern Menschen. Wen diese Gefühle stark bewegen, wird trostlos wie Abadonna herum irren, wenn ihm das Schiksal die Theilnahme eines liebenden Herzens versagt, oder ihm solches entreißt.

Er steht allein; die Welt die ihn umgiebet,
Ist Grab, von allem Grab, was er, was
ihn geliebet *).

Ein dunkles Bedürfniß von Anhänglichkeit fühlen viele Menschen. Es ist mit dem höchsten sinnlichen Bedürfnisse verwebt, und erhält grössere Stärke durch dieses. Der Mann weiß noch Auswege, wenn er nicht heirathen kann; aber wie nachtheilig sind nicht so oft die Folgen! Das Mädchen hingegen muß alles von dem gesetzlichen Bande erwarten, oder es ist ganz verloren

*) Die einzigen würdigen Menschen, die vielleicht keines wirklichen irdischen Wesens zu ihrer Glükseligkeit bedürfen, sind die wahren aufgeklärten Mystiker, deren Seele von Empfindung überströmt, und die Einbildungskraft genug haben, sich gewissermaaßen ganz mit der höchsten Vollkommenheit, dem höchsten Wesen zu identifiziren; die dabei nicht verfolgen, nicht auf andere Menschen herabsehen. Diese Mystiker sind freilich die glüklichsten unter allen Sterblichen, weil ihre Zufriedenheit gar nicht von äußern Umständen abhängt. Vielleicht war Fenelon ein Wesen der Art. Ob er es wirklich war, das würde sich gezeigt haben, wenn sein Telemach den Thron und das bei seinen Lebzeiten bestiegen hätte. Aber wie viele Fenelons hat es gegeben? Ein Ton voll affektirter Empfindung macht keinen Fenelon. — Rousseau lernte die Sprache der Liebe nicht aus der Wirklichkeit, sondern schöpfte sie allein aus seiner unbefriedigten Empfindung; aber er war mit deswegen unglüklich, weil er den Gegenstand immer noch in der wirklichen Welt suchte.

loren. In unsern Zeiten sind es nicht mehr die Klöster, wo Schönheiten ungenossen und ohne Genuß verblühen. Die Mädchen der höhern Stände sind itzt noch übler daran. Sie verblühen mitten im Glanze der Welt, wo alles sie reizt, wo alles sie aufmerksam darauf macht, daß sie das nicht mehr sind, was sie waren. Eitelkeit, Beschäftigungen mit dem Anzuge, mögen vielleicht sehr oft Anhänglichkeit und Sinnlichkeit erstikken; aber auch die Eitelkeit eines alten Mädchen bleibt unbefriedigt, wird fast bei jeder Gelegenheit sich vermehren, wenn die Anzahl der Männer wächst, die da fühlen, daß sie nicht heirathen können, und die Anzahl der Mädchen steigt, die da sehen, daß sie nicht heirathen werden. Die Ehen müssen seltener werden durch Luxus und Theurung, weil man doch einigermaaßen mit Andern seines Standes gleich leben muß; allein so selten, wie sie dem itzigen Gange der Dinge nach zu werden scheinen, würden sie nicht, wenn Männer und Mädchen manchen kleinen Bedürfnissen entsagen könnten, und nicht den Ehestand nur als ein Mittel ansähen, eine grössere Anzahl von diesen zu befriedigen.

Ein anderes Uebel, welches zunehmender Luxus und Theurung erzeugen, ist das zu frühe Besuchen der Universitäten und dessen Folgen. Eltern schikken ihre Söhne als Knaben auf die Akademie, damit sie früh zurükkommen, früh sich selbst ernähren können, früh zum Amte gelangen. Vollgepfropft, überladen mit Kenntnissen, verläßt der Jüngling die hohe Schule. Dort hat er das Erlernte in seinem Kopfe nicht durchar-

beiten können. Nur Materialien auf Materialien hat er häufen müssen. Wie nothwendig wäre es nicht, daß er Zeit gewönne, seinen Charakter zu bilden! Allein gleich soll er das, wovon er die Anfangsgründe erlernt hat, praktisch anwenden. Er soll sich schon durch Arbeiten zeigen. Oft werden seine Fähigkeiten nach der Elle gemessen. Man sieht nicht so wohl darauf was er macht, als wie viel er macht. Er muß unterliegen, ehe er seine gehörige innere Ausbildung erhalten, ehe seine Kräfte die nöthige Stärke empfangen haben. Das frühe Anstellen zur Bedienung erstikt dadurch so leicht Menschheit und Frohsinn. Nach den Universitätsjahren ist es gut, wenn die Menschen noch etwas brach liegen, nicht gleich in die Reihe kommen, wenn sie in mannigfaltigere Verhältnisse als Menschen mit Menschen verflochten werden, nicht zu früh unter das Joch des Geschäftzwanges gerathen, weil sie sonst zu Maschinen herabsinken. Für den mittelmäßigen Kopf, der keinen innern Trieb fühlt sich selbst auszubilden, der in einem Staate lebt, wo kein öffentliches Interesse Platz findet, das ihm dazu Veranlassung geben, seine Kräfte heben könnte, mag vielleicht die frühe Rutine ungleich weniger schädlich sein. Auf das gesellschaftliche Leben hat der zu frühe Eintritt in das geschäftige Leben aber fast immer den Nachtheil, daß die Menschen oft erschöpft in der Societät erscheinen, nicht lebhaften Sinn für Freude, unbefangene Heiterkeit, mit in dieselbe bringen.

Die veränderte Lebensart in Absicht mehrerer Nahrungsmittel, vorzüglich des immer mehr

sich

sich ausbreitenden Gebrauchs der warmen Getränke, scheint einen wichtigen Einfluß auf die Erschlaffung der Nerven und Verminderung der Lebensgeister gehabt zu haben. Die warmen Getränke waren freilich schon lange in Deutschland im Gange, nur der Gebrauch des Thees scheint in 16 bis 20 Jahren vervielfältigt worden zu sein. Vielleicht hat der Thee an sich, vielleicht in Verbindung mit andern Ursachen, nachtheilig gewirkt. Die Verminderung des Weintrinkens fällt ungefähr in die nehmliche Zeit, da die Konsumtion des Thees steigt. Abgerechnet daß in England das Klima den Thee weniger schädlich machen kann, so genießt der Engländer häufiger ungleich stärkere Weine und Biere als der Deutsche. Wie wenig wird itzt in den meisten Provinzen Deutschlandes unter den höhern Ständen getrunken; auch haben die Rheinweine schon dadurch an Güte verloren, daß man sie in ihrem Lande nicht mehr so lange liegen läßt, sondern bereits die jungen Weine zum Verkaufe losschlägt.

Die Kränklichkeit so vieler Menschen der höheren Stände in den besten Jahren des Lebens, ist gewiß eine der vorzüglich wichtigsten Ursachen des gesunkenen Sinns der Freude. Nur einsichtsvolle Aerzte sind im Stande die Ursachen dieser zunehmenden Kränklichkeit anzugeben, zu beurtheilen, ob sie in physischen Gründen oder in moralischen oder in beiden zu suchen sind. Wegen der Wahrheit der Beobachtung können auch nur Aerzte von langer Erfahrung das gültigste Zeugniß ablegen. Eine Vergleichung zwi-

schen der Anzahl kränklicher Menschen in der Blüthe des Lebens vor 30 oder 20 Jahren, mit derjenigen unsrer Zeit, müßte wahrscheinlich sehr zum Nachtheile der letztern ausfallen. Auf Bädern und Gesundbrunnen wird man itzt ungleich häufiger wie vormals junge Männer antreffen, die zum Gebrauch des Wassers und nicht bloß zu ihrem Vergnügen hinkommen.

IV. Die Revolution in der Erziehung ist von den größten Folgen für das Denk- und Empfindungsvermögen der angehenden Menschenrace gewesen. Das sollte und konnte, nach dem Plane der neuen Erzieher, auch nicht anders sein; ob aber die Zöglinge der neuen Mentoren in erwachsenen Jahren glüklicher als ihre Väter wurden, das bleibt eine andere Frage, die doch wohl Beleuchtung verdient, da wir itzt schon einigermaaßen so weit sind, den Baum an den Früchten erkennen zu können.

Die 63 sogenannten Philantropine, die in einem Zeitraume von etwa 20 Jahren, die gewöhnlichen Pensionsanstalten ungerechnet, entstanden, bieten zwar große Verschiedenheiten unter sich dar; in manchen Hauptpunkten kommen sie aber auch hingegen so ziemlich überein. Die Idee, daß die Pädagogik eine Kunst, eine Wissenschaft sei, die ihre festen Regeln habe und sich so gut wie jede andre Kunst und Wissenschaft erlernen lasse, in ihrer Anwendung eben so sicher sei, scheint fast in allen Erziehungsanstalten herrschend. Die Untersuchung des Grundes oder Ungrundes dieser Idee gehört nicht

zum

zum Endzwek des gegenwärtigen Aufſatzes. In der Anwendung des erwähnten Grundſatzes, in der Behandlungsart der Zöglinge, haben nicht weniger dieſe Inſtitute manches gemein. Hier kann nur dasjenige erwähnt werden, was Beziehung auf den Gegenſtand hat, der mich itzt beſchäftigt.

Die Kinder werden mit oberflächlichen Kenntniſſen ſo vieler Art überladen, daß ihnen nichts mehr neu bleibt. Sie ſollen alles können, alles ſoll ausgebildet werden; daher wird alles ſchwach ausgebildet. Sie ſollen in den Jahren, wo man nicht denken kann, den Grund von allem einſehen, Realkenntniſſe erlangen, und noch dazu das alles ohne Anſtrengung des Geiſtes. Dieſe ſucht man ihnen auf das möglichſte zu erſparen. Oft wird eine Materie abgebrochen, gerade weil man bemerkt, daß mit Anſtrengung Theil an ihr genommen wird. Das Anſtrengungsvermögen, das auf wenige Sachen konzentrirt, geſchärft werden müßte, läßt man ermatten. Die geiſtige Kraft der Kinder ſchlummert ein. Mäntner laſſen ſich gar zu ſehr zu Kindern herab, anſtatt die Kinder zu ſich hinauf zu ziehen. Von allen ſollen die Kinder genießen, damit ſie früh Ideen von allem erlangen. Wie wenig bleibt ihnen desfalls neu für die Jahre der Blüthe, wo wir erſt die Fähigkeit haben von manchen Gegenſtänden einen tiefen Eindruk zu bekommen, einen Eindruk, den wir ſelten in dem Maaße mehr erlangen, wenn wir mit dem Gegenſtande ſchon zu bekannt ſind, wäre es auch nur von der oberflächlichen Seite. Wenn die Kinder an zu viele Veränderungen der äußern Gegenſtände und Abwechſelungen gewöhnt werden, was

bleibt ihnen alsdann übrig für die Jahre, wo dieſes wirklich zum Bedürfniß wird? Da ſie zu früh von allem genießen, ſo genießen ſie nie recht aus vollem Herzen. Vor allen heftigen Freuden ſucht man ſie zu bewahren, um eine gewiße Gleichmüthigkeit der Seele aufrecht zu erhalten. Erſtaunen, verwundern ſollen ſie ſich über nichts. Man ſucht das nil admirari einzuſchärfen. Alles wird erklärt Die Kinder ſollen den natürlichen Zuſammenhang von allem einſehen lernen. Sie wiſſen recht gut, warum die Sonne bei Tage und der Mond bei Nacht leuchtet; aber der tiefe Eindruk, ſowohl des Großen in der Natur als des Großen in der Kunſt, wird durch die Worterklärungen, ehe das Phänomen Wurzel in dem Innerſten der Seele geſchlagen hat, geſchwächt. Sieht der Knabe die Gegenſtände wieder, ſo denkt er nicht an ſie, ſondern an das, was er dabei gelernt hat: bei Sonne und Mond an das kopernikaniſche Syſtem, bei einem ſchönen Kunſtwerke an äſthetiſche Regeln, oder an die Materie aus der es gemacht iſt. Er weiß, warum eine Sache ſchön ſei, ohne daß er je fühlte was Schönheit war. — Mit den Kinderſpielen, die gewählt und angegeben werden, bleibt es auch eine eigene Sache. Die Jugend hat ſicher nicht die Freude bei dieſen, die ſie bei denjenigen genießt, die ſie ſich ſelbſt ſchaft. Wenn Komödie auf Veranſtaltung von oben geſpielt wird, ſo gewährt ſie nicht das Vergnügen, als wenn die Kinder für ſich auf die Idee gekommen wären, ſie vielleicht gar heimlich ausgeführt hätten.

Bei einigen Inſtituten kommen die jungen Leute zu früh in die große Welt, miſchen ſich zeitig unter

die Erwachsenen. Sie sollen dort eine anständige Art sich zu betragen lernen; aber sie lernen das Konventionelle, die Thorheiten der ältern Menschen, gerade in der für sie gefährlichsten Periode. Sie genießen der Societatsfreuden zu früh, die ihnen alsdann in den Jahren unschmakhaft werden, wo sie solche billig erst theilen sollten. Sie gewinnen daher selbst in gesellschaftlicher Rükſicht nichts durch diese übereilte Mannbarkeit. Vergnügungen, die wir vom zwölften Jahre an gewohnt waren, müssen uns im vier und zwanzigsten langweilig vorkommen, da wir sie hingegen noch nach dem 30sten Jahre lebhaft empfinden würden, wenn wir sie erst im zwanzigsten kennen gelernt hätten. Bei gewöhnlichen Menschen ist dieses sicherlich eine Haupturſache der zunehmenden Langenweile.

In manchen Erziehungsanstalten scheint alles nur auf Ausbildung des Körpers angelegt zu sein. Reiten, Jagen, Schwimmen, Fechten, ist Hauptsache; gerade als wenn man nicht für kultivirte Menschen sondern für wilde Volker die Jugend bilden wollte. Die Ausbildung des Körpers verdient allerdings eine große Aufmerksamkeit, aber die zukünftige wahrscheinliche Bestimmung der jungen Leute eine nicht minder große. Man kann den Körper so gut wie die Seele verwöhnen, ihm Bedürfnisse geben, die in dem Maaße wahrlich keine Bedürfnisse der Natur sind, Wie soll es dem jungen Mann ergehen, wenn er in das Leben tritt, dem es unentbehrlich geworden 8 Stunden des Tages auf Leibesübungen zu verwenden? Wo will er die nothwendige Zeit zu seinen Berufspflichten hernehmen? Und auch wenn er

nicht das geschäftige Leben ergreift, ist denn das Leben des wilden Naturmenschen Bestimmung des Menschen? Selbst für feinere gesellschaftliche Freuden sind solche neue Naturmenschen ohne Sinn. Sie haben kein Gefühl für alles, was eine gewisse Bildung voraussetzt; und bei der Abnahme des ersten Feuers der animalischen Kräfte, die ziemlich früh erfolgt, sind sie das Opfer der quälendsten Langeweile. Ihre einzige Zuflucht bleibt alsdann das Spiel: die ressource des gens ennuyés, wie Rousseau sagt.

Die große Veränderung in der Pädagogik ist aber nicht allein in den Philantropinen stehen geblieben, sondern hat sich auch in die Privaterziehung verbreitet. Vor der Privaterziehung in vielen großen Häusern haben sicherlich Philantropine ohne alle Vergleichung den Vorzug. Manche Eltern in den höhern Ständen beschäftigen sich zu viel mit dem Erziehungsgeschäft, zu dem sie nicht gemacht sind; viele Andere können sich gar nicht um ihre Kinder bekümmern. Sie bleiben daher einem Hauslehrer überlassen, der oft nicht die Fähigkeiten eines bei einem Philantropin angestellten Edukators besitzt. So wie die Sachen einmal sind, mag es ein wahres Glük für manche Kinder der höheren Stände sein, in einem Philantropin erzogen zu werden.

Es ist hier der Ort eines Uebels zu gedenken, das so leicht in Erziehungsanstalten einreißt, wogegen die Neueren viele Vorkehrungen getroffen haben, eines Uebels, dem zuweilen ausschließ-

schließlich die Entnervung und Kränklichkeit der Jugend zugeschrieben wird. Allein so schädlich, so verderblich das Uebel ist, so viele einzelne Menschen es auch zu Grunde gerichtet haben mag; so kann es doch nicht wohl als ein neues Uebel unsers Zeitalters betrachtet werden. Sicherlich hat es zu allen Zeiten geherrscht, wovon sich schon im Aristophanes Beweise finden; und sehr ungewiß scheint es zu bleiben, ob es wirklich in neueren Zeiten zugenommen hat. Vielleicht wird es itzt früher getrieben und mag dadurch und durch die Mitwirkung anderer Ursachen, an Schädlichkeit zugenommen haben. . . . Ob nicht das viele, was darüber im Drukke gesagt worden, manchmal selbst zu der Ausübung des Lasters Veranlassung gegeben hat; ob nicht moralische und religiöse Gründe wenn sie zu lebhaft an das Herz gelegt werden, bei denjenigen, wo das Uebel eingerissen ist, geschwächte Nerven nicht noch schwächer machen: darüber mögen einsichtsvolle und erfahrne Aerzte und Pädagogen entscheiden.

Hannover. Brandes.

5.

Etwas über den Einfluß der französischen Revolution auf das Kommerz. Aus einem Schreiben aus der Schweiz, vom 2. Dezemb. 1789.

Seit der Staatsveränderung in Frankreich ist die Handlung in der Schweiz nicht nur in Verfall, sondern fast in Agonie und wahre Lethargie! Die Waaren häufen sich an. In Zürich und St. Gallen geht wenig oder nichts ab: als allenfalls, was von Musselinen nach Italien und von da nach Spanien und den Indien geht; und einiges nach Deutschland, Holland, und England. In die kaiserlichen Lande geht solche Waare nur als Kontrebande, da, wie Sie wissen, deren Einfuhr verboten ist. Von Zahlungen ist fast gar keine Rede; und der Geldmangel ist allgemein, da viele Fabriken stille stehn, und sich keine Arbeit für sie findet. Wechselbriefe auf Paris und andere französische Plätze und Handelsstädte gestellt, liegen Kistenweise auf einander, da im Handel Niemand solche Briefe mehr annehmen will. Sogar Wechsel, die verfallen, oder die auf Sicht (a vista) gestellt sind, verlieren hier vier Prozent; und ohne $1\frac{1}{2}$ Prozent zahlt sie der Bankier in Paris nicht aus. So werden also $5\frac{1}{2}$ Prozent auf verfallne Wechsel verloren; nun ist leicht zu erachten, wie es

mit

mit Wechseln gehen muß, welche diskontirt werden sollen. St. Gallen führt eine beträchtliche Handlung mit Italien. Was nun die Italiäner an St. Gallen zu bezahlen haben, geben sie itzt in französischen Wechselbriefen, weil sie in Italien eben so wohlfeil als hier und andrer Orten sind; und der Italiäner stekt seine 3 oder 4 Prozent in die Tasche. Ich habe einige hiesige Kaufleute darum befragt, was sie mit den verfallnen Wechselbriefen anstellen? Sie antworten: wir geben einem Bankier Order, sie einzukassirn; dann trassiren wir wieder auf ihn; bekommen wir kein Geld, so müssen wir uns gedulden, bis es wieder geht. Das ist es eben, was den Handel itzt so sehr bedenklich macht: wie wollen die Bankiere, auch wenn es bessere Aussichten in Frankreich gäbe, vor der Hand alle die Wechsel befriedigen können? Es wird schwerlich möglich sein, und wenn sie auch alle Kräfte aufbieten. Macht die Nation nicht Bankerott (welches noch hier geglaubt wird), wie will sie die 6000 Millionen bezahlen, die sie schuldig ist? Kann sie dieses nicht, so werden die Bankiere und Kaufleute mankiren müssen. Wir wollen das Beste hoffen; vielleicht findet unser Landsmann Nekker Mittel, wo wir bis itzt noch keine sehn. An der Ausführbarkeit seines letzten Plans wollen hier indeß Viele zweifeln.

Bis itzt ist, laut Konvention mit Frankreich, den Schweizern, die mit Leinewand in Frankreich handeln und Niederlagen dort haben, erlaubt gewesen, das für Leinewand gelöste Geld in die Schweiz zu senden; nur mußten sie die

Sum-

Summen beim Maire oder Syndik angeben; wofür sie einen Schein (auf Papier Timbré) erhalten, um das Geld in Natura aus dem Lande zu bringen. Es ist dieser Transport des Geldes ein gedoppelter Vortheil, weil es mit $1\frac{1}{4}$ Prozent auf St. Gallen kommt, da es sonst in Briefen mit $1\frac{1}{2}$ bis 2 Prozent Verlust geschieht. Aber gegenwärtig hört dieser Vortheil gänzlich auf, da kein Geld im Lande vorhanden ist: was noch gewesen war, schleppten die Familien der Artois, Polignak, Lambesk, und so vieler andern Verbannten, aus dem Lande. Daher kommt es, daß in England und der Schweiz mehr französische Luisdore und Ekus neufs zirkuliren, als in Frankreich selbst. Man sah es deshalb als eine physische und politische Nothwendigkeit an, daß das Silbergeräthe in Frankreich in die Münze getragen würde, um Geld davon zu prägen, weil sonst kein zirkulirendes Geld mehr vorhanden war, und den Soldaten der Sold nicht einmal mehr gereicht werden konnte. Aber wie gering ist verhältnißmäßig die Summe, welche in die Münze geliefert worden!

Ob nun gleich mehr baares Geld in der Schweiz als in Frankreich vorhanden ist, so wird doch dasselbe itzt hier in der Handlung nicht gebraucht, wegen des Stillstands im Kommerze. Kaufleute, die von Messen 10, 20, und mehrere tausend Gulden brachten, belegen ihr Geld lieber, um Interessen davon zu ziehn und ihres Kapitals gewiß zu sein, als daß sie das Waarenlager vermehren sollten, ungewis, wie sie die Waaren wieder los werden können, ob mit Nutzen, oder Schaden: zumal da noch so starker Vorrath an Waaren da ist. Erschein

scheint einmal ein günstiger Zeitpunkt, so finden sie gegen baares Geld allezeit wieder Waaren. Indessen gehn itzt die meisten Kaufleute müßig, und die Fabrizirung der Waaren ist, wie gesagt, gehemmt.

Die Appenzeller und Toggenburger leiden am meisten darunter: Leute, die sonst alle Wochen 6 bis 8 Gulden verdienten, stehn itzt müßig, ihre Weberstuben sind verschlossen: und die Theurung der Lebensmittel, besonders des Korns, setzt sie in eine betrübte Lage. Gott gebe, daß bald der Friede erfolge; sonst wird das Korn und das Brod so theuer, als in den Jahren 1771 und 1772. Nicht, daß es ein unfruchtbares Jahr gewesen wäre. Nein! Im Gegentheil ist seit vielen Jahren die Saat nie so ergiebig gewesen, und die Obstbäume so voller Früchte, als in diesem Jahre. Allein in ganz Frankreich ist der größte Mangel an Korn, eine Provinz schließt der anderen die Zufuhr noch immer zu. In Piemont, Elsaß, Lothringen, Wirtemberg und Baiern, ist die Fruchtausfuhr gänzlich gesperrt; was noch an Vorrath im Reich und Schwaben war, geht theils auf der Donau nach Ungarn (nach Ungarn! diesem sonst so getreidereichem Lande! Was erleben wir nicht!), theils den Rhein hinunter nach Basel, und Bern, und Genf (welche Oerter sehr an Korn Mangel leiden), theils nach Strasburg, um französische Provinzen damit zu versehen. Der Aufkauf ist außerordentlich, und nur allein — der Frieden — kann uns wohlfeilere Zeit verschaffen.

Vor acht Tagen erhielt ich einen Brief aus Nancy, in welchem mir gemeldet wird: „Ich „fürchte, daß die in Frankreich allgemein herrschen-

„Unru-

„Unruhen auch bei Ihnen Sensation erwekken,
„besonders, was den Handel mit Musselinen be-
„trift. Die Kaufleute an Ihrem Orte haben viele
„Bankerotte zu befürchten. Wir empfinden es
„täglich. Man muß Augenzeuge sein, um sich
„von dem Elende, das uns überhäuft, einen Be-
„grif zu machen; zu diesem kommt noch der Man-
„gel des Brots, welches doch unentbehrlich ist.
„Von den Bäkkern kann man um sein gutes Geld
„keins haben; so wie es nur aus dem Ofen kommt,
„reißt man es sich aus den Händen. Welch ein
„betrübtes Schauspiel"! — So schreibt man aus Lothringen, einem sonst gesegneten Fruchtlande, das immer andre Provinzen unterstützen konnte. — Wird es diesen Winter Friede, so kann Frankreich Korn genug von Afrika haben, welches anitzt nach Konstantinopel geliefert wird; Piemont geht dann auch wieder auf, und das Korn in Schwaben und Baiern, fällt der Schweiz, wie gewöhnlich zu. Schenkt Gott den Frieden nicht, dann dürfte auf das Frühjahr Noth und Elend entstehn. Wohl dem alsdann, der Vorrath hat! St. Gallen hat beständig viele 1000 Scheffel in den Magazinen vorräthig, welches im Nothfall unter die Bürger um einen geringen Preis ausgetheilt wird, so daß nicht so leicht ein Brotmangel in dieser Stadt entstehen kann. Und so ist es auch mit Bern. Aber z. B. die Unterthanen des Abts von St. Gallen, und die Appenzeller sind in solchen Fällen zu bedauern. Kein Geld, kein Verdienst, kein Vorrath, keine Hülfe; als was sie aus der Stadt Gallen ziehen. Die letzte Theurung in den siebziger Jahren steht noch in frischem Andenken. — —

Berlinische Monatsschrift

1790.

Sechstes Stük. Junius.

I.

An das Römische Volk.

Horazens sechzehnte Ode des fünften Buches.

– ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪ ∪)
– ∪ – ∪ – ∪ – ∪) – ∪ ∪ – ∪
∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ –

Schon das zweyte Geschlecht verheeren die Kriege der Bürger,
Und Rom erliegt nun unter seiner eignen Macht.
Was die benachbarten Marser nicht überwältigen konnten,
Porsenna drohend mit Hetruskerhorden nicht,
Was nicht Spartacus Wuth, nicht des tapfern Capua Scheelsucht,
Kein Allobroge, treulos, wenn ein Aufruhr gährt,

Nicht die blauäugige Schaar der ungezähmten Teutonen,
Noch unsrer Väter Abscheu, Hannibal bezwang,
Das vertilgen wir selbst, wir fluchbelasteter Same;
Raubthiere nehmen bald die Fluren wieder ein.
Bald durchzieht im Triumph die rauchenden Trümmer ein Barbar,
Zerstampft mit seines stolzen Rosses Huf die Stadt,
Wirft die Gebeine Quirins, vor Wind und Sonne bewahret,
Zu sehn ein Frevel, übermüthig in die Luft. — —
Falls ihr — gemeinsam, wo nicht, der bessere Theil der Gemeine —
Von eurem Haupt dieß Unheil abzuwälzen strebt:
O! so höret den Rath der Vernunft. Wie das Volk der Phocäer
Zum Abzug' unter schweren Flüchen sich verband,
Seine Laren und Aecker und heiligen Tempel den Ebern
Zur Wohnung und den räuberischen Wölfen ließ:
So geht rüstig, wohin die Füße, wohin durch die Wellen
Der schnelle Notus oder Afrikus euch führt.
Gebt ihr mir Beyfall, und räth kein Andrer euch besser, so säumt nicht;
Bestelget unter himmlischem Geleit das Schiff.

Aber zuvor den Schwur! bis tief aus dem Grunde der Fluthen
Die Stein' empor sich heben, nicht zurück zu gehn,
Noch die Segel zur Heimath zu kehren, bevor nicht der Padus
Den höchsten Gipfel des Matiner Berges wäscht,
Und der Apennin bis an den Ocean fortrückt,
Und neue Wollust ungeheure Bande knüpft:
Sich mit dem brünstigen Hirsch die gefällige Tiergerinn gattet,
Die Turteltaube Buhlschaft mit dem Geyer treibt;
Bis kein brüllender Löwe die weidenden Rinder erschrecket,
Und zottenlos der Bock im blauen Salze spielt:
Dieses, und alles, was dient, der gewünschten Rückkehr zu wehren,
Gelobet, und zieht aus mit mir; die ganze Stadt,
Oder der bessere Theil vom ungelehrigen Haufen;
Der feige Weichling hüte stets den Unglücksherd!
Ihr von biederem Sinn entsagt der weibischen Klage!
Fliegt pfeilschnell vor den Ufern Tusciens vorbey!
Uns erwartet ein Weltmeer, gesegnete Fluren im Weltmeer
Erwarten uns: ein Eyland voller Ueberfluß,

Wo mit jährlicher Aernte der ungepflügete Boden,
Mit süßer Frucht der unbeschnittne Weinstock prangt;
Nie der Oehlbaum den Wunsch der fröhlichen Eigner betrieget,
Und ihren Stammbaum stets die braune Feige schmückt.
Dort rinnt Honig aus hohlen Eichen am Bache, der rauschend
Mit raschem Sprunge von dem jähen Hügel hüpft;
Dort kömmt ungerufen die Ziege zum schäumenden Eimer,
Mit weitem Euter folgt das sanfte Schaf ihr nach.
Keine Seuche verfehret das Vieh, die Heerde verschmachtet
Vom Flammenhauche feindlicher Gestirne nicht.
Auch kein nächtlich brummender Bär umtrabet die Hürden;
Auch schwillt der Erde Bauch von keiner Viperbrut.
Mehr noch bewundern wir dort, wir Seligen: daß der Südostwind
Mit Regengüssen nie die Feldfrucht niederschlägt,
Noch die fette Saat im lechzenden Acker verdorret:

Weil

Weil über beides der Monarch des Himmels wacht.
Hieher strebete nie der Argoischen Ruderer Fahrzeug;
Nie trat an diesen Strand die freche Kolcherinn;
Hieher drehete nie der Sidonische Schiffer das Segel,
Der wohl geplagte Trupp des Laertiden nie.
Diese Gestade sonderte Zevs für ein frommes Geschlecht ab,
Als er der Zeiten Gold abwürdigte durch Erz,
Dann die ehernen Jahre mit Eisen härtete, welchen
Der Fromme glücklich ausweicht, der dem Dichter folgt.

Anmerkungen.

Diese Ode ist aus demjenigen Buche genommen, welches erst nach dem Tode des Horaz ans Licht getreten ist, und einige seiner frühesten Arbeiten enthält, die er zu unterdrücken für gut gefunden hatte. Das Jahr, worin sie verfertigt ist, läßt sich nicht leicht bestimmen, weil ein Poet oft über eine merkwürdige Begebenheit in seinem zwanzigsten Jahre einen Entwurf macht, den er erst nach seinem dreyßigsten ausführt. Vielleicht war sie sehr früh entworfen worden, ward aber erst vor der Schlacht bey Actium, als sich Antonius und Kleopatra zu einem entscheidenden Kriege wider den Augustus rüsteten, von dem Dichter aufs neue überarbeitet. Er unterdrückte sie aber dennoch: theils, weil darin die Bürgerkriege bestraft werden, an denen Augustus eben so wohl Schuld hatte,

als Antonius; theils, weil er darin den Römern den Rath giebt, Rom zu verlassen: einen Rath, der ihm in seinem frühern Alter natürlicher Weise einfallen mußte, weil sich damahls wirklich sehr viele große Männer vor der Grausamkeit des Triumvirats aus Rom hinweg begeben hatten. Indessen war die Ode wegen ihres Feuers, ihres Wohlklangs, ihrer patriotischen Gesinnungen, ihrer historischen Gelehrsamkeit, ihrer blühenden Einbildungskraft wohl werth, daß der reifer gewordene Dichter alles davon wegschnitt, oder darin verbesserte, was zu weitschweifig oder noch nicht lyrisch genug seyn mochte, bis sich eine Gelegenheit fände, sie bekannt zu machen.

Noch ist zu bemerken, daß sie die einzige ist, worin die sechsfüßigen iambischen Verse aus lauter reinen Jamben bestehen, ohne Emmischung eines Spondäus, Anapästus, Tribrachys oder Daktylus.

V. 1. **Schon das zweyte Geschlecht verheeren die Kriege der Bürger)** Dreyßig Jahre rechnete man auf Ein Menschenalter. Von den Bürgerkriegen des Sylla, Cinna und Marius an, bis auf die Schlacht bey Actium, zwischen dem Antonius und Augustus, waren beynahe zwey solcher Menschenalter verflossen. Nach eben dieser Rechnung giebt Homer dem Könige Nestor, der im letzten Jahre der Belagerung von Troja über achtzig Jahre alt seyn mochte, fast drey Menschenalter:

Zwey Geschlechter der redekundigen Menschen, die vormahls
Mit ihm im heiligen Pylus des Lebens sich freueten, waren
Schon vergangen; er aber herrschte nun über das dritte.
Iliade I, 250. u. f.

Und dieses ist sehr richtig gerechnet: denn in einem neunzigjährigen Zeitraume können Vater, Sohn und Enkel sterben, wenn sie auch alle drey Greise von siebzig, achtzig, ja gar von neunzig Jahren werden.

V. 3. **Was die benachbarten Marser)**. Die Marser waren Bundesgenossen der Römer; und hatten nebst

nebst den Samnitern, während der gewaltigen Unruhen in Rom, einen Plan angelegt, diese ungerechte Stadt zu demüthigen, und Corfinium, welches sie stark befestigt und mit vielem Kriegsvorrath versehen hatten, zur Hauptstadt des Landes zu machen. Sie hatten sich bereits Senat und Obrigkeiten nach Römischer Art, und besonders einen Consul von ihrem eigenen und einen andern von dem Samnitischen Volke gewählt, deren jeder nebst seinen untergeordneten sechs Prätoren Eine von den Provinzen regieren sollte, worein sie ganz Italien zum voraus getheilet hatten. Als sie sich nun durch die Verschlagenheit ihres Consuls Pompedius Silo fast mit dem ganzen Italien verbündet und von jedem Volk zur Sicherheit des Bundes Geisel erhalten hatten, und eines Tages, bey Abführung eines solchen Geisels von Asculum nach Corfinium, von dem Römischen Proconsul Servilius, der im Lande regierte, sehr übermüthig behandelt wurden: ward der Anfang zum öffentlichen Aufstande mit der Ermordung dieses Proconsuls und aller in Asculum befindlichen Römer gemacht. Ehe es aber zum ordentlichen Kriege kam, schickten sie Gesandten nach Rom, für ihre Nationen, durch welche Rom seine Grösse erlangt hätte, abermahls um das Bürgerrecht anzuhalten. Diese Bitte, die mit den Waffen in der Hand geschah, ward abgeschlagen, und man rüstete sich wider sie zum Feldzuge. Hierzu wurden ausser beiden Consuln, dem Rutilius und Lucius Julius, die größten Generale erwählt, nehmlich der alte Marius, Sylla, Cnejus Pompejus Strabo, (der Vater des großen Pompejus) und Didius, der schon zweymahl triumphirt hatte; auch Metellus Pius, Cäpio, Sertorius und andre Befehlshaber von großem Ruf und großer Hoffnung. In Rom selbst zog man, wie nur in den gefährlichsten Zeitläuften zu geschehen pflegte, die Friedenskleider aus und verschloß die Gerichtshöfe. Die Verbündeten waren anfangs fast immer glücklich, und hatten zuerst den Consul Rutilius nebst acht tausend Mann erschlagen; nachmahls auch den Cäpio, der nach Rutilius Tode die eine Hälfte der consularischen Armee commandirte, mit dem größten Theil

der Truppen niedergehauen. Nach vielen Gefechten, Belagerungen und Grausamkeiten auf beiden Seiten, wurden endlich die Verbündeten von der klüglich getheilten Römischen Kriegsmacht überwunden. Dieser Krieg wird bald der Marsische, bald der verbündete, bald der Italidnische genannt.

V. 4. **Porsenna drohend mit Hetruskerhorden.)** Porsenna, der König zu Clusium, hatte den aus Rom vertriebenen Tyrannen Tarquinius bey sich aufgenommen. Als ihn dieser um Hülfe wider seine ehemaligen Unterthanen anrief, zog der kriegserfahrne Porsenna endlich mit einem großen Heere Hetrusker aus, nahm den befestigten Berg Janiculus, die Schutzwehre Roms, sogleich mit stürmender Hand ein, lieferte vor der Tiber den Römern ein Treffen, worin sie geschlagen und beide Consul verwundet wurden; wäre auch in die Stadt über eben die Brücke hineingedrungen, über welche die besiegten Römer zurückflohen, wenn nicht ein gewisser Horatius Cocles sich vor den Eingang gestellet hätte. Dieser vertheidigte die Brücke zuerst mit zwey Freunden, und endlich allein so lange, bis sie abgeworfen war; worauf er selbst glücklich zu den Seinigen hinüberschwamm. Als Porsenna hierauf die Stadt blockirte, um sie auszuhungern, wagte sich ein andrer junger Krieger, der die Hetrurische Sprache verstand, in das Lager, den Porsenna, den allergefährlichsten Feind der Römer, umzubringen; und als er aus Irrthum den Schreiber desselben traf, und dafür zur Marter und zum Tode geführt werden sollte, brannte er vor den Augen des Porsenna sich die rechte Hand ab, sie gleichsam zu bestrafen, daß sie gefehlt habe, und zugleich zu zeigen, daß sich kein Römer vor irgend einer Marter fürchte. Als Porsenna den Jüngling vom Feuer wegreißen ließ, ersann dieser sogleich die List, ihm, gleichsam aus Dankbarkeit, zu berichten, daß eine Gesellschaft von dreyhundert Römischen Jünglingen, unter welchen das Loos ihn zuerst getroffen, sich wider das Leben desselben verschworen habe. Der König, der beständigen Lebensgefahr unter diesen Abenteurern auszuweichen, entschloß sich mit den Römern eine Unterhandlung zu treffen. Er foderte nehmlich

nehmlich ein Stück Landes zurück, das zum Hetruriſchen Gebiet gehört hatte, und verlangte zugleich eine Anzahl der vornehmſten Jungfrauen zu Geiſeln. Dieſes ward alſobald bewilligt. Doch die junge Clölia, eine unter den Römerinnen, die zu Geiſeln ausgeliefert waren, wollte ihr Geſchlecht gleichfalls berühmt machen, und ihren Landesleuten durch die ausgeſtellten Geiſel die Hände nicht gebunden wiſſen: ſie ſchwamm alſo mit allen ihren Gefährten durch die Tiber nach der Stadt zurück. Als aber der Conſul Valerius Publicola ſie insgeſammt dem Könige zurückſchickte, erkannte dieſer die Redlichkeit der Römer mit Dank, beſchenkte die tapfre Clölia mit einem Pferde, ſetzte ſie und die übrigen Geiſel wieder in Freyheit, überließ den Tarquinius, mit dem er mißvergnügt zu ſeyn Urſache bekommen hatte, ſeinem Schickſal, und zog von Rom ab. Ein ſolches Ende, ſagt Dionyſius von Halikarnaß, nahm der gefährliche Krieg der Römer mit den Hetruskern und dem Könige der Cluſiner, Lars Porſenna, welcher ihnen beynahe den Untergang gebracht hätte.

Unſerm Deutſchen Martial, Chriſtian Wernike, hat die That des Horatius Coeles, des Mucius Scävola und der Clölia Stoff zu drey ſchönen Sinngedichten gegeben. S. deſſen Ueberſchriften (Ausgabe 1780) S. 45, 165, 193.

V. 5. **Was nicht Spartacus Wuth)** Dieſer tapfre und verſchlagene Krieger war von Geburt ein Thracier, gerieth in die Kriegsgefangenſchaft, und ward mit andern Sklaven nach Capua gebracht, den Römern bey den grauſamen Fechterſpielen zum Zeitvertreibe zu dienen. Er beredete ſeine zweyhundert Kameraden zur Flucht. Sie glückte nur acht und ſiebzigen, die aber in der Eile keine andere Waffen als Küchenmeſſer und Bratſpieße mitnehmen konnten. Sie trafen aber auf dem Wege einen Wagen mit Fechterwaffen an, dieſen plünderten ſie, und erwarteten damit auf einer feſten Anhöhe die Mannſchaft, die ihnen aus Capua nachgeſchickt ward. Sie hieben ſolche nieder, und bekamen dadurch erſt ordentliche Kriegeswaffen. Nunmehr liefen ihnen von allen Seiten her unglückliche Sklaven zu, ſo daß

man aus Rom den Claudius Pulcher mit dreytausend Mann wider sie ausschickte. Dieser fand sie auf dem Berge Vesuv postirt, und schlug sein Lager am Fuß dieses Berges auf, an dem Orte, wo man allein herunter kommen konnte, weil die übrigen zu steil waren. Aber des Spartacus Truppen machten sich lange Leitern von wilden Weinranken und kletterten daran alle herunter, bis auf Einen Mann, der so lange zurückblieb, bis er ihnen die Waffen herunter geworfen hatte; und nun griff Spartacus die Römer unvermuthet an, hieb sie nieder und nahm ihr Lager ein. Bald liefen ihm so viele zu, daß sein Heer zehntausend Mann stark ward. Er versah es mit Waffen, so gut er konnte. Mit diesen streiften sie im Lande umher, eroberten Städte, plünderten, und übten Grausamkeiten, die Spartacus nicht verhüten konnte. Nun sandte man den Prätor Varinius mit einer Armee wider ihn aus. Spartacus fiel auf einen abgesonderten Haufen von zweytausend Mann und schlug ihn. Hierauf überraschte er den Cossinius, den Gehülfen des Prätors, stürmte sein Lager und hieb ihn mit seinen Truppen in Stücken. Als ihm endlich der Prätor selbst in einem hohlen Wege auspaßte, zog er sich durch eine List heraus, indem er todte Körper mit ganzen Waffenrüstungen bekleiden und als Wachen vor den Eingang seines Lagers stellen ließ, indessen er mit Hülfe der Nacht an der andern Seite mit seinen Truppen hinaus defilirte. Als er dieser Gefahr entkommen war, schlug er den Prätor und erbeutete seine Fasces, die er sich nachher selber vortragen ließ. Weil er aber zu klug war, als daß er hoffen sollte, über die ganze Römische Macht zu triumphiren, so wollte er seine Völker über die Alpen, und die Gallier und Thracier, (woraus seine Armee größtentheils bestand) als freye Leute wieder nach Hause führen. Die verwegene Armee aber, die nun schon vierzig tausend Mann stark geworden war, gehorchte nicht. Nun stellten die Römer drey Armeen unter ihren beiden Consuln, dem Lentulus und Gellius, und dem Prätor Arrius ins Feld. Spartacus konnte die Gallier, die unter seinem Collegen Crixus standen, nicht im Zaume halten. Dreyßig tausend Mann trennten

ten sich von ihnen, und fielen mit ihrem Befehlshaber in Apulien ein, wurden aber von dem Consul Gellius und dem Prätor Arrius überfallen, und zwanzig tausend Mann nebst ihrem Anführer wurden getödtet. Spartacus, der noch immer seinen Plan verfolgte und Italien zu verlassen suchte, überfiel den Consul Lentulus, schlug ihn und zerstreuete seine Armee; wandte sich hierauf wider den Consul Gellius, der aus Apulien kam und sich mit dem Arrius vereinigte, überwand beide in einem Treffen, und ließ dreyhundert Römische Gefangene gleich Fechtern kämpfen, das Leichenbegängniß seines Collegen Crixus dadurch feyerlicher zu machen. Nachdem er die Gefangenen und die ihm unnützen Lastthiere hatte tödten, auch alle überflüßige Beute verbrennen lassen, nahm er mit seiner verstärkten Armee den Weg nach Rom. Als ihm die vereinigten Consul den Weg verwehrten, überfiel er den Proconsul C. Cassius und den Prätor Cn. Manlius, und schlug sie in die Flucht. Die folgenden Consul waren nicht erfahren genug, wider den Spartacus Stand zu halten; man schickte also einen grössern und strengern General, den Crassus wider ihn. Dieser stellete unter den Römischen Soldaten die vernachläßigte Kriegeszucht in kurzer Zeit wieder her, und schlug anfangs einen Haufen von zehntausend Sklaven, und erhielt hierauf wider den Spartacus selbst einigen Vortheil. Nachdem dieser auf mehr als eine Art versucht hatte über die Meerenge nach Sicilien zu kommen, mußte er zusehen, wie ihn an der Spitze Italiens, gegen Sicilien zu, Crassus durch einen breiten und tiefen Graben einschloß, den er von einem bis zum andern Ende des Meers hatte ziehen und mit einer hohen Mauer befestigen lassen. Spartacus, dessen erste Versuche diese Verschanzungen zu durchbrechen, vergeblich gewesen waren, suchte seine Soldaten dadurch zu einer verzweifelten Gegenwehr zu reizen, daß er einen Römischen Gefangenen vor seinem Lager ans Kreuz schlagen und sie also von der Rache des Prätors eine gleiche Todesstrafe befürchten ließ. Endlich wählte er eine stürmische Nacht, ließ einen Theil des feindlichen Grabens mit Erde und Faschinen füllen, und

führte

führte sein ganzes Heer glücklich hinüber. Crassus, der den Spartacus gleichsam im Sacke zu haben meinte, verlor hiedurch so sehr die Besonnenheit, daß er nach Rom schrieb, man sollte ihm den Lucullus und Pompejus, die jetzt von ihren Kriegszügen aus Thracien und Spanien zurückkehrten, eilends zu Hülfe schicken. Doch als er bemerkte, daß sich die Gallischen Truppen nicht vom Spartacus anführen ließen, sondern ein besonderes Heer ausmachten, überfiel er sie, und hätte sie alle in Stücken gehauen, wenn nicht Spartacus zu ihrem Beystande herbeygeeilet wäre. Weil die Gallier aber noch immer unter zwey neuen Anführern ein besonderes Lager ausmachten, fand Crassus ein Mittel den Spartacus zu hintergehen, und indessen dieser glauben mußte, die Hauptarmee vor sich zu haben, fiel er auf die andere Hälfte, trug einen vollkommenen Sieg davon, hieb viele tausend nieder und eroberte die Römischen Adler und Fasces wieder. Nach diesem Verlust zog sich Spartacus ins Apulische. Crassus ließ ihn durch einen seiner Generale verfolgen. Zu rechter Zeit kehrte Spartacus um, und schlug und verjagte die Römer. Hiedurch bekamen seine Truppen wieder so großen Muth, daß sie ihn nöthigten seinen Plan zu ändern und gegen den Crassus zurück zu kehren. Als er hier seine Armee in Schlachtordnung gestellt hatte, zog er sein Schwert aus, und stieß sein eignes Pferd nieder, indem er sagte: Ueberwinde ich, so wird es mir nicht an Pferden fehlen, werde ich überwunden, so habe ich keines mehr nöthig. Er selbst focht als ein Verzweifelter, stieß zwey Centurionen über den Haufen, und wollte sich einen Weg zum Crassus öffnen, bis er endlich übermannt vom Haufen und ganz mit Wunden bedeckt, todt zu Boden fiel. Nun siegten die Römer und schenkten keinem das Leben. Die Flüchtigen verfolgte Crassus, und sechstausend, die er lebendig bekam, ließ er auf der Landstraße von Capua bis Rom ans Kreuz schlagen. Ein abgesonderter Haufe fiel dem Pompejus, bey seinem Rückzuge aus Spanien, in die Hände, der ihn niederhauen ließ und sich, nach seiner gewöhnlichen Eitelkeit, die Ehre zuschrieb, diesen wichtigen Krieg geendigt zu haben. Crassus erhielt indessen

dessen doch die Ehre des Triumphs, aber nur des kleinen Triumphs, weil die Feinde Sklaven gewesen waren; doch erlaubte man ihm, statt des bey einer solchen Ovation gewöhnlichen Myrtenkranzes, den Lorberkranz.

V. 5. **Nicht des tapfern Capua Scheelsucht)** Die Stadt Capua hatte schon vor alten Zeiten verlangt, daß aus ihr allemahl der Eine Römische Consul erwählt werden sollte. Cicero sagt von dieser Hauptstadt des fruchtbaren Campaniens, daß die alten Römer nur drey eroberte Städte für fähig gehalten hätten, die Hoheit und den Nahmen des Reiches zu behaupten, nehmlich Karthago, Korinth und Capua. — Als die Römer bey Cannä vom Hannibal geschlagen wurden, schmeichelten sich die Einwohner von Capua, daß ihre Stadt nunmehr das Haupt von Italien werden würde, nahmen Karthaginensische Besatzung ein, und erwürgten alle Römischen Einwohner. Als die Römer sie mit der größten Hitze belagerten, vertheidigten sie sich aus allen Kräften, und riefen den Hannibal zu Hülfe. Endlich nahmen die Römer die Stadt dennoch ein, ungeachtet Hannibal zum Entsatz herbey geeilt war und ihnen ein hartes Treffen geliefert, ja sich sogar vor Rom hatte sehen lassen, die Belagerer von Capua abzuziehen. Nach der Einnahme der Stadt straften die Römer die Rathsherren derselben und eine Menge edler Campanier am Leben, und verjagten und verkauften das übrige Volk; doch zerstörten sie die Stadt nicht, wie sie die entfernten und allzuvortheilhaft gelegenen Städte Karthago und Korinth nach der Zeit zerstöreten, sondern begnügten sich, sie aller eigenen Obrigkeit zu berauben, so daß ihr kein Schatten von Regierung übrig blieb, und bestimmten sie zur Wohnung der Ackersleute und zu einem Kornmagazin aller Felder von ganz Campanien. In dieser Niedrigkeit blieb sie hundert und funfzig Jahre, bis sie endlich Cäsar zum Range einer Römischen Colonie erhob, die, wie eine kleine Republik, nach ihren eigenen Gesetzen wieder regiert ward.

V. 6. **Kein Allobroge, treulos, wenn ein Aufruhr gährt)** Horaz nennt, nach Art der Poeten, einen Theil anstatt des Ganzen, bedient sich des Nahmens

einer

einer einzigen Völkerschaft, des Nahmens Allobrox, (welcher seiner Härte wegen hier eine besonders gute Wirkung thut) anstatt des allgemeinen Nahmens der gesammten Nation. Einige Ausleger meinen, Horaz ziele hier bloß auf die Catilinarische Verschwörung, welche die Allobrogischen Gesandten anfangs begünstigt, endlich aber, mehr aus Furcht, als aus Treue, dem Senat entdeckt hätten. Andre glauben, Horaz ziele auf die Händel, welche die Allobrogen, kurz vor Cäsars Feldzuge nach Gallien, mit einem Theil der Römischen Provinz angefangen, und die Cn. Pomptinus mit leichter Mühe gedämpft hatte. Allein da in beiden Fällen Rom von den Allobrogen noch nichts gelitten hatte, so ist es weit wahrscheinlicher, daß der Dichter alle die Gefahren meint, in welche Rom durch die Gallier überhaupt bey jeder bequemen Gelegenheit gerathen war. Ausser dem Sklavenkriege, in welchem sie eine große Armee ins Feld stellten, darf man sich nur aus der Geschichte erinnern, was Rom von Anfange her, bey einheimischen neuen Händeln, von diesem Volke gelitten hat. Seit der Zeit, als Camillus, der beste Feldher der Römer, sich aus der Stadt verbannen mußte, und die Gallier, unter der Anführung des Brennus bey dem Fluß Allia eilftausend Mann von der Römischen Armee niedergehauen und hierauf Rom eingenommen und verbrannt hatten, war der Nahme der Gallier den Römern so fürchterlich geworden, daß man sogar ein Gesetz gegeben hatte, die Priester sollten zwar von allen Feldzügen frey seyn, aber nicht von den Feldzügen wider die Gallier. Diese gefährlichen Feinde gingen drey und zwanzig Jahre nach der Einnahme Roms, als wegen der Ackervertheilung, wegen der Schuldenlast des Volks, wegen Erwählung plebejischer Consul, die Unruhen am heftigsten waren, abermahls nach Italien, verheereten das ganze Land, und waren schon bis an den Fluß Anio gedrungen, als man ihren ehemaligen Sieger, den achtzigjährigen Camillus, zum fünften mahl zum Dictator wählen und ihnen entgegen schicken mußte. — Des treulosen Ueberganges aus dem Lager der Römer, deren Hülfsvölker sie waren, in das Lager Hannibals, und

anderer Kriege mit ihnen nicht zu gedenken, wollen wir nur die Worte des Vellejus Paterculus anführen: „Die Gallischen Länder, in die wir unter dem Domitius und Fabius zuerst mit einem Heere gedrungen sind, haben wir „mit vielem Blutvergießen oft behauptet und oft verloren.“ Röm. Gesch. II, 39. Ob nun gleich diese Völker endlich völlig unter die Römische Botmäßigkeit kamen, so war ihnen doch nie recht zu trauen. Cicero sagt, bey Erwähnung der Allobrogischen Gesandten: „Die Gallier sind eine Nation, mit welcher wir in keinem recht sichern Frieden leben; das einzige Volk, dem, „wie es scheint, weder der Wille noch das Vermögen „fehlt uns zu bekriegen.“

V. 7. **Nicht die blauäugige Schaar der ungezähmten Teutonen)** Die ausgewanderten Völker des nördlichen Deutschlandes und der Gegend am Baltischen Meere waren den Römern, so gar zur Zeit ihrer größten Macht, sehr oft überlegen. Alle die Niederlagen, welche die Teutonen und Cimbrier nebst ihren Bundesgenossen, einigen Gallischen Völkern, schon lange vor der unglücklichen Schlacht des Varus, unter den Römern angerichtet hatten, und wovon einige ganz unglaublich blutig waren, fasset Tacitus in diese Worte zusammen: „Zweyhundert und zehn Jahre siegen wir nun schon an „Deutschland. Nicht der Samniter, nicht der Karthaginenser, noch die Gallier und Hispanier, die Parther „selbst nicht, haben uns öfter an sich erinnert: denn die „freyen Deutschen sind kriegerischer, als die Unterthanen des Arsaces . . . Sie haben den Carbo und Cassius, den Scaurus Aurelius und Servilius Cäpio, so „gar den M. Manlius geschlagen und gefangen genommen; haben der Republik fünf consularische Heere . . . „zu Grunde gerichtet. Nicht ungestraft haben sie Cajus „Marius in Italien und der vergötterte Julius in Gallien besiegt . . . In der Folge triumphirten wir mehr „über sie, als daß wir sie überwunden hätten.“ Von den Sitten der Deutschen: XXXVII Kap.

V. 8 **Noch unsrer Väter Abscheu, Hannibal bezwang).** Dieser genugsam bekannte Feldherr der Karthaginenser, der seinem Vater Hamilkar noch als ein

Knabe

Knabe hatte schwören müssen, ewig ein Feind der Römer zu bleiben, war ihnen unter allen Feinden am fürchterlichsten geworden. Er ward schon in seinem sechs und zwanzigsten Jahre zum Feldherrn erwählt, und nachdem er in der Folge mit Kriegslisten und mit Tapferkeit die Römer sehr oft geschlagen hatte, ward er endlich, nach mancherley Verlust, nach Afrika zurück berufen, und dort in einer Hauptschlacht von dem großen Scipis überwunden. Hierauf foderten ihn die Römer, die sich noch beständig vor ihm fürchteten, den Karthaginensern ab: er nahm aber zeitig die Flucht; doch ward er genöthigt, von Einem Volke zum andern zu fliehen, bis er endlich in seinem siebzigsten Jahre, als man ihn von dem Prusias, dem Könige in Bithynien, ausgeliefert haben wollte, sich mit Gift das Leben nahm.

Der Poet, der kein Geschichtschreiber ist, hat die Feinde der Römer hier nicht nach der Zeitordnung angeführt, zumahl da einige unter ihnen die Römer mehr als einmahl und zu ganz verschiedenen Zeiten bekriegt hatten. Er nennt zuerst die Marser, deren sich die ältesten unter den Römern noch erinnern konnten, und schließt mit dem Hannibal, der den größten Eindruck unter ihnen zurück gelassen hatte. An einem andern Orte, nehmlich in der sechsten Ode des dritten Buchs, *) nennt er, als ein Dichter, der sich nicht gern wiederhohlt, ganz andere Feinde der Römer, den unvergeßlichen Hannibal ausgenommen. Er gedenkt dort der zwey unglücklichen Kriege mit den Parthern, und der fürchterlichen Kriegesrüstungen der Kleopatra und des Antonius, die dem Reiche den Untergang droheten, und hierauf erwähnt er des ersten Punischen Seekrieges, und der blutigen Siege über den kriegeserfahrnen Pyrrhus und den großen Antiochus.

V. 13. **Wirft die Gebeine Quirins . . . übermüthig in die Luft)** Die meisten Völker hielten es für die größte Erniedrigung, die sie leiden konnten, wenn die Feinde mit den ehrwürdigen Gebeinen ihrer Vorfahren und ihrer großen Männer verächtlich umgin-

*) Man sehe die Ode im Julius 1785 der Berl. Monatsschr.

umgingen. Daher sagt schon Jeremias, indem er den Juden schwere Trübsal verkündigt: „Zu derselben „Zeit wird man die Gebeine der Könige Juda, die Ge„beine der Fürsten, die Gebeine der Priester, die Ge„beine der Propheten, die Gebeine der Bürger Jeru„salems aus ihren Gräbern werfen.“ Kap. VIII, V. 1.

V. 17. **Wie das Volk der Phocäer).** Die Einwohner von Phocäa, einer Stadt in Jonien, einer Landschaft Asiens, beredeten sich, als Harpalus, der Feldherr des Persischen Königes Cyrus, sie unter das Joch bringen wollte, ihr Vaterland zu verlassen. Sie setzten sich, wo nicht alle, doch die vornehmsten Familien, zu Schiffe, und schwuren, indem sie einen großen Klumpen gegossenen Eisens in das Meer warfen, nicht eher zurück zu kehren, als bis dieses Eisen wieder aus dem Grunde herausgekommen wäre. Sie sollen, unter der Anführung eines gewissen Kreontiades, zuerst an der Insel Cyrnus (Corsica) gelandet seyn, hierauf sich in das Narbonensische Gallien begeben und dort die Stadt Massilia erbauet haben. Als sie von da zurückgetrieben wurden, sagt Strabo, begaben sie sich nach Italien, und erbauten in Lucanien die Stadt Elea.

V. 22. **Der schnelle Notus oder Africus).** Der Südwind und Südwestwind werden hier anstatt der Winde überhaupt genannt. Durch Beybehaltung der lateinischen Nahmen werden sie in der deutschen Poesie gewissermaßen zu Personen gemacht.

V. 25 — 34. **Aber zuvor den Schwur: bis tief aus dem Grunde der Fluthen ꝛc.)** Diese weitläuftige Eidesformel, welche so viel sagt, als niminermehr, verräth die jugendliche Einbildungskraft des Verfassers. Virgil hat sich an einigen Orten seiner Schäfergedichte ähnlicher poetischen Umschreibungen bedient

V. 34. **Und zottenlos der Bock im blauen Salze spielt).** In diesem Verse wird ein doppeltes Wunder gefodert: der Bock soll nicht mehr zottig seyn, und soll im Meere leben, oder poetisch, im blauen Salze. Sal statt mare gebrauchen Virgil, Catull, Lukrez. Im Deutschen ist der Ausdruck nicht ganz neu mehr; Opitz sagt:

. . . . . Die Schiffe spryten Feuer:
Das blaue Salz erschrak.

V. 40. Fliegt pfeilschnell vor den Ufern Thusciens vorbey). Tuscia oder Hetruria am Torrhenischen Meere, wo das Schiff seinen Weg aus Rom vorbey nehmen mußte, in den großen Ocean zu gelangen.

V. 41. Gesegnete Fluren im Weltmeer ꝛc.) Hier beschreibt der Dichter ein goldenes Weltalter, welches er in weit entlegene Inseln und festes Land versetzt, wovon die Alten theils Vermuthungen hatten, theils durch weit verschlagene Schiffe der Phönicischen oder Karthaginensischen Handelsleute einige Ueberlieferungen mochten erhalten haben. Aristoteles hielt es für wahrscheinlich, daß die Säulen des Herkules nicht weit von Ostindien ablägen, (einem Lande, welches man für unermeßlich groß schätzte) und daß es möglich wäre zur See von jenen nach diesem hinzukommen: eine Vermuthung, welche auch Columbus hatte. Seneca behauptet in noch deutlichern Worten, daß man mit einem günstigen Winde in wenigen Tagen aus Spanien nach Indien segeln könne. Die vom Plato beschriebene so berühmte Atlantische Insel, welche von vielen für ein wirkliches Land gehalten wird, lag, seinem Vorgeben nach, nicht sehr weit von Spanien. Auch redet Pausanias von Inseln im Weltmeer, wohin die Schiffer verschlagen worden, und welche sie Satyreninseln genannt hätten. Auch Aelian führt eine fabelhafte Erzählung des Theopompus an, nehmlich eine Unterredung, welche der phrygische König Midas mit dem Silenus gehabt haben soll, worin dieser ihm sagt: ausser Europa, Asia und Afrika wären Inseln, die rund umher der Ocean umschlösse; das einzige feste Land läge ausserhalb dieser Welt von einem unermeßlichen Umfange . . . . Die Einwohner der sogenannten friedlichen Stadt, der größten unter allen, lebten in vollem Ueberflusse, genössen der Früchte der Erde ohne Pflug und Ochsen, und ohne das Land zu bauen und zu besäen, wüßten auch nichts von Krankheiten u. s. w. Ohne Zweifel war unserm Dichter diese Stelle des Theopompus bekannt.

V. 50—62. Hieher strebete nie der Argoischen Ruderer Fahrzeug ꝛc.) Diese Verse sollen nichts mehr, als die weite Entfernung dieses glückseligen Landes anzeigen, wohin weder die Argonauten auf ihrer Hinreise nach Kolchis, noch auf ihrer weitschweifigen Rückreise mit der Medea, wohin weder der weit umherirrende Ulysses, noch die Seefahrer aus Tyrus und Sidon gekommen wären. Ein größeres Geheimniß scheint nicht darunter verborgen zu liegen.

Kamler.

2.

Ueber das Recht der Menschheit, als den Grund der neuen Französischen Konstitution.

Nun, lieber R . . ., es mag ein Recht der Menschheit geben, oder nicht: so ist mir doch itzt in Europa kein Staat bekannt, welcher darauf gegründet wäre; und ich will die Franzosen für das erste Volk in der Welt erkennen, wenn sie, auf dem Wege ihrer Theorie vom Rechte der Menschheit, etwas fruchtbarliches und dauerhaftes zu Stande bringen. Ueberall und in jeder gesellschaftlichen Verbindung, es sey zum Handel oder zur gemeinschaftlichen Vertheidigung, liegt, außer der Menschheit, eine dem Zwekke angemessene Aktie oder Wahre zum Grunde, die einer besitzen muß, um Genosse zu seyn. Das geringste Dörfchen hat

mehrentheils seine ganzen, halben und Viertelwahren, nach welchen jeder der gemeinen Weide und Waldung genießt, oder das seinige zur gemeinen Besserung beiträgt; und wenn ein Ungewahrter darin auftreten, und sagen wollte: ich bin ein Mensch, darum laßt mich ein Stük Vieh auf die gemeine Weide treiben; so würde ihm der Vorsteher antworten: du bist ein Narr, die Menschen erhalten in unserm Dorfe nichts mehr, als was wir ihnen aus gutem Herzen geben wollen. Eben so verhält es sich in allen Städten: nur der Bürger und Eigenthümer einer gewissen Wahre ist daselbst ehrenfähig; und man gestattet den bloßen Menschen nicht einmal das Recht, ihr Brot daselbst zu betteln. Höchstens erlaubt man ihnen sich auf einen Kontrakt anzubauen; oder man überläßt es den Theologen, ein Reich Gottes ohne Aktien zu errichten, und die Menschen mit einander, unter der Rubrik von armen Sündern, auszugleichen.

Wie sich hier die kleinen Genossenschaften formen, so haben sich auch ganze Staaten gebildet. Die Europäer, als Landbauer, legten eine Landwahre oder das Eigenthum eines für jeden Staat bestimmten Akkerhofes, mansus genannt, zum Grunde ihrer Verbindung. Nur der ächte Eigenthümer eines solchen mansus war Mitglied der Nation, und theilte Gewinn und Verlust mit seinen Genossen. Alle übrige Menschen, welche

ohne-

ohnehin bei der Naturalvertheidigung in die Brüche fielen, zur Zeit da man diese Brüche noch nicht mit Hülfe des Geldes ausgleichen konnte, waren entweder Knechte, oder Leute, die auf Kontrakte wohnten, und keine Stimme zu den Gesetzen und Schlüssen des Staats zu geben hatten.

Lange wollte man diesen ungewahrten Menschen nicht gestatten, sich untereinander zu verbinden, und besondere kleine Staaten in dem großen Staate zu errichten. Man hielt es für gefährlich, daß ein Haufe solcher unverbürgten Menschen sich auf einen Flek versammeln, Mauren und Graben um sich aufwerfen, und also vereint den gewahrten Genossen den Kopf sollten bieten können; oder daß sie, unter dem Schutze einer Gottheit oder eines Heiligen, ein eignes Korps ausmachen, einen Schutzvoigt oder Syndikus erwählen, und sich mit zusammengesetzten Kräften vertheidigen möchten. Zeit, Noth, Bedürfniß, Gelegenheit, und besonders der Königsschutz, brachte jedoch endlich dergleichen kleinere Gesellschaften, unter den Namen von Städten, Burgen, Flekken, Hoden und Echten, zu Stande *): die nun freilich, wie die Heringskompanieen, auch ihre kleinen Aktien zu ihrer Selbstvertheidigung zusammen legten, und

*) Man nöthigte zulezt einen jeden dazu, indem es hieß: Quilibet a duodecimo ætatis anno sit aut in Hundredo aut in Plegio. LL. Henric. I. c. 8. *Wilk.* pag. 241.

Statuten machten, aber noch lange keine Mitglieder der Nation wurden, und zu deren Entschlüssen stimmten; sondern bloß nach dem Kontrakte Recht gaben und nahmen, welchen ihnen die Nation bewilliget hatte. Bis endlich die Gewahreten, nachdem sie sich durch ihre vielen Kriege erschöpft hatten, und durch Borgen, und Bäten oder Beeden von den Ungewahrten nichts mehr erhalten konnten, diesen eine förmliche Beihülfe über den Kontrakt anmuthen, dazu natürlicher Weise ihre Bewilligung suchen, und ihnen dagegen die Rechte eines besondern Standes einräumen mußten; der nun, da die Staatskompanie auf diese Weise zu den alten Landaktien, wovon bisher die gemeine Vertheidigung allein bestritten war, fast so viele Geldaktien machte, als reiche Menschen im Staate waren, und durch neu eingeführte Vermögensteuren, von diesen sehr oft mehr, als von jenen bezog, — ein verhältnißmäßiges Gewicht mit jenem erhielt *).

Die Geldaktie ist nun zwar nicht so bestimmt, wie die alte Landaktie; ob es gleichwohl in unsrer itzigen

*) Dieses ist überall der Ursprung des tiers état. Der zweite Stand nahm seinen Anfang, als der Direktor der Komonnie von dem ächten Eigenthümer eines Mansus Steuer und Folge über seine Verbindlichkeit, und von den Dienstleuten über ihren Dienstkontrakt forderte. Denn wozu ein jeder durch den ursprünglichen Verein, oder durch den Kontrakt verbunden war, das konnte der Direktor fordern, ohne dazu eine neue Einwilligung zu suchen.

itzigen Verfassung so ganz unrecht nicht sein möchte, hierauf zu spekuliren. Indeß wird doch ein jeder leicht fühlen, daß der Eigenthümer eines Hundertheils nicht die Rechte eines vollen Aktionärs fordern könne; und daß der Besitzer von zehn solcher Aktien vor jenem ein natürliches Näherrecht zur Direktion der Kompanie habe. Ein jeder wird einsehen, daß die Menschheit hiebei in keinen besondern Betracht komme, und daß bei der auf Geldaktien gegründeten Staatsverbindung eben so viele Menschen in die Brüche fallen müssen, als bei der Landaktie, wo man dergleichen Einhundertstel (Wachszinsige) oft für ein Pfund Wachs wohnen und kramen ließ, und ihnen weiter keine gemeine Beihülfe abforderte, ihnen aber auch keine Ehrenfähigkeit in der Nation einräumte.

Zum Scherz, oder auch zur Parade, kann in Frankreich der Herzog wohl mit seinem Schneider unter der unbesoldeten Nationalgarde aufziehen, und das Recht der Menschheit in einem komischen Aufzuge zeigen; aber wenn beide sich unbesoldet gleich rüsten und gegen den Feind fechten sollten: so würde es wahrlich dem Schneider nicht wohl zugemuthet werden können, so viel Blut für seine Werkstätte zu vergießen, als der Herzog für sein Herzogthum aufopfert; auch würde der letztere sich auf jenen nicht wie auf seines gleichen, verlassen können. Und doch würde das Recht der Mensch-

heit erfordern, daß jeder Nachbar gleich seine Haut für den andern wagen sollte.

Wie sehr hat nicht schon das Recht der Menschheit die Kriminalgesetze verwirret? Das Israelitische Volk, das, außer seinem Bündel, nur seine Menschheit in die Wüste trug, und folglich überall seinen Gehorsam gegen die Gesetze bloß nur mit der Haut verbürgte, mußte auch bei jedem schweren Verbrechen gleich mit der Haut bezahlen. So gerecht dieses Kriminalrecht für Menschen war; und für Soldaten noch ist, denen alles auf die Haut geborgt wird: so ungerecht bleibt es immer für Leute, die mit ihrer Landaktie für ihr gesetzmäßiges Betragen der Staatskompanie eine angemessene Sicherheit bestellet haben. Für diese war ehemals der Verlust der Aktie die höchste Strafe. Die Gesetze, welche hiedurch verpönt waren, wirkten strenger, als alle Verordnungen bei Galgen und Rad, die noch nirgend die Anzahl der Verbrecher vermindert haben. Der Verlust der Aktie war Strafe für einen Aktionär, sein Weib und seine Kinder; wohin er sich wandte, stand ihm nichts wie die Knechtschaft offen: und bis er irgendwo Schirm fand, war er der Rache des Beleidigten Preis gegeben. Dagegen konnte man ihm nie an die Haut kommen; und selbst der Todtschläger konnte sich lösen, wenn er die Taxe bezahlte, wozu der Erschlagene von der Kompanie geschätzet war: eine Taxe, die vermuthlich die

ganze

ganze Aktie wegnahm. Nicht einmal ein gewahrter römischer Bürger stand unter der Ruthe; und später mochten auch die Ehrenbürger davon befreiet sein, indem der Apostel Paulus, von dem man wohl annehmen kann, daß er so wenig eine Stadtaktie in Rom, als eine Landaktie im römischen Reiche besaß, sich hierauf mit dem gesetzmäßigen Erfolge *) bezog.

Zwar wird das Volk, in so fern man darunter die in die Brüche fallende Menge versteht, es jetzt nicht leicht gestatten, daß man auf jenen hohen Plan des Kriminalrechts zurükgehe; nachdem einmal die Geldaktie nicht so anschauend sicher ist, als die Landaktie, und nachdem Konsumtions-Vermögens- und Menschensteuren die Gewahrten und Ungewahrten zu sehr vermischet haben.

Allein es verdient immer noch tiefe Bewunderung, daß unsre rohen Vorfahren, die sogenannten Barbaren, einen solchen Plan erfunden und sich dabei so lange glüklich erhalten haben; bis die christliche Religion die Gesetze, welche Moses den ziehenden Israeliten gegeben hatte, den erbgesessenen Landeigenthümern, unter Begünstigung jener Vermischung der Geld- und Landaktie, nach

*) Leib- und Lebensstrafen, und Folter sind zuerst experimenta in anima vili gewesen. Vitæ necisque potestatem sibi vindicarunt primum in plebeios *obscuros*. Ammian. Marcel. c. 23.

und nach aufnöthigte. Wie nöthig ist es aber nicht noch immer dem Gesetzgeber, einen mächtigen Wink dahin zu geben, damit nicht, nach dem Rechte der Menschheit, alle Verbrecher ohne Unterschied ihrer Wahrung, auf der Haut gepeitscht, gebrandmarkt, und gefoltert, oder auf die Schandbühne gestellet werden?

Vielleicht sage ich Ihnen aber doch noch ein andermal, wie, mit Hülfe des Hypothekenbuchs, neue Aktien in der Nation erschaffen, und Ehre und Fleiß auf eine mächtige Art gehoben werden könnten, wenn man den Plan unserer Vorfahren wieder befolgte.

Osnabrük. J. Möser.

3.

Ueber den neuesten Finanzzustand Frankreichs.

LXIII.

Durch die Dekrete vom 6 Okt., 2 Nov., und 19 Dez. v. J. hatte die Nationalversammlung die Grundlage zu dem neuen Finanzsystem entworfen; und wenn alles so ging, als es beschlossen worden, so war Frankreichs Finanzübel geheilt. Indeß entspricht der Erfolg bis itzt dieser so schönen Erwartung nicht: es zeigen sich bei der Ausführung

täg-

täglich neue Schwierigkeiten. Meine Absicht erfordert, die vorzüglichsten derselben anzuzeigen.

Die erste, welche sich zeigte, betraf die Patriotische Steuer. Es war d. 6 Okt. 1789 festgesetzt, daß jeder zu dieser Steuer verpflichtete Einwohner Frankreichs vor d. 1 Jänner 1790 eine Erklärung einreichen solle, wie viel er nach Pflicht und Gewissen beizutragen habe. Diese Erklärungen erfolgten aber so sparsam, daß der Tresor sich keine große Einnahme versprechen konnte. Indeß war auf einen reichlichen Ertrag dieser Steuer sehr gerechnet, um den Fond zu den außerordentlichen Bedürfnissen des vorigen und itzigen Jahres zu erhalten, und um besonders die Kaisse d'Escompte in Stand zu setzen, d. 1 Julius des itzigen Jahrs mit dem Realisiren den Anfang zu machen; man kann sich also die Verlegenheit leicht vorstellen, worin die Finanzen durch dies Ausbleiben der erwarteten Beitragserklärungen geriethen. Zum Unglük war in dem Dekret vom 6 Okt. gar keine Strafe für denjenigen festgesetzt, der mit dem 1. Jan. 1790 keine Erklärung eingereicht hatte; und es fand überhaupt kein gesetzmäßiger Zwang Statt, um irgend Jemand zu Entrichtung des verhältnißmäßigen Beitrags anzuhalten. Die N. V. befand sich also in der traurigen Alternative, entweder vermittelst der ausgeschriebnen patriotischen Steuer eine unbedeutende Summe zu erhalten, oder die so hoch erhobnen Franzosen bis zu gewöhnlichen

Bürgern herabzuwürdigen, die man mit Zwangsmitteln zu Erfüllung ihrer Schuldigkeit anhält, wenn sie dieselbe nicht freiwillig leisten. Der Finanzausschuß legte seinen Bericht über diese wichtige Angelegenheit d. 26. Dez. ab, und trug darauf an: den endlichen Termin der einzureichenden Beitragserklärungen noch auf zwei Monate zu verlängern, dabei aber zugleich bekannt zu machen, daß hernach gegen die Ausbleibenden Zwangsmittel würden gebraucht werden. Die N. V. beschloß sogleich das erstere, fand aber Bedenken bei dem zweiten; und begnügte sich, folgende Motive ihrem Dekret beizufügen: einmal, daß wer nach Ablauf der zwei Monate sich nicht gemeldet habe, vorgefordert werden solle; zweitens, daß die Namensliste derer, welche sich zum Beitrag erklärt hätten, und zugleich die Größe ihres Beitrags durch öffentlichen Druk bekannt gemacht würden. — Ich glaube nicht, daß dies Dekret die gewünschte Wirkung gehabt hat. Von Paris wissen wir es durch Nekkers Memoire vom 6 März gewiß, weil er darin erzählt, daß sich bis zum 3 März nur ungefähr 12000 Einwohner mit ihren Beitragserklärungen gemeldet haben, und der versprochne Beitrag ungefähr 30 Millionen beträgt. Wenn man auf der einen Seite auch nur 600,000 Einwohner in Paris rechnet, und auf der andern Seite bedenkt, daß jeder dessen jährliche Einnahme über 400 Liv. beträgt, diesen Beitrag entrichten soll: so ist wohl

außer

außer Streit, daß in Paris mehr als 12000 Steuerpflichtige anzunehmen sind. So wie nun das Dekret in Paris nicht befolgt ist, so läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß es außer Paris noch schlechter damit aussehen wird. — — Es wird aber nicht bloß diesem Dekret der N. V. so ergehen, sondern alle Beschlüsse derselben werden gleichen Erfolg haben, so lange nicht irgendwo im Staat eine exekutive Gewalt ist, um die Ausführung zu bewirken. Durch bloße Bitten und Ermahnungen, durch Darstellung bloß innerer Gründe von Billigkeit und Nothwendigkeit läßt sich kein ganzes Volk bewegen, die von ihm geforderten Abgaben zu entrichten. Die gesetzgebende Gewalt wird in den Augen des gemeinen Haufens lächerlich und verächtlich, wenn sie dabei stehen bleibt, ihre Willensmeinung bekannt zu machen, und nicht zugleich die Mittel anzeigt, wie sie diese Willensmeinung zur Ausführung zu bringen im Stande ist.

Eine andre Schwierigkeit zeigte sich in Absicht des übernommenen Vermögens der Geistlichkeit. Nach dem leichtsinnigen Dekrete vom 2 Nov., das Vermögen der Geistlichkeit und mit demselben alle bis itzt davon bestrittene Lasten zu übernehmen; und nach dem Entschluß am 19 Dez., von den Domänen und geistlichen Gütern so viel zu verkaufen, daß man dadurch eine reine Summe von 400 Mill. erhielte: fing man erst an zu rechnen, ob man

bei dieser Operation auch auskommen werde. Im Februar 1790 ward der N. V. eine Berechnung vorgelegt, die das Resultat der ersten Operation in Zahlen darstellt, und woraus ich das Wesentliche mittheilen will.

Die gesammte Einnahme der Geistlichkeit ist nach der übertriebensten Schätzung nicht höher anzusetzen, als jährlich 150 Millionen. Davon werden nun folgende Summen abgezogen:

	Mill.
Der aufgehobene Zehente — — —	70
Die aufgehobenen und nicht vergütigten Rechte aus der Lehnsverfassung — — —	2
Wenn für 200 Mill. Güter verkauft werden, so fällt die Einnahme davon weg —	10
An Zinsen für die Schulden der Geistlichkeit sind jährlich zu bezahlen — — —	12
Zusammen also	94

Es bleiben also 56 Mill. übrig, womit folgende Ausgaben bestritten werden sollen: 1) Die hohe und niedere Geistlichkeit anständig und verhältnißmäßig zu besolden; 2) die Kosten des öffentlichen Gottesdienstes zu bestreiten; 3) den Ordensgeistlichen von beiden Geschlechtern ihren wenigstens kümmerlichen Unterhalt bis zu ihrem Absterben zu reichen. 4) Da die geistl. Güter in Zukunft alle Lasten mit tragen, so müssen auch die auf diese Einnahme von 56 Mill. fallende Abgaben erlegt werden. 5) Dies Vermögen muß verwaltet werden, welches

welches neue Kosten verursacht. 6) Das Armuth kann des bisher genossenen Zuflusses aus dem Vermögen der Geistlichkeit nicht entbehren. — Diese sechserlei Arten von Ausgaben nun werden folgendergestalt geschätzt;

	Mill.
Für die Geistlichkeit und den öffentlichen Gottesdienst — — — —	100
Für 52000 Ordensgeistliche, jeder zu 800 Liv. gerechnet — — — —	42
Die Abgaben von der übrig bleibenden Einnahme des geistl. Vermögens — —	14
Die Verwaltungskosten — — —	5
Zum Armuth — — — —	11
Zusammen	172
Zu allen diesen Ausgaben sind da —	56
Es fehlen also noch — — —	116

Ich gebe gern zu, daß dieser Kalkul übertrieben ist. Denn, wenn man bedenkt, daß durch den Verkauf geistlicher Güter für 200 Mill. natürlich 200 Mill. anderweitiger Staatsschulden getilgt werden, wodurch eine Ersparung der Zinsen erwächst; daß die 42 Mill. für die Ordensgeistlichen von Jahr zu Jahr abnehmen, und endlich ganz wegfallen; und daß die Nationalversammlung die bisherigen Zehnten der Geistlichkeit durch eine andre Abgabe ersetzen will: so erhält man durch Zusammenrechnung dieser Punkte eine Summe von 122 Mill.; wodurch also in der Folge nicht nur das Defizit von

116 Mill. wegfällt, sondern noch ein Plus von 6 Mill. geschafft wird. Es bleibt aber doch unstreitig, daß die Operation mit dem Vermögen der Geistlichkeit nicht gleich, sondern erst nach Ablauf mehrerer Jahre, vortheilhaft sein kann; daß sie itzt im ersten Anfange neue Verwikkelungen für die so schon äußerst verwikkelten Finanzen hervorbringen muß; und daß die N. V. gar keinen günstigen, sondern vielmehr den unbequemsten Zeitpunkt erwählt hat, um diese große Operation auszuführen.

Was den Verkauf der Domänen und geistlichen Güter anlangt, so will es damit auch nicht gehen; wenigstens wird bis itzt dadurch noch kein Geld verschaft. Es sieht also mit der Einnahme der außerordentlichen Staatskasse noch sehr betrübt aus; und da auf dieser Einnahme die Solidität der Operation mit der Kaisse d'Eskompte beruht, so ist bis itzt die Hofnung noch weit entfernt, daß es mit den Finanzen nach dem von Nekkern vorgeschlagenen und von der N. V. gebilligten Plane gut gehen werde.

Viele Mitglieder der Versammlung sehen sehr gut ein, daß nach der bisher beobachteten Methode in der Finanzbehandlung schwerlich etwas Heilsames zu erwarten steht. Der Beweis hiervon kann zugleich zeigen, wie man selbst in der N. V. über die festgesetzten Finanzplane urtheilt. Ein Mitglied des Finanzausschusses stattete am 6 Febr. seinen Bericht über die Ersparungen ab, welche bei den Ausgaben

gaben jedes Departemens anzubringen wären. Er zeigte an: daß man beim Kriegesdepartement 20 Mill., beim Seedepartement 1½ M., bei der Hofhaltung der Prinzen 3,400,000 L., und beim Departement der auswärtigen Geschäfte 1 Mill. ersparen könne. Er entwikkelte die Ersparungen des letztern Departements bis auf die geringsten Kleinigkeiten, und schlug am Ende ein Dekret vor, wodurch die Ausgaben desselben für das J. 1790 auf 6,700,000 L. und für das J. 1791 auf 6,300,000 L. eingeschränkt würden. — Als er noch weiter in das Detail gehen wollte, um die Richtigkeit dieser Summen darzuthun, ergriff ein anderes Mitglied der N. V die Rede, und hielt ungefähr folgenden Vortrag:

„Unstreitig wird kein großes Reich das in Verwiklung ist, durch Erörterung von dergleichen „Kleinigkeiten in Ordnung gebracht. Wenn Sie, „meine Herren, sich auf dergleichen Detail einlassen, so laufen Sie Gefahr, Ihre Hülfsquellen „und Ihre ganze Konstitution zu verlieren. Seit „dem Dekret vom 19 Dez., wovon Sie Sich alles „versprachen, ist Ihr Zustand weit schlechter geworden als er damals war. Sie haben eine außerordentliche Kasse des Staats angeordnet; und „bis itzt ist darin keine Einnahme gewesen. Im „J. 1791 wird es gut sein, sich mit den geringsten „Kleinigkeiten einer guten Wirthschaft zu beschäftigen; itzt erfordert es die höchste Nothdurft, für

„die dringenden Bedürfnisse des J. 1790 zu sorgen.
„Sie haben hohe Ursache zu fürchten, daß Ihre
„außerordentlichen Hülfsquellen zur erforderlichen
„Zeit nicht ergiebig genug sein werden. Sie ha-
„ben noch keinen Entschluß über einen so wichtigen
„Punkt fassen wollen, als das Schiksal der Geist-
„lichkeit, und der Standpunkt ist, welchen diese
„in der Gesellschaft künftig einnehmen soll. Ihr
„Entschluß hierüber kann Ihnen allein die besten
„Erläuterungen schaffen, ob und welche Vortheile
„Sie aus dem Vermögen der Geistlichkeit haben
„werden. Sie wissen Selbst noch nicht den wahren
„Sinn Ihres Dekrets über die Zehenten. Sollen
„sie anderweitig ersetzt werden, oder nicht? Das
„wird Ihnen wohl bekannt sein, daß das Vermö-
„gen der Geistlichkeit, wenn man den Zehenten da-
„von nimmt, nicht hinreicht, die Geistlichkeit zu
„erhalten. Es kann auch gewiß zu Wiederherstel-
„lung der Finanzen nicht hinreichend sein, den
„Verkauf von so und so viel Domänen beschlossen
„zu haben. Nehmen Sie Sich wohl in Acht, Sich
„einer ähnlichen Gefahr auszusetzen, als worin sich
„die Amerikanische Republik befindet. Dieser Staat
„erhält sich durch den Verkauf der Domänen, hat
„aber auch keine innere Macht und Stärke; und
„wenn er nicht von Europa durch das Meer ge-
„trennt wäre, so würde er täglich Gefahr laufen
„unterdrükt zu werden. Um Kräfte für den Staat
„zu erhalten, muß man Auflagen machen. An

„die

„die Stelle der aufgehobnen Salz- und Trankſteuer „iſt noch keine andere Abgabe angeordnet. Das iſt „ein Gegenſtand von 140 Millionen. Und wenn „Sie den Zehenten ohne Erſatz aufheben, ſo wer„den 240 Mill. an Ihrer bisherigen jährlichen „Einnahme fehlen. U. ſ. w. " —

Berlin den 18 April 1790.

LXIV.

Die bemerkten Schwierigkeiten über die neuen Hülfsquellen, wovon man bis itzt im mindeſten nicht den gehoften Erfolg ſah, machten bei weitem noch das ganze Uebel nicht aus. Im Gegentheil war faſt kein Punkt des neuen Finanzſyſtems, von welchem man einen guten Erfolg gewahr ward. Die Erſparungen in den verſchiedenen Departementern waren zwar im Ganzen beſchloſſen; wie man aber zur Ausführung kam, zeigte ſich überall, daß man die Departementsbedürfniſſe mit den für ſie angewieſenen Summen gar nicht ins Gleichgewicht bringen konnte. Bei den Penſionen ſollten 6 Mill. erſpart werden; weil man aber hernach fand, daß ſich dieſe Erſparung ſo leicht nicht nach den Regeln der Billigkeit ſogleich vertheilen ließ, that man die Machtſprüche: von allen rükſtändigen Penſionen nur diejenigen auszuzahlen, welche nicht über 3000 L. betragen, und von den größern nur 3000 L. zu bezahlen, außer in dem Fall, daß die Empfänger 70 Jahr alt wären, wo dann 12000 L. ausgezahlt werden könnten; ferner in der erſten

Hälfte des itzigen Jahrs gar keine Pensionen zu zahlen; und endlich, alle diejenigen ihrer Pensionen verlustig zu erklären, die gewöhnlich in Frankreich wohnten, itzt aber sich außerhalb dem Reiche aufhielten, ohne im königl. Dienst verschikt zu sein. — Doch, warum sollen wir uns die Mühe geben, die Schwierigkeiten, welche bei dem neuen Finanzsystem sich zeigten, mühsam aus den einzelnen Daten aufzusuchen? Nekker hat uns darin alles vorgearbeitet; und wer anders konnte diese Arbeit so gut verrichten? Er ließ d. 6 März in der Nationalversammlung ein Memoire vorlesen, worin er deutlich den damaligen Zustand der Finanzen entwikkelt, den üblen Erfolg des neuen Finanzsystems offenherzig gesteht, und, wie natürlich, neue Plane vorschlägt, wovon er sich alles Mögliche verspricht. Wir wollen den Inhalt dieses Memoire kürzlich anzeigen und mit unsern Bemerkungen begleiten.

Nekker hatte am 14 Nov. v. J. die außerordentlichen Bedürfnisse des J. 1790 auf 80 Mill. berechnet, und deshalb einen außerordentlichen Zuschuß von 80 Millionen aus der Kaisse d'Eskompte verlangt. Bei dieser Bestimmung waren aber verschiedne Bedingungen vorausgesetzt, unter welchen allein dieser außerordentliche Beitrag hinreichend war. Nehmlich, das bisherige Defizit sollte mit dem 1 Jan. 1790 völlig ersetzt sein; statt der verminderten Salzsteuer sollte eine andere eben so

viel einbringende Abgabe angeordnet sein, und deren Wirkung mit dem 1 Jan. 1790 anfangen; die auf das laufende Jahr fallenden Abgaben auch im laufenden Jahr eingehen; die Antizipationen ihren angehinderten Fortgang haben, obgleich weit mäßiger als bisher gebraucht werden. Von allen diesen Bedingungen war keine eingetroffen; was Wunder also, daß sich sogleich in den ersten Monaten des Jahrs ein großes Defizit zeigte!

Nekker zeigt an, daß es in den beiden ersten Monaten 41 Mill. beträgt, und daß außerordentliche nicht vorhergesehne Ausgaben, welche hauptsächlich auf den Korneinkauf Bezug haben, einen Gegenstand von 17 Mill. ausmachen. Der Tresor hat dagegen in den beiden ersten Monaten nur 39 Mill. von der K. d'E. erhalten; und es wäre daher unmöglich gewesen auszukommen, wenn man alles hätte bezahlen sollen. Da man aber nicht für voll bezahlt hat, so hat N. am Ende Februars noch 20 Mill. in Kasse gehabt, und hatte 28 Mill. bei der K. d'E. zu Gute. — Er fürchtet nun mit Recht, daß es in den 10 übrigen Monaten des Jahrs nicht besser gehen wird; tröstet sich aber, daß der Grund dieses Elends nicht in der Finanzverwaltung, sondern in äußern allgemein bekannten Ursachen liegt. Seine am 14 Nov. geäußerte Hofnung, daß nun alles erwünschter gehen, und daß die N. V. mit Ernst auf eine reelle Verbesserung der Finanzen Bedacht nehmen würde, ist nicht erfüllt

fällt worden, weil alles beim Alten geblieben, und im Ganzen noch schlimmer geworden ist.

Das Defizit des itzigen Jahrs rührt nach N. her: 1) von den außerordentlichen Ausgaben, welche zu bestreiten sind; 2) von den Folgen des ehmaligen Defizit, dessen Dekkung noch nicht bewirkt ist; 3) von der Unmöglichkeit, mit dem Antizipiren fortzufahren; 4) von der durch aufgehobne und weggefallne Abgaben bewirkten Verminderung der Einnahmen. — Ein zufälliges Defizit für die ersten Monate entsteht noch daher, weil Grundsteuer und Kopfsteuer später als sonst ausgeschrieben sind, und weil die schon einmal dazu angefertigte Rolle gänzlich umgearbeitet werden mußte, da die N. V. beschloß, daß der in Zukunft von den Privilegirten zu erhebende Beitrag schon im gegenwärtigem Jahr den sonst allein Steuerpflichtigen zu gut kommen solle. Durch diese spätere Einnahme der Steuer wird zwar in einzelnen Monaten manche Schwierigkeit bei der Verwaltung des Tresors entstehen, indeß für das ganze Jahr doch wohl kein Defizit von Bedeutung dadurch erwachsen. — Sonst aber ist überhaupt die eigentliche Bestimmung des diesjährigen Defizit eine wahre Unmöglichkeit. Denn, wer kann vorher bestimmen, wie groß die Wirkung der angeführten Ursachen sein wird? N. hält es indeß für seine Pflicht, dies Defizit zu schätzen; und seine Berechnung ist folgende.

1) Wenn

1) Wenn das ehmalige Defizit von 56 Mill. im gegenwärtigen Jahr noch nicht gehoben wird, so bleibt auf die letztern 10 Manate eine Schuld von 47 Mill.

2) Von der Einnahme dieser 10 Monate sind 124 Mill. antizipirt. Werden die Antizipationen nicht erneuert, so bleiben als Schuld diese 124 Millionen.

3) Weil Salzsteuer, Tranksteuer, Pariser Thorgefälle, Tabakssteuer, und Domäneneinkünfte, theils ganz weggefallen, theils sehr vermindert sind, so kann man auf alle diese Artikel ein Defizit rechnen von wenigstens 60 Mill.

4) Die außerordentlichen Ausgaben der letzten 10 Monate, worauf im Etat nicht gerechnet ist, betragen wenigstens 60 Mill.

5) Die Zinsen des Darlehns von 80 Mill. nebst einigen andern unbedeutenden Artikeln betragen 3 Millionen.

Dies wären also reine 294 Mill., welche im itzigen Jahre fehlten, und wofür anderweitig von der N. V. gesorgt werden müßte. Nekker glaubt, daß von folgenden drei Fällen einer zu erwählen sei: entweder die ganze Sache aufzugeben, und einen förmlichen Bankerot zu machen; oder Papiergeld von Seiten des Staats zu kreiren, und zwar in erforderlicher Menge, um dem Defizit abzuhelfen; oder einen Mittelweg einzuschlagen, d. h. zu flikken und Palliativmittel zu gebrauchen, bis

die gänzliche Wiederherstellung der Finanzen, welche so binnen kurzem erfolgen wird, bewerkstelligt ist. N. sieht sogleich ein, daß der erste Fall gar nicht erwählt werden wird. Staatspapier will er nicht haben. Folglich ist er für das Flikken und die Palliative. Er schlägt nun folgende Hülfsmittel vor, um das Defizit von 294 Mill. für die letzten 10 Monate dieses Jahrs zu heben.

1) Von seinem Bestand im Tresor (der zwar 20 Mill. beträgt, wovon er aber glaubt, daß es doch gut sei, immer 10 Mill. in Kasse zu haben) können 10 Mill. gebraucht werden.

2) Die K. d'E. hat noch 28 Mill. zu liefern.

3) Durch die Beschlüsse der Nationalvers. werden bei den verschiednen Departementern erspart werden 30 Mill.

4) Dadurch, daß das Vermögen der Geistlichkeit mit unter die Vingtiemes gezogen wird, und daß alles Abonnement in Absicht der Vingtiemes aufhört, wird nach Abzug aller Kosten in diesem Jahr für den Tresor übrig bleiben 9 Mill.

5) Man kann annehmen, daß 60 Mill. von den Einkünften des folgenden Jahrs sich antizipiren lassen.

6) Die Generaleinnehmer und Schatzmeister der Provinzen haben sich nur verpflichtet, $\frac{7}{12}$ von dem ganzen Betrag der zu erhebenden Gefälle im laufenden Jahre abzuführen. Man solle sie suchen in den Stand zu setzen, daß sie wenigstens noch $\frac{7}{12}$

abführen

abführen könnten, wodurch der Treſor 15 Mill. erhalten würde.

7) Die patriotiſche Steuer wird auch noch im itzigen Jahre etwas bringen. Wie viel, kann N. noch nicht beſtimmen; indeß rechnet er doch auf 30 Mill.

8) Noch darf man alle Hofnung nicht aufgeben, daß nicht noch im itzigen Jahre ein Darlehn von etwa 30 Mill. zu Stande käme.

9) Man muß die Staatsgläubiger noch ohne Bezahlung länger aufhalten, und ſie dahin zu vermögen ſuchen, daß ſie nur den vierten Theil ihrer Forderung baar erhalten, $\frac{3}{4}$ aber in Schuldverſchreibungen zu fünf vom Hundert annehmen. Daraus rechnet N. eine Erſparung von 50 Mill.

10) Eben dieſes Hülfsmittels müſſe man ſich bei Beſoldungen und Penſionen bedienen.

11) Alle gewöhnliche und außerordentliche Ausgaben müſſen, ſofern es nur immer anginge, bis aufs künftige Jahr ausgeſetzt bleiben, oder mit Effekten bezahlt werden, welche erſt im folgenden Jahr fällig wären, mittlerweile aber Zinſen trügen. Daraus rechnet N. 30 Mill.

Außer dieſen Hülfsmitteln, die ungefähr eine Summe von 292 Mill. ausmachen, ſchlägt N. noch folgende Maaßregeln vor.

1) Er verlangt einen neuen Kredit von 30 bis 40 Mill. bei der Kaiſſe d'Eſkompte.

2) Eine Prämie von 2 vom Hundert für alle

Billette der K. d'E., die am 15 Jun. noch im Umlauf sind.

3) Er will das neue Darlehn von der K. d'E. ohne Zinsen haben, wenn die Dividende für die erste Hälfte des itzigen Jahrs volle 3 vom Hundert auf das ursprüngliche Kapital der Aktien beträgt.

4) Eine Subskription, vermittelst welcher jeder sich anheischig machen kann, eine gewisse Menge von Anweisungen auf den Kaufwerth der geistlichen Güter zu kaufen. Es soll aber dadurch keine Verbindlichkeit zum wirklichen Ankauf der Anweisungen erwachsen, als wenn man sehen kann, daß durch das dafür eingehende Geld die K. d'E. in den Stand gesetzt werden kann, zu realisiren.

5) Es sollen Kommissarien von Seiten der N. V. ernannt werden, um die Geschäftsführung der Direktoren der K. d'E. zu beobachten.

In Absicht der K. d'E. macht Nekker bei Darstellung dieses seines Interimsplans eine doppelte Anmerkung. Einmal beschwert er sich über diese Anstalt, daß sie dem Tresor in den beiden ersten Monaten dieses Jahrs zwar scheinbar 52, in der That aber nur 39 Mill. gegeben habe, weil von jener Summe 13 Mill. in Anweisungen auf die Lotterieeinkünfte und auf die Darlehne von Languedok, Bretagne und Artois bestanden hätten, welche itzt noch nicht zu realisiren wären. Zweitens zeigt er an, daß die K. d'E. die für dies Jahr noch fehlenden 28 Mill. in Anweisungen auf den

Tresor

Tresor bezahlen wolle, die aber erst im April, Mai und Junius fällig sein würden. Weil der Tresor nun dadurch von allem Geld im Monat März entblößt sein würde, so bittet N. die N. V. um einen Befehl an die K. d'E. den Rest, der an den Tresor zu bezahlenden 80 Mill. entweder mit Zotteln oder mit Anweisungen, welche vor Ende März fällig sind, zu berichtigen.

Berlin, d. 8 Mai 1797.

LXV.

Ich will mit Erlaubniß meiner Leser die fernere Darstellung vom Inhalt des Nekkerschen Memoire hier unterbrechen, um zuförderst einige Anmerkungen über den im Auszug gelieferten Theil zu machen.

N. giebt das Defizit der letzten 10 Monate des itzigen Jahrs zu 294 Mill. an. Der Finanzausschuß hat dies Defizit für übertrieben erklärt, und durch den Markis von Montesquiou der N. V. eine Schätzung desselben auf 182 Mill. mitgetheilt. In diesen Streit können wir uns nicht einlassen. Es fehlen uns hier die Data, um zu beurtheilen, welcher von beiden Recht hat. Wenn ich indeß Partei nehmen sollte, so würde ich auf N's Seite treten. Im Grunde kann es auch nichts schaden, wenn er itzt Hülfsmittel zu 294 Mill. entdekt, ob er gleich nur 182 gebraucht; die überschießenden 112 Mill. werden ihm im folgenden Jahr sehr zu Gute kommen.

N.

N. tröstet sich, daß dies ungeheure Defizit nicht von ihm und seiner Finanzverwaltung, sondern von andern ihm ganz fremden Ursachen herrühre. Diesen Trost will ich ihm nun zwar recht gerne gönnen; es scheint mir aber doch, daß N. sich einen ganz andern Begrif von einem Finanzminister und dessen Pflichten macht, als sonst wohl der einsichtsvolle Theil des Publikums damit verbindet. Wenn man N. sprechen hört, wie er sich und seine Finanzverwaltung schildert, und sein dabei erworbnes Verdienst anpreist; so kommt es mir immer vor, als wenn man einen Kassirer hörte, der eine schlecht versehne Kasse zu verwalten hat, und der durch allerhand kleine Umschläge die Leere derselben von Zeit zu Zeit zu verstekken bemüht ist. Bald rühmt sich N., daß er die Staatsgläubiger mit guten Worten abhalte, daß sie nicht mit Ernst auf ihre Bezahlung dringen; bald will er ihnen ihre längst schon fälligen Forderungen auf einmal bezahlen, wenn sie zufrieden sind, den vierten Theil baar, und wegen des Uebrigen Anweisungen auf eine unbestimmte Zeit zu erhalten; bald will er dadurch Geld schaffen, daß er die künftig zu erwartende Einnahme itzt verpfändet; bald von einer andern Kasse, die auch kein baar Geld hat, Zettel borgen; u. s. w. Alle diese Kunstgriffe mögen recht gut sein; sich aber damit zu rühmen, ist unter der Würde eines Finanzministers. Der Haushofmeister eines verschwendrischen jungen Herrn wendet wohl eine solche Methode an, um von Zeit zu Zeit Geld zu

schaffen,

schaffen, und die ungestümsten Gläubiger theils abzuweisen theils zu befriedigen. Der Disponent eines zerrütteten Handlungshauses macht ähnliche Umschläge, um den gänzlichen Fall noch auf einige Zeit hinzuhalten. Ich will auch zugeben, daß ein Finanzminister dies Spiel verstehen muß, und bei verwikkelten Fällen davon Gebrauch machen kann. Daß er aber sich dabei beruhigen könnte, wenn er dieses Spiel, selbst meisterhaft, getrieben hat; daß er glauben könnte, den ganzen Umfang seiner Pflicht erfüllt zu haben, wenn er sich auf eine solche Flikmethode eingeschränkt hat; daß er sich von allen Vorwürfen los macht, welche ihm anderweitig gemacht werden könnten: — das kann ich nicht begreifen. Ein Finanzminister muß seinem Herrn, dieser mag nun eine einzelne Person, oder eine versammelte Nation sein, deutlich und überzeugend vorstellen, daß die Finanzverwaltung kein bloßes Kassenspiel ist; daß zwar eine gute Kasseneinrichtung eine unentbehrliche Sache ist, daß aber die beste, bei unrichtig angenommenen Grundsätzen in Ansehung der Einnahme und Ausgabe, nichts hilft. Ein Finanzminister muß seinem Souverän sagen, daß ein vollständiges Finanzgebäude hauptsächlich auf wohlgeordnete Abgaben, auf zwekmäßige Ersparungen in den Ausgaben, und auf die nöthige exekutive Gewalt ankomme, um Abgaben zu erheben und Ersparungen zu bewirken. Er muß das einzuführende System der Taxen entwerfen,

und jeden Zweig der Ausgaben vernünftig bestimmen. Will der Suverän ihn nicht hören, will er ihn zur niedrigen Klasse eines Kassenbedienten herabwürdigen: so muß er, nach meinem Bedünken, seinen Abschied nehmen; oder, wenn er als Kassirer bleiben will, so darf er wenigstens mit seinen Verdiensten um die Finanzverwaltung, und mit der Erfüllung seiner Pflichten als Finanzminister nicht pralen.

Ist N. wohl auf diese Art zu Werke gegangen? Er hat zwar in seinen Reden und Memoiren der großen Partieen der Finanzverwaltung erwähnt; er hat zwar hin und wieder gesagt, was zu thun wäre: aber fast immer nur beiläufig, und so, als wenn die Bestimmung der dazu erforderlichen Grundsätze eine Willenssache der N. V. wäre. Er hat der Versammlung dies große Geschäft viel zu leicht vorgestellt, und mehrentheils nur entfernte Winke in Absicht der aus unrichtigen Dispositionen erfolgenden Nachtheile gegeben. Wenn er bei seinen Vorträgen ins Detail ging, so betraf es mehrentheils Kassensachen und Bankiergeschäfte. Die N. V., ich gestehe es, that in den großen Partien der Finanzverwaltung (außer allgemeinen Maximen, welche an sich recht gut sein mögen) gar nichts, was Nutzen bringen konnte; sie zerstörte vielmehr durch ihre Dekrete manchen bisherigen Zweig der Einnahme. Sie ward eifersüchtig auf Neckern,

und

und wollte ſeinen Vorſchlägen nicht folgen; ja erlaubte ihm kaum, Grundſätze für die Zukunft zu entwerfen. Mußte nun N. ſchweigen, und ſich auf die armſelige Stelle eines Kaſſenbedienten einſchränken? Er, als erſter Finanzminiſter, als Mann des Staats und der Nation, mußte, meinem Bedünken nach, laut ſagen: daß auf die Art, wie die N. V. bis itzt zu Werke ging, alles verloren ſein würde; und wenn man ihn doch nicht hören wollte, ſo erforderte es ſeine Ehre, als ein Mann von der Bühne abzutreten. — Geſetzt alſo auch, daß N. als Treſordirektor alles gethan hat, was man nur von dem vollkommenſten Kaſſirer fordern kann; daß er durch kleine Kunſtgriffe eines erfahrnen Bankier den Bankerot des Staats bis itzt aufgehalten hat, daß er für ſeine Perſon ganz unſchuldig an den mannigfaltigen verkehrten Maaßregeln iſt, welche die N. V. bisher genommen hat: ſo iſt er doch, als Finanzminiſter, weder zu entſchuldigen, noch zu rechtfertigen; und es iſt unrecht, daß er ſich mit einer guten Kaſſenverwaltung über eine ſchlechte Finanzverwaltung tröſten und beruhigen will.

Jedoch, wir wollen N. ſeine Beruhigung fürs erſte laſſen, und unſre Anmerkungen auf andre Gegenſtände fortſetzen. — Er zeigt der Nationalverſammlung, daß bei der von ihm geſchilderten kläglichen Lage der Finanzen, nur ein

drei-

dreifaches Rettungsmittel übrig bleibt (man ſ. oben S. 519). Den völligen Bankerot verwirft er ſelbſt gleich; doch wundert mich, daß er dieſes Ausweges auch nur erwähnt, da die N. V. den für einen Verräther des Vaterlands erklärt hat, der nur des infamen Worts Bankerot ſich bedienen würde. Das vom Staat ſelbſt kreirte Papiergeld verwirft er gleichfalls; und darüber will ich meine Leſer das nächſtemal unterhalten. Ich wende mich zu ſeinem dritten Hülfsmittel: dem Interimsplan von Palliativen, welche, wie wir bald ſehen werden, auf ein Kaſſirer- und Bankierſpiel hinauslaufen.

1) N. ſetzt voraus, daß mit dem 1 Jan. 1791 alles in Ordnung ſein wird. Er ſpricht davon ſo beſtimmt, als dürfe man gar keinen Zweifel deshalb haben. — Allein iſt denn dieſer Umſtand ſo zuverläſſig anzunehmen? Als N. im Auguſt 1788 Miniſter ward, ſagte er ganz laut und erklärte es in ſeinem erſten Schluß des Staatsraths, daß nur ein kleines Anhalten in manchen Zweigen der Ausgabe nöthig ſei, um alles in Ordnung zu bringen. Und doch ward die Lage der Finanzen von Tage zu Tage verwirrter. Als N. im Mai 1789 ſeine erſte Rede an die verſammelten Stände Frankreichs hielt, erblikte er ſchon die ſchöne Morgenröthe des heiterſten Tages, und pries ſich und die Nation glüklich, einen ſo herrlichen Zeitpunkt erlebt zu

haben.

haben. Und doch ward die Verwirrung weit größer, als sie in der vorhergegangnen dunkeln Nacht gewesen war. Als N. den 14 Okt. sein meisterhaftes Spiel mit der Kaisse d'Eskompte vorlegte, hielt er das neue Finanzgebäude für vollendet; und es fehlten nur höchstens noch einige Verzierungen, die man mit leichter Mühe binnen kurzem anordnen könne. Und doch ist am 6 März 1790 das am 14 Okt. angegebne Defizit von 80 Mill. mit einem neuen Defizit von 266 Mill. vermehrt. . . . . Könnte man nun nicht einen kleinen Zweifel haben, ob nicht am 1 Jan. 1791 sich wieder ein neues, vielleicht gar noch ein größeres Defizit zeigen wird? Doch darüber wird sich N. nach seiner Theorie wahrscheinlich beruhigen. Er sorgt für seine Kasse, und spielt als Kassirer und Bankier sein Spiel so gut fort wie er kann; er überläßt die höhern Partien seines Amts der Nationalversammlung; will die es nicht besser machen, was geht das ihn und seine Tresorverwaltung an?

2) Dieser Unterschied, den N. zu seiner eignen Beruhigung zwischen Finanzverwaltung und Tresorverwaltung so weislich ausgedacht hat, macht die Beurtheilung der von ihm vorgeschlagnen Hülfsmittel etwas verwikkelt. Aus dem Standpunkt eines Kassirers können manche, und vielleicht alle, vorgeschlagene Hülfsmittel ihren ungezweifelten Werth haben; aber aus dem Standpunkt eines Finanzministers, fällt das Ur-

theil vielleicht ganz anders aus. Um nun allen Mißdeutungen vorzubeugen, zeige ich an, daß ich die Nekkerschen Hülfsmittel nach den Grundsätzen der Staatswirthschaft beleuchten, dadurch aber das Verdienst auf keine Weise entkräften will, das N. als Bankier und Kassirer dadurch erworben hat. — Seine Hülfsquellen zu Dekkung des ausserordentlichen Defizit des itzigen Jahrs sind oben (S. 520 - 523) angegeben. Ueber jede derselben wollen wir etwas sagen.

3) N. hat am Ende Februars einen Kassenbestand von 20 Mill.; weil er aber keinen grössern Bestand als 10 Mill braucht, so kann er noch 10 Mill. davon ausgeben. — Hier spricht offenbar der Kassirer, nicht der Finanzminister. Jenem kann ich es vergeben, wenn er keinen grössern Bestand verlangt, als 10 Mill. Aber Frankreichs Finanzminister kann und darf mit einem so unbedeutenden Bestande nicht zufrieden sein. Wollte er es, so müßte er bei dem kleinsten Vorfall zum Antizipiren und Borgen seine Zuflucht nehmen. Wenn ich auch weder Antizipiren noch Borgen in allen Fällen tadeln will, so muß doch keins von beiden ein tägliches und gewöhnliches Geschäft sein. Ein Kaufmann, der alle seine Geschäfte mit Trassiren besorgt, ist am Ende gewiß verloren. Noch weit mehr ein Finanzminister. — Jedoch N. konnte itzt an keinen gehörigen Kassenbestand denken, weil es der Kasse überhaupt an Gelde fehlte.

4) Die

4) Die Kaisse d'Eskompte ist und bleibt nun einmal N's Lieblingsmaschine. Er ist zwar böse, daß sie ihm bei den in den ersten Monaten des Jahrs gegebnen 52 Mill. 13 Mill. in Effekten gezahlt hat; ist ungehalten, daß sie die noch schuldigen 28 Mill. in Effekten bezahlen will, die erst vom April bis Junius eingehen: allein er bleibt dieser Anstalt doch treu, und will von keiner andern Geldmaschine etwas wissen. Er hätte nun wohl in Absicht dieses seines Mißvergnügens bedenken sollen, daß, so wenig es ihm gelegen ist, mit Effekten bezahlt zu werden, auch das Publikum eben so wenig zufrieden sein würde, von der K. d'E. nur Effekten zu erhalten; daß also Gerechtigkeit und Billigkeit erfordert hätten, ein solches drükkendes Vorrecht dieser Anstalt nicht zu ertheilen: allein darüber scheint N. keinen Kummer zu haben. Er sorgt für seine Kasse; und wenn er da bezahlen, oder sich helfen kann, so überläßt er der N. V. für das Ganze zu sorgen. — Doch, wir müssen näher sehn, wie er nun die K. d'E. im itzigen Jahr nutzen will. a) Er will die 28 Mill., welche die Kaisse ihm noch für die ersten 6 Monate des Jahrs versprochen hat, sogleich haben, und verbittet sich dabei alle Anweisungen, die nach dem März fällig sind. Hierin liegt eine wahre Unbilligkeit. Die Anstalt hatte sich verbindlich gemacht, jene Summen in 6 Monaten nach und nach an den Tresor zu liefern; und nun verlangt N. sie schon

in den ersten drei Monaten des Jahrs abgeführt. b) Er verlangt noch einen neuen Zuschuß von 30 bis 40 Mill. von dieser Kasse. Wohin mag der Mann wohl denken, daß er so ungeheure Summen von Pariser Geld haben will, welches außerhalb Paris gar keinen bestimmten Werth hat? c) Die Nation soll eine Prämie von 2 vom Hundert denjenigen Zetteln der K. d'E. bewilligen, die noch am 15 Juni im Umlauf sein werden. Also der Staat soll nicht nur fünf vom Hundert an die Kaisse zahlen, ohne etwas anders von ihr zu erhalten, als Papier; sondern noch überdem eine Prämie von 2 vom Hundert an die Inhaber der Billette! Freilich macht sich N. dadurch sein Tresorgeschäft leicht; aber wie will er als Finanzminister diese Operation bei der Nation rechtfertigen, oder auch nur entschuldigen können? Wenn man 240 Mill. Zettel annimmt, so beträgt die Prämie 4,800,000 L.; und woher soll denn diese Summe genommen werden? Dagegen verlangt nun zwar N. d) daß die K. d'E. die neuen 40 Mill. ohne Zinsen vorschieße. Allein, so billig ich das auch finde, weil überhaupt alle Zinszahlungen an die Kaisse unvernünftig sind, in so fern sie nicht realisirt; so beweist N. doch darin wieder eine Vorliebe gegen die Aktionäre, daß er diese Nichtzahlung von Zinsen bloß auf den Fall will Statt finden lassen, wenn auf jede Aktie wenigstens eine halbjährige Dividende von 3 vom Hundert auf das ursprüngliche Kapital ertheilt wer-

den

den kann. Wenn die K. d'E. jeden Zettel nach Verlangen des Inhabers mit klingender Münze realisirt, so mögen die Aktionäre eine so große Dividende erheben, als sie nur können; Niemand hat das Recht, sich darüber zu beschweren. So bald die Kasse aber nicht realisirt, kann sie nach meinen Begriffen auch keine Zinsen und keine Dividende verlangen: denn sie giebt alsdann nichts als Papier aus, und bezahlt dieses Papier mit — Nichts.
e) N. verlangt Kommissarien von Seiten der N. V., die auf die Operationen der K. d'E. Acht geben. Eine ganz sonderbare Anforderung, die nicht den mindesten Nutzen haben kann! Was sollen die Kommissarien untersuchen oder kontrolliren? Daß die Zettelfabrik nach allen Regeln der Kunst von statten geht? daß alle fabrizirte Zettel gehörig eingetragen werden? daß nicht mehr Zettel ausgegeben werden, als die Bedürfnisse des Tresors und der Bankiere in Paris erfordern? Dazu braucht es wahrlich keiner Kommissarien der N. V. Ich glaube nicht, daß jemand in Paris die itzigen Direktoren der K. d'E. für Spitzbuben und Betrüger hält. Nur damit ist man unzufrieden, daß sie sich mit Unterstützung der Finanzen abgegeben haben. Die Kommissarien müßten also dafür sorgen, daß der Tresor nicht ferner Billette bei der Kasse holen dürfe. Wenn aber diese Operation von dem Finanzminister vorgeschlagen und von der N. V. bewilligt wird; wozu soll man denn noch besondre

Kommissarien ernennen? Verschiedne Mitglieder der N. V. haben das Unnütze und Lächerliche einer solchen Kommission eingesehn; indeß erinnere ich mich doch in den Zeitungen gelesen zu haben, daß die Kommission zu Stande gekommen ist. Durch diesen Vorschlag führt N. die Nation ordentlich irre. Er beweiset durch die Kommission, daß die mechanische Amtsführung bei der K. d'E. gewissenhaft ist, und sucht dadurch der Erörterung der Frage auszuweichen, ob denn die von ihm vorgeschlagnen Operationen dieser Kasse mit den Grundsätzen einer ächten Staatswirthschaft übereinstimmen.

5) N. kann sich vom Antizipiren noch gar nicht los reißen. Wir wissen schon aus unsern vorigen Bemerkungen, daß N. jederzeit dem Antizipiren das Wort geredet hat, und daß er es für einen französischen Finanzminister unentbehrlich hält, eine Klasse von Menschen an sich zu haben, die auf künftig eingehende Einnahme vorschießt. Kein Wunder also, daß bei dem großen Defizit des itzigen Jahrs wieder davon die Rede ist! Indeß soll es itzt auf 60 Mill. eingeschränkt werden. — Wenn bloß gesucht wird, wie man sich im itzigen Jahre helfen soll, so kann ich freilich gegen die Operation nichts sagen; wenn ich aber bedenke, daß das diesjährige Antizipiren ein neues Defizit im folgenden Jahr verursacht, und, wenn dies wiederum durch Antizipiren gedekt werden soll,

daraus

daraus eine förmliche Wechselreuterei entspringt, die am Ende immer mit dem völligen Ruin abschließt: so kann ich dergleichen Operation keinem Finanzminister vergeben, der an seinen Suverän Plane zu Wiederherstellung der zerrütteten Finanzen einreichen soll.

6) N. schmeichelt sich, daß im gegenwärtigen Jahr ein Zeitpunkt kommen wird, wo man 30 bis 40 Mill. von der Nation durch ein Darlehn erhalten kann, uud diesen Zeitpunkt soll man sogleich nutzen um dies Kapital zu erhalten. Es ist, als wenn ich den Geschäftsmann eines im Labyrinth sich befindenden Güterbesitzers oder Kaufmanns hörte; dieser sagt auch zu seinem Prinzipal, daß man jeden Zeitpunkt wahrnehmen müsse, wo der Kredit etwa sich von neuem zeigt, um unter billigen Bedingungen Geld zu bekommen. Aber schikt sich wohl eine solche Sprache für einen Finanzminister? Ich sage nichts gegen das Borgen, denn es kann Fälle geben, wo jeder gute Wirth borgen muß; aber das kann ich nicht vertragen, wenn ein Finanzminister zu seinem Herrn sagt: wir müssen sehen, ob wir nicht im Lauf des Jahrs Geld borgen können, um die nöthigen Zahlungen zu leisten. Uebrigens ist Nekker unerschöpflich in neuen Erfindungen, um Geld durch Darlehne zu erhalten. Er weiß, daß ein Theil der geistlichen Güter und Domänen verkauft werden, und auf das zu erwartende Kaufgeld Anweisungen ausgestellt werden

ſollen. Er macht alſo einen Plan, ein Darlehn auf dieſe Anweiſungen zu Stande zu bringen. Um mehr Reiz hineinzubringen, ſchlägt er vor, eine Subſkription zu eröfnen, wo Jeder aufzeichnen kann, welche Summen er zum Ankauf dieſer Anweiſungen anwenden will; ohne daß doch dieſe Unterzeichnung Effekt habe, als wenn man klar einſieht, daß durch das dadurch eingehende Geld die K. d'E. in Stand geſetzt wird, zu realiſiren. Dadurch ſollen die Kapitaliſten, die natürlich am meiſten leiden, wenn die Billette der K. d'E. unter Pari ſtehen, gelokt werden, die erforderlichen Summen herzugeben, um den Werth der Billete zu erheben, und dadurch ſich ſelbſt vor gröſſerm Verluſt zu bewahren. — Wenn denn ja die K. d'E. im Spiel ſein ſoll, ſo iſt gegen dieſen Vorſchlag nichts zu ſagen; allein warum ſoll ſie denn in alle Finanzoperationem gemiſcht werden? Laſſen ſich die Geſchäfte nicht weit einfacher ohne ſie beſorgen? Wir werden dieſe Frage in der Folge noch genauer erörtern.

7) Wir wiſſen ſchon aus N's erſter Rede an die N. V. daß die Einnahmen für ein gewiſſes Jahr nicht ſämmtlich in dem Jahr eingehen, ſo wie die Ausgaben des Jahrs auch nicht in dem nehmlichen Jahr beſtritten werden; und daß er damals den Vorſchlag that, es mit den Einnahmen ſo in Ordnung zu bringen, daß das Rechnungsjahr und das wirkliche Jahr in einander fielen, mit den Ausgaben aber es beim Alten zu laſſen, ſo daß nach

Verlauf

Verlauf von 1 oder 2 Jahren erst das bezahlt würde, was schon vor 1 oder 2 Jahren fällig gewesen war. Diesen Kunstgrif bringt N. itzt wieder an. Er sagt, daß er von der diesjährigen Einnahme eigentlich nur $\frac{7}{12}$ erheben könne, und wünscht daher, daß die N. V. Anordnungen treffe, wodurch er wenigstens noch $\frac{1}{12}$ mehr im itzigen Jahr erhalte. Mit den Ausgaben hingegen will er ferner zögern, und die Langmuth der Gläubiger benutzen, um sie auf einen spätern Termin zu verweisen. Damit er sich aber noch mehr Ruhe schaffe, verbindet er gleich einen neuen Plan zum Borgen damit. Wenn Jemand z. B. itzt zwei Zinstermine zu fordern hat, so würde dieser Gläubiger zwar sehr zufrieden sein, wenn er nur Einen itzt erhielte. N. aber verspricht gleich itzt beide Termine, ja wenn es auch mehr wären, zu berichtigen; doch unter der kleinen Bedingung, daß nur der vierte Theil der Forderung wirklich bezahlt, statt der übrigen drei Viertheile aber eine Anweisung auf die Zukunft gegeben wird. — Mich wundert, daß er diesen Vorschlag thut. Denn ist dies nicht buchstäblich das, was sein Vorgänger, der Prinzipalminister, anordnete? lag in dieser Verfügung nicht der Grund, warum derselbe seinen Abschied nehmen mußte? nahm man deswegen nicht N. zum Finanzminister, weil man glaubte, er werde es besser als sein Vorgänger machen? und tadelte nicht N. offenbar diese Verfügung seines Vorgängers? Wenn alle Kunst Nekkers und der

Nationalversammlung darauf hinausläuft, eben das zu thun, was den 16 Aug. 1788 vom Staatsrath *) verfügt war; wozu so viel Geschrei von Wiederherstellung der Finanzen? Man bemerke, daß ich hier bloß von den Finanzen, nicht aber von der Konstitution und den Rechten der Menschheit spreche.

8) Ueber die neuen Einnahmen, die sich N. von der patriotischen Steuer und von dem aufgehobenen Abonnement in Absicht der Vingticmes verspricht, ist so wenig etwas zu bemerken, als über die Ersparung, welche bei den Departementsausgaben von Seiten der N. V. verfügt ist.

Meine Leser werden aus den Zeitungen schon wissen, daß die N. V. diesen ganzen Nekkerschen Plan verworfen, und dagegen den Plan vom Staatspapiergelde erwählt hat. Im nächsten Monat wollen wir sehn, aus welchen Gründen N. das Staatspapiergeld verwirft, und den übrigen Inhalt seines Memoire vom 6 März beleuchten.

Berlin, d. 9 Mai 1790.

*) Man s. Berl. Monatsschr. 1788 Okt. S. 401, f.

4. Ueber

4.

Ueber die Beförderung der Nationalehre, als eine der ersten Pflichten des Staatsbürgers.

Eine Vorlesung in der öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften.

Das Fest, welches wir heute feiern, erinnert uns an den ersten Mann der Nation, von dem ich zu wenig sagen würde, wenn ich Ihn nur den Ersten unter den Königen nennte; und dieser Mann ruft uns die Helden ins Gedächtniß zurük, welche unter Seiner Anführung den Tod für das Vaterland starben. — War es Pflicht, war es Sklavensinn, war es Thorheit, was sie verleitete, ihr Leben zu wagen, damit die Oder nicht bloß von Krossens Hügeln an unter den Fittigen des Preußischen Adlers flösse? Für welches Gut kämpften die Preußen auf den Anhöhen von Prag und in den Ebenen bei Lissa? Ist Leben das höchste Gut; warum wagten sie es gegen einen Feind, welcher auch durch seine van Swieten für die Gesundheit und durch den theresianischen Kodex für die öffentliche Sicherheit sorgte? Ist angenehmer Genuß des Lebens das letzte Ziel, wornach man streben muß; was würden unsre reichern Städte verloren haben, wenn sie unter dem zweiköpfigen Adler Denkungsart und

Sitten

Sitten der groſsen Stadt an der Donau angenommen hätten? Eine andere Regierung hätte vielleicht unſre Kräfte durch Auflagen erſchöpft, und wäre weniger auf die Ermunterung und Belohnung des Fleiſses bedacht geweſen. Aber was hilft der Wohlſtand der Uebrigen dem, welcher todt oder verſtümmelt vom Schlachtfelde getragen wird?

Ich bin weit davon entfernt, den edlen Patriotismus gering zu ſchätzen, welcher, von Menſchenliebe beſeelt, in eine undeutliche Vorſtellung alles das Gute zuſammenfaſst, welches unter dem Schutze einer weiſen Regierung ſich über die ganze Nation verbreitet. Aber es iſt das Amt der Philoſophie, dieſen Begriff zu entwikkeln, und genau zu prüfen, wie viel Wahrheit in den zuſammengedrängten Vorſtellungen liegt, welche durch die Phantaſie auf das Herz des Patrioten wirken.

Fragen wir nach den Beweggründen, wodurch jene Helden angetrieben wurden, ihr Leben für einen geliebten König zu wagen; ſo finden wir, daſs ſie ihn als eine Perſon betrachteten, auf welcher die Ehre der ganzen Nation beruhete. Mit dieſem Gedanken vereinigte ſich die Vorſtellung von Seiner weiſen Regierung. Fragt man nun weiter: worin das Weſen einer weiſen Regierung beſtehe; ſo antwortet die Vernunft: daſs die Regierung um ſo viel weiſer iſt, jemehr ſie die Hinderniſſe des Guten aus dem Wege räumt, d. h. jemehr ſie die Freiheit eines Jeden, ſeiner Pflicht

Genüge

Genüge zu leisten, sicher stellt. Das ist es, was man bürgerliche Freiheit nennt; und deren Besitz die edelsten unter den Völkern, welche Friedrich beherrschte, vorzüglich schätzten.

Es war also nicht Liebe zum Leben oder zum Reichthum, was den Heldenmuth der Preußen belebte; sondern Eifer für die Ehre der Nation, und Liebe zu einer Regierung, welche eine freie und edle Denkungsart begünstigte.

Hat der gefahrvolle Kampf nur die Erhaltung des eigenen Lebens zum Gegenstande, so billigen wir die Anstrengung der Kräfte; aber die Gesinnung des Kämpfers macht keinen Anspruch auf unsere Hochachtung. Diese Hochachtung widmen wir nur dem, welcher für Freiheit und Ehre kämpft, oder das Leben Anderer in Schutz nimmt. Müßte die Vernunft das Leben für das höchste Gut erkennen; so müßte sie den für einen Thoren halten, welcher sein Leben zum Besten Anderer, oder nur zur Erhaltung seiner Freiheit und Ehre in Gefahr setzt. Alsdann wären Tugend und Großmuth nichts als nützliche Thorheiten, welchen man zur Ueberlistung der Einfältigen glänzende Namen beigelegt hätte. Da unser innerstes Gefühl sich gegen diese Meinung empört; so muß es irgend einen vernünftigen Grund geben, welcher uns berechtigt, Pflicht, Freiheit und Ehre, dem Leben vorzuziehn. Ich glaube nicht zu fehlen, wenn ich annehme: das Leben

habe nur Werth, so weit es eine Bedingung ist, ohne welche wir die übrigen Güter nicht genießen können; aber dieser Werth vermindert sich wieder sehr durch den Gedanken, daß mit diesem Leben nicht alle Aussicht auf einen künftigen Genuß geschlossen wird. Der Zwek unsers Daseins ist die Entwikkelung und Uebung unsrer Kräfte. Thätigkeit des Geistes ist also das, was an sich selbst Werth hat; und alles, was sonst ein Gut genennt werden mag, dient nur, sie zu reizen oder zu beschäftigen. Der Zustand, in welchem wir unsre Thätigkeit ohne Hindernisse äußern können, heißt Freiheit. Gegen diese Freiheit kommen alle übrigen Güter wenig in Betrachtung. Denn, mangelt uns der eine Reiz zur Thätigkeit, so sucht sich die Seele bald einen andern, wenn nur nicht die freie Aeußerung ihrer Kräfte eingeschränkt ist; und der Mangel ist nur in so fern fürchterlich, als er diese Freiheit beschränkt.

Aber selbst die Freiheit kann dem nichts helfen, welchem es an dem Gefühl seines Werthes, oder, welches gleichviel ist, seiner Kräfte mangelt. Die Ehre ist das Urtheil Anderer über unsern Werth. Dieses Urtheil hat eine doppelte Wirkung. Es giebt uns Muth, unsre Kräfte zu äußern; es macht Andere bereit, uns auf sie wirken zu lassen. Ohne Freiheit ist unser Geist eingeschränkt; ohne Gefühl unsers Werths ist er

gelähmt.

gelähmt. Vergebens löst man dem Gelähmten die Fesseln; vergebens giebt man dem Geschändeten Freiheit, wenn man nicht auch den Ehrtrieb durch Hoffnung wieder beleben kann.

Selbst die Tugend beruht auf dem Gefühl unserer Würde; Würde auf dem Bewußtsein unserer hohen Bestimmung; und diese kann nur aus dem Maaß und der Richtung unsrer Kräfte erkannt werden. Tugend setzt also das Bewußtsein unsrer Kräfte voraus. Daher ist der rechtschaffene Mann auch ein Mann von Ehre; welchen man aber mit dem Ehrsüchtigen und Hochmüthigen nicht verwechseln muß. Eine hohe Meinung von unsern besondern Kräften ist selten vom Eigendünkel entfernt. Davor sichert sie nur der hohe Begriff, welchen wir uns von den Kräften Andrer machen. Soll aber dieser unsern Muth nicht niederschlagen, so muß uns ein gemeinschaftliches Interesse mit denen, welchen wir einen solchen hohen Werth beilegen, beseelen; wir müssen in ihnen unser Ebenbild, und in dem ihrigen das unsrige erkennen. Dies ist der Fall bei denen, die sich als Landsleute lieben und als Mitbürger ein gemeinschaftliches Wohl beherzigen.

Ihre Ehrliebe ist keine Ehrsucht, weil sie sich nicht auf Kosten der Mitbürger nährt; sie ist kein Eigendünkel, weil sie sich keinen Vorzug beilegt, welchen sie nicht als ein gemeinschaftliches Eigenthum betrachtete. Erwägt man dies, und denkt

man

man sich dabei den großen Werth der Ehre überhaupt; so wird man sich überzeugen, daß die Ehre der Nation ein höchst wichtiger Gegenstand unserer Thätigkeit sei. Wenn also auch die Helden, welche ihr Leben für die Ehre des Preußischen Namens wagten, keinen andern Zwek gehabt hätten als diesen; so würden sie schon deswegen unsrer Achtung würdig sein. Nicht allein die Furchtbarkeit der Preußischen Heere hing von der Meinung ab, daß ihrer Tapferkeit nichts widerstehen könne; sondern es wekte auch der Gedanke, zu so einer berühmten Nation zu gehören, alle übrigen Seelenkräfte, welche sonst in Dunkelheit geschlummert haben würden. Die Griechen, Römer, Engländer, und Franzosen, mußten ihre ersten Lorbern auf dem Schlachtfelde sammeln. Wer sich nicht schon von irgend einer Seite ausgezeichnet hat, wird selten den Muth haben, große Dinge zu unternehmen; Dagegen ist nichts natürlicher als der Glaube, daß dem nichts zu schwer sei, welchem schon so vieles gelungen ist.

Ein Volk, welches den größten Mann des Zeitalters an seiner Spitze sieht, und welchem unter dessen Anführung unglaubliche Dinge gelungen sind, wird Schwierigkeiten nicht fliehen, sondern aufsuchen, und zu einer Erhabenheit der Seele gelangen, welche man von einem unberühmten muthlosen Volke vergebens erwarten würde.

Allein

Allein so viel daran liegt, daß das Gefühl der Nationalehre belebt und fortgepflanzt werde; so gefährlich ist es doch auch, wenn dies Gefühl in einen ungegründeten Nationalstolz ausartet. Man muß nicht nur im Kriege seinen Feind nicht verachten; sondern auch keine zu hohe Meinung von den Geistesvorzügen haben, welche sich die Nation schon erworben hat. Der bescheidene Deutsche hat sich manche Fortschritte in den Wissenschaften dadurch erleichtert, daß er das benutzte, was andre Völker schon geleistet hatten.

Wie muß man es aber anfangen, um zwischen Eigendünkel und Bescheidenheit die so nöthige Gränzlinie zu ziehen? Dieses Unternehmen ist nicht so schwer als es scheint. Man mache sich einen hohen Begrif von dem, was die Nation leisten kann; aber einen noch höhern von dem, was ihr noch zu leisten übrig geblieben ist. Der wahre Patriot wird an seiner Nation nie verzweifeln; aber er wird auch ihre Fehler vor ihr nicht verbergen. Denn er weiß wohl, daß die Fehler dadurch nicht verschwinden, wenn man sie wegläugnet, und daß die Mängel da am sichtbarsten werden, wo man am meisten Ursache hat, Gutes zu erwarten.

Diese Bescheidenheit aber kann und wird uns nicht hindern, mit Eifer an der Ehre unsrer Nation zu arbeiten: nicht, um ihr einen unverdienten Ruhm zu verschaffen; sondern, um Verdienste zu erwerben, welche in der Rechnung der National-

ehre einen hohen Werth haben, und um Gefühle zu wekken, welche sonst den Schwierigkeiten, mit denen sie kämpfen müßten, untergelegen hätten.

Den friedlichen Verehrern der Wissenschaften ist es nicht vergönnt, dem Wiederhersteller dieser Akademie auf dem Felde des Mars nachzueifern; sie können aber Seinem erhabenen Freunde, dem Beschützer und ersten Mitgliede dieser Versammlung in dem glüklichen Bestreben, die Nationalehre zu befördern, wenigstens von weitem nachfolgen; sie können Grundsätze lehren, welche die Seele erheben, und das Herz der Völker veredlen; sie können den Ruhm der Männer verbreiten, welche der Nation durch ihre Handlungen Ehre machen; sie können endlich die Vorurtheile bekämpfen, welche den Geist fesseln, und die Völker brandmarken, an denen sie haften.

Berlin, d. 28 Jan. 1790. Klein.

---

§.

Geheime Gesellschaften.

(Man s. März 1790, S. 258.)

X. Der Löbl. Orden vom Senfkorn. Er ward in den ersten Jahren des itztlaufenden Jahrhunderts, wahr-

wahrscheinlich in England, errichtet. Sein Plan war: große Verschwiegenheit, und große Verbreitung; und beides gelang ihm recht wohl. Ob er noch, unter diesem oder einem andern Namen, oder vielleicht gar unter veränderter Gestalt, existirt, weiß ich nicht. Von Holland aus erfuhr man zuerst sein Dasein: und zugleich breitete sich dort, und in Deutschland, die Meinung aus: er sei von den Herrenhuthern gestiftet worden. Aber sowohl der Orden, als die Brüdergemeine, erklärten sich aufs heftigste dawider. Andere hingegen in spätern Zeiten glaubten auch hier die Jesuiten zu sehen. — Die deutsche Schrift des Ordens habe ich itzt vor mir *); und die Nachrichten, welche ich daraus (mit Zusätzen einiger Litterarnotizen) liefere, werden um desto unparteiischer sein.

Der Vorbericht sagt: dieser Orden sei von der mittlern Art, das heißt, von Privat-Rittern und Herrn gestiftet, aber von hohen Herr-

 schaf-

*) Sie führt den Titel: „Regeln des löblichen Ordens vom Senfkorn. Nach dem Englischen Original übersetzt. Nebst einem kurzen Vorbericht. „Büdingen, gedrukt und zu finden bei Johann „Christoph Stöhr 1740." 2 Bogen in Quar. — Im Namen der Brüdergemeine schrieb der Synodikus der Mährischen Kirche Böhmer einen Klagebrief an die Staaten der Provinz Utrecht, welcher in der Büdingischen Sammlung, Theil II, befindlich ist. Und in eben diesem Theile redet Graf Zinzendorf selbst dagegen.

schaften konfirmirt und auf mancherlei Art begnadigt worden. Er sei vom Anfang dieses Jahrhunderts bis gegen das Jahr 1740 in einer so löblichen Stille und Verschwiegenheit geblieben, daß schon manches würdige Mitglied gestorben, — welches die Welt nicht als Senfkornordensritter kannte? nein! sondern — „welchem nicht einmal „alle Mitglieder kund geworden.“ Eine seltsame Art geheimnißvoller Zurükhaltung unter den Ordensgliedern selbst! Es haben sich nehmlich, heißt es ferner, jederzeit und noch Personen von solchen Qualitäten und Umständen darin befunden, daß man nicht rathsam geachtet, sie den Listen einzuverleiben; die Seniores dieser Gesellschaft fühlten weder Beruf noch Lust, eine äußere Figur in der Welt zu machen; und eine ihnen als ein Geheimniß bekannte Sache sollte dem Publikum nicht Preis gegeben werden.

Im Jahr 1736 ward es zu lästig, die Ordensregeln so oft abzuschreiben; sie wurden deshalb zu London in der Boyerschen Offizin gedrukt, aber mit solcher Vorsicht, daß Profane zwar davon hörten, ihrer aber nicht habhaft werden konnten. Damals, scheint es, breitete der Orden, um die Neugierigen irre zu leiten, selbst die Idee aus, als sei Graf Zinzendorf der Erfinder. — Im Jahr 1738 starb ein Mitglied des Ordens, der Königl. Preußische Geheimerath und Resident zu Amsterdam, Abraham von Romswinkel.

winkel. Er hinterließ seinem Schwiegersohn den Auftrag, der Societät den Ring und die gedrukten Statuten zurükzusenden; eine Abschrift der letztern kam aber an den Professor der Theologie Albrecht Voget zu Utrecht. Dieser machte sie in einem Traktat in holländischer Sprache 1739 bekannt *), und nannte den Grafen Zinzendorf geradezu als Stifter des Ordens. Um diese auch in Deutschland ausgebreitete Meinung zu widerlegen, geschah nun der Abdruk der Statuten in deutscher Sprache zu Büdingen.

Der Hauptzwek der Societät geht auf Religion. Die Ueberschrift der Regeln heißt: Im Namen unsers Einigen Hochverdientesten Liebsten Herrn. §. 1. Jesus Immanuel soll auf der ganzen Welt als die einzige Ursache der Errettung erkannt werden. Freilich lassen sich bei gegenwärtiger Kirchenverfassung nicht alle rechtschafene Leute in Absicht der öffentlichen Religion unter Einen Hut bringen. Und daher kömmt es, daß auch die Unsrigen (Nostri) **) bei solcher

*) Die Schrift erschien auch deutsch übersetzt, Zürch 1741, 14 Bog. in 8, unter dem Titel: „Unterschied der wahren und falschen Gottesgelahrtheit, bei Gelegenheit der unter Anführung Herrn Nik. Lud. Grafens von Zinzendorf und Pottendorf erfolgten Herrnhuthischen Bewegungen." — Die Nachricht von dem Senfkornorden blieb aber in der deutschen Uebersetzung weg.

**) Seltsam, daß dies lateinische Wort in Parenthesis hinzugefügt ist! Sonst pflegt nur Eine Gesell-

Entfernung der Länder, und solchem Unterschied der Würden, Aemter und Geschäfte auch in unterschiedenen Kirchen leben; in jenem Einen Hauptpunkte kommen sie aber überein. §. 7. Heidenbekehrung ist eigentlich ihre Sache nicht, da schon genug Christen sich damit abgeben; doch sollen sie §. 9. suchen, das Königreich Jesu Christi glüklich unter die Reiche und Nationen der Erde zu pflanzen. §. 2. Was die Christenheit anbetrift, so wollen wir Niemand von der Religion, worin er geboren und wiedergeboren ist, abzubringen suchen; wenn aber Jemand mit freiem Gewissen die Religion eines oder des andern Mitglieds unsers löblichen Ordens sich von selbst sollte belieben lassen, so haben wir andern es nicht zu hindern. — Fast scheint es also, als sei von einer unter den christlichen Nationen selbst auszubreitenden Religion, von einer eigenen Jesusreligion, die Rede. — — Auch war es ein gutes Mittel zur Vergrösserung, obgleich etwas auffallend, daß man in diesen Religionsorden alle Religionsparteien aufnahm. Der Vorbericht sagt S. 6: „Gesetzt, Graf Zinzendorf sei ein Mitglied, und nachdem er 20 Jahr im Orden gewesen, ein Mährischer Theologus geworden, so

sellschaft ihre Mitglieder Nostri zu nennen. Sollte diese wirklich etwas mit dem SINAPI Orden zu thun gehabt haben?

so folgt doch nicht, daß alle Glieder Herrenhuther sind. Denn Hr. von Romswinkel ist auch ein Mitglied gewesen, ergo ist die Reformirte Kirche der Stifter. Mylord T. ist auch eines, ergo hat ihn die Englische Kirche gestiftet. Ein gewisser tugendhafter Fürst von einer ganz ausländischen Nation ist auch 1737 in diese Gesellschaft aufgenommen worden, ergo hat dieselbe Nation ihn gestiftet." Da hier bloß von Religionen, nicht von Nationen, die Rede ist, so muß man beinahe vermuthen: dieser tugendhafte (nicht: christliche, oder fromme,) ganz ausländische, auch (mit Bemerkung der Jahrszahl) aufgenommene Fürst habe zu einer heidnischen oder muhammedanischen Völkerschaft gehört. — Uebrigens waren die Mitglieder dieses allumfassenden Jesusordens theils weltlich, theils geistlich. Die letztern doch nicht etwa Kleriker?

Außer den wiederholten Ermahnungen zur Liebe des ganzen menschlichen Geschlechts, und zur Förderung der Sache Jesu, kommen (§. 7) noch 13 Regeln vor, wozu sich die Mitglieder verbunden haben. Zur Probe mag folgendes dienen. „Nr. 4. Die Glieder der Gesellschaft wollen ehrlich handeln, und obschon vorsichtig und behutsam, „doch niemals verstellt. 5. Sie wollen nichts übereilen, sondern alles nach reiflicher Ueberlegung sicher „ausführen 6. Sie wollen sich nicht lange besinnen, „durch die Thüren, die die Vorsehung Gottes zur Beförderung seines Werks von Zeit zu Zeit aufthun wird,

„einzugehen, und was dabei zu thun ist, munter und „unerschrokken zu thun. Sie wollen sich aber äußerst „in Acht nehmen, daß ja derenthalben kein schon eröf„neter Paß wieder geschlossen werden möge. 7. Sollte „einer einen Feind haben, der ihn drükte, und für seine „Person recht schädlich wäre; es ginge aber die Sache „des gemeinsamen Herrn in desselben Händen glüklich „von Statten: so soll er ihn nicht nur nicht hindern, son„dern allen ersinnlichen Fleiß anwenden, ihm an der „Hand zu stehen, damit sein Werk konserviret werde, „und großer Nutzen daraus entstehe. 9. Wir wollen „uns hüten, in der Lehre Sitten oder Cerimonien „neuerliche Dinge einzuführen; vielmehr dazu rathen „und helfen, daß das Alterthum, welches doch al„lem vorzuziehen ist, wo es ohne abermalige bedenk„liche Neuerung geschehen kann, wieder hergestellt „werden möge. 11. Werke des Heilands, die mit „Finsterniß bedekt gewesen, durch göttliche Wunder„gnade aber erhalten, und wieder in ihren vorigen „Glanz gesetzt werden, wollen wir fleißig soutteniren, „und daß sie das vorige Luster wieder erhalten, uns „befleißigen.“ — Zwei Züge sind überhaupt bei dieser Gesellschaft charakteristisch. Erstlich: die Brüder im Herrn sollen zwar sehr thätig sein, dabei aber immer, §. 8, 9. ruhig und sanft handeln. Das Senfkörnlein ist des Ordens Sinnbild und erstes Gesetz, nach Markus IV, 30 — 32. Es ist der Natur des Senfkorns gemäß, geheim zu bleiben, und aus dem Verborgenen hervorzukeimen. Zweitens: §. 10, Sie sollen das Ihrige vergessen, und nur Plan und Zwek der Gesellschaft vor Augen haben.

Es

Es muß in der That befremden, warum, zur weitern Verbreitung der Erkenntniß Jesu, eine so sehr geheime Verbindung in bereits christlichen Ländern brauchte gestiftet zu werden, und welcher Zusammenhang zwischen Religion und bunten Ordenskleidern sich denken läßt. — „§. 10 — 12. Den „Mitgliedern wird ein goldner Ring überreicht, mit „der Umschrift: Unser Keiner lebet ihm selber. Damit sie den Plan ihres Berufs und Gemeinschaft vor „Augen haben. Sonst ist das besondre Ordenszeichen „ein auf den Ekken grün emaillirtes goldnes Kreuz, in „dessen Mitte ein Senfbaum in einem Oval abgeschildert ist. Es hängt entweder an einer goldnen Kette, „die wechselsweise aus offenen und geschlossenen Senfkörnern besteht; oder an einem seidnen Bande, welches die weltlichen Herren ganz meergrün, die geistlichen Herren aber weiß mit einer meergrünen Einfassung tragen. An dem Oval stehen die Worte: Quod „fuit ante nihil (Das da nichts war). Die Bildnisse „der Mitglieder hängen im innern Zimmer der Kapelle „des Schlosses Gnadenstadt. (Eine Anmerkung sagt „hierbei, daß dieser Name freilich noch in keiner Geo„graphie steht.) Ihre Kleidung ist ein länglicher seid„ner Kaftan von Purpurfarbe, worauf rechter Hand „ein silbernes Kreuz, mit einem einzelnen Senfkorn „darin, gestikt ist, mit der Beischrift: Es breitet sich „unermeßlich aus in Christo Jesu. Sollte einmal die „Gesellschaft eine Generalversammlung in dieser Kapelle halten, ein Fall der vielleicht in 50 Jahren nicht „existirt, so werden die anwesenden Herrn Genossen in „solchen seidnen Kaftanen erscheinen. §. 15. Sonst

„sind die Zusammenkünfte der nächsten Genossen zu „Konferenzen und zu Beschlüssen auf zwei feierlich zu „begehenden Tage bestimmt: den 25 März (Mariä „Verkündigung) welches ein Fast- und Danktag ist; „und d. 16 August (der Tag nach Mariä Himmelfahrt), „welcher als Fast- und Bettag gefeiert wird."

§. 6. Fürstliche Personen können zwar in die Gesellschaft treten; aber niemals wird ihnen das Direktorium aufgetragen werden. — §. 14. Außer dem Direktor, sind mehrere Sekretarien, zum Behuf der Korrespondenz, angestellt; jedes Mitglied hält sich an den ihm zunächst wohnenden. — §. 13, 14. Eine Gemeinkasse ist nicht errichtet. Auch sind keine Kosten bei der Gesellschaft, indem jeder Würdige ohne Entgeld dazu kömmt. Dies letzte wäre sehr gut, wenn nur nicht der sonderbare Grund dabei stände: weil ein Jeder ohnedas zur Genüge weiß, daß nicht nur etwas von seinem Vermögen, sondern alles, als ein Unterpfand das uns Christus Jesus und seine Gemeine (doch nicht dieser Senfkornorden?) anvertrauet hat, keinesweges aber als unser Eigenthum anzusehen ist. — — Auf welche seltsame Grillen verfallen doch die Menschen? und wie bereitwillig läßt sich doch immer die Menge durch Geheimnißlust leiten, ohne die Anführer und den eigentlichen Plan der Gesellschaft zu beherzigen, ja auch nur zu kennen!

XI. Die Löbliche 1746ger Societät, kürzer die Dukatensocietät genannt. Dies war der höchste Triumph der Macht des Ordensgeistes. Plan und Absicht war weiter nichts, als eine Menge Dukaten zusammen zu bringen; und eine große Zahl Menschen ließen sich darauf ein, monatlich ihren Dukaten einzusenden, und brav neue Dukatensender anzuwerben! So groß ist die Ordenssucht! ! Endlich mußten sogar Landesherrliche Befehle dagegen ergehn. — Aus der eigenen Schrift des Ordens *) will ich die Sache darstellen wie sie war.

Franz Karl Ludewig Graf von Wied-Neuwied, Königl. Preußischer Obrister über ein Regiement zu Fuß (itzt das Regiement Waldek zu Minden, welches damals zu Wesel stand; der Graf starb 1765 als Generallieutenant) war der — Anfangs ungenannte — Stifter dieses Ordens. Die ersten Mitglieder sind vom Oktobermonat des J. 1746. — Der Plan war der einfachste von der Welt. Das neue Mitglied bekam ein Certifikat:

„daß

*) „Kurze und zuverlässige Nachrichten von dem Ursprung, itzigen Beschaffenheit, und Endzwek der „in Ao. 1746 errichteten Societät. Herausgegeben durch G. Matth. von Gudenus, Hochgräfl. „Wiedrunkelischer Hofrath, der löbl. Societät „Senior und Korrespondenten. Neuwied, gedrukt „bei Joh. Balthas. Haupt, Hochgräfl. Wiedischen „Hof- wie auch der löbl. Societät Buchdrukker. „1747." 5½ Bogen in Quart.

„daß sein Namen in den Societäts-Gegenbüchern „richtig eingetragen worden, und daß er der So„cietätsprivilegien zu genießen habe“. Dagegen stellte er eine Erklärung aus: „Kraft welcher er „sich zur Zahlung eines Dukatens Monatlich zur „Societätskasse anheischig machte, will auch die „Dukaten der von ihm engagirten Personen bey„treiben, und dem Kassirer monatlich überliefern“. Es mögen wohl mehrere hohe Obere eben solche einfache Dukatenplane haben; dies war aber vielleicht der einzige Fall, wo man so offenherzig sprach.

Nun verstand sich zwar, daß man die Motive zum Eintritt in diesen löblichen Orden aus dem Rechte der Natur (§. 1. „Der Mensch ist zur Gesel„ligkeit erschaffen. §. 2. Socialiter vive! Lebe gesellig! „haben Einige zum Grundgesetz des Naturrechts ange„nommen.“), und aus der urältesten Geschichte herleitete (§. 3. „Die ersten Bewohner des Erdkreises, „und zwar die Bösen sowohl als die Guten, fanden „es bereits besser, sich in zahlreiche Gesellschaften zu„sammenzuthun, als einzeln zu leben. §. 4. Die Nach„kömmlinge sind dem Beispiel ihrer Vorfahren nachge„folget“). Es verstand sich, daß §. 8. über den „in itzigen Zeiten eingerissenen Mißbrauch“ geklagt ward, „durch ein läppisches Spielwerk, nichtswürdi„ge Gaukelpossen, und ein übergoldetes Nichts, neu„gierige und leichtglaubige Gemüther unter der Larve „eines Ordens zu betrügen;“ wogegen der sinnreiche Urheber (wie er §. 16. heißt) hier „eine Stif„tung ausgedacht hat, die sowohl dem gemeinen We-

„sen

„sen überhaupt, als auch gewissermaßen einzelnen „Personen zu wesentlichem Nutzen gereichen könnte.“ Indeß mußte man außer diesen philosophischen Gründen noch ein anderes Motiv zu Hülfe nehmen; und das war dann — in der That wiederum einfach genug! — folgendes. Die Statuten besagen, S. 7: „Da derjenige monatlich gerne einen Dukaten „zur Societätskasse zahlen wird, der billig hoffen kann, „nicht nur dieser Bezahlung bald entledigt zu werden, „sondern im Gegentheil viele Dukaten monatlich ohne „Obliegenheit vor sich zu empfangen: So wird er für „den Ersten, den er engagirt hat, von der Zahlung „befreiet; der Zweite, den er engagirt, zahlet gleichfalls zur Societätskasse; für den Dritten aber, empfängt er monatlich einen Dukaten für sich; der Vierte „zahlet ebenmäßig zur Societätskasse; für den Fünften „hingegen empfängt er wiederum einen Dukaten monatlich für sich; ferner auch für den 7ten, 9ten, 11ten, „13ten, und so fort für jede ungerade Zahl monatlich „einen Dukaten. Wer also die Gelegenheit hat, ein „halbhundert Mitglieder zu dieser Societät zu engagiren, der bekömmt monatlich eine Revenue von 24 „Dukaten.“ Die Rechnung ist richtig; und man sieht, wie billig der Orden bei dieser Theilung verfährt; den ersten Theil nimmt er freilich immer für sich, das versteht sich. Plan und Endzwek blieb also die Dukatenspedition; wer nicht Lust hatte, mehr zu schikken, suchte nur einen andern (Freund?) zum Mitglied anzuwerben, um auf ihn die Einschikkung abzuwälzen. Wozu diese ganze Dukaten-

jagd

jagd angeſtellt ward, darüber mögen Wenige nachgedacht haben; genug, man hatte doch das Vergnügen, zu einem geheimen Orden zu gehören: denn man machte ſich anheiſchig, Niemanden die Statuta zu entdekken, als von dem man überzeugt ſei, daß er ein Mitglied werden würde.

Kaum, ſo erzählt die Geſchichte §. 11 — 14. weiter, „kaum hatten vorſtehende Statuta *) die „Preſſe verlaſſen, als ſich gleich hin und wieder „einige fanden, welche Luſt bezeigten, in die So„cietät zu treten; welches um ſo mehr zu bewun„dern, je weniger anfänglich weder von dem Auf„enthalt, noch auch von den Stiftern und eigent„lichen Beſchaffenheit dieſer neuen Societät ichtwas „zu erfahren war, inmaſſen man der Neugierig„keit des Publici hierinnenfalls mit Fleiß nicht „ehender ein Genügen leiſten wollen.“ — Im Gegentheil: wer weiß, ob nicht gerade eben darum, weil man ſo wenig oder nichts von dem Orden (ſelbſt nicht einmal von deſſen eigentlicher Beſchaffenheit!) wußte, die Geheimnißſucht ſich umdeſto ſtärker zu demſelben drängte? Ein Kunſtgriff war es auch, daß §. 12. die Certifikate durch die Unterſchrift eines Hochgräflichen Buchhalters ein ganz beſonderes Anſehn bekamen, welches auch von der ganzen Societät keinen geringen Eindruk gab: indem

*) Sie ſind in drei Sprachen: deutſch, franzöſiſch, und holländiſch, gedrukt.

indem der Herr Erfinder sich Anfangs selbst mit dem Buchhaltergeschäft behelligten. Ein Orden, hinter welchem man sehr vornehme Personen vermuthet, hat immer großen Zulauf; diesen hätte inzwischen, wie man sieht, auch wohl ein Geringerer stiften können. — Genug „Ein Mitglied wies „das andere an; die Zahl vermehrte sich ungemein; „mancher Neuengagirte hatte in wenig Wochen „das Glük, ein Stammvater von Abkömmlingen „in den entferntesten Stufen abzugeben; die Wer„bungen faßten Fuß am Niederrhein, in der Wet„terau, in Thüringen und Sachsen. Die Begier„de von der neuen Societät Mitglieder zu heißen, „ward allgemein, unter beiderlei Geschlecht, allen „Ständen, Religionen, und Alter.“ Was das letzte betrift, so ist zu hoffen, daß man doch nicht auch wird Unmündige aufgenommen haben. In Absicht der Religion konnte man sich von dem oben angezeigten philosophischen Geiste dieses Ordens die größte Toleranz versprechen; und es heißt S. 21 ausdrüklich: „Religionsvorurtheile können un„möglich bei einer Einrichtung einen verhaßten „Einfluß haben, welche sich auf die richtigen Sätze „der Tugend und Geselligkeit gründet, und die „wahre Menschenliebe zu ihrem Wegweiser hat.“ Auch findet sich in der Liste ein Jude, der schon am 13 Dez. des ersten Jahrs eingetreten ist.

Die Zahl der Mitglieder dieses in der letzten Hälfte Oktobers 1746 gestifteten Ordens betrug

 am

am Ende des Jahres schon 49. Im J. 1747 am Ende Juls waren überhaupt 416 Mitglieder da; und der Orden hatte nun seinen öffentlich bekannten Stifter und Direktor, einen Protektor, 7 Seniores, 1 Kassirer, 1 Sekretar, und 1 Archivar. Die ersten Mitglieder waren theils fast lauter Offizire und einige Civilpersonen zu Wesel, theils Personen zu Neuwied. Doch finden sich schon im ersten Jahr einige Damen. Bald aber breitete sich der Orden weiter aus; nicht bloß Gräfinnen und Fräulein, auch Pastorinnen, Jungfern, und Bürgerfrauen traten ein; es finden sich Handwerker und dergl.; und man liest Namen aus den mehrsten Orten Deutschlands, auch aus Dresden und aus Berlin. — Im April 1747 ward eine Zusammenkunft der ältesten Mitglieder gehalten, um manche Punkte zu berichtigen, worüber Anfrage scheint gekommen zu sein; wie denn die besten Institute nicht vor naseweiser Unzufriedenheit gesichert sind. Auf fünf Seiten wird erörtert, wie es gehalten werden soll, wenn die von einem Mitglied angeworbnen neuen Glieder sterben oder falliren; die Kasse will dann nicht gern verlieren, und es wird bis auf halbe und Viertelducaten bestimmt, was die Kasse und was der Anwerber zu tragen hat. Ein in Holz geschnittenes Schema zeigt, welch ein schöner Anblik es ist, wann ein Mitglied Vater von drei, Großvater von neun, und Aeltervater von 27

Rekru-

Rekruten ist. Indeß waren nicht alle so glüklich gewesen; mancher konnte gar „keine Rekruten zu seiner Befreiung anwerben“; und da ward dann gefragt: ob er in diesem Fall zu Entrichtung der monatlichen Dukaten Zeitlebens verbunden sei? Der hohe Orden entschied: daß „wer ein ganzes Jahr sich vergeblich bemüht“ (also bemühen mußte man sich doch darum) „einen Rekruten auf seinen Namen zu engagiren, nach Erlegung des zwölf- und letzten Dukatens von allen Abgaben frei sein soll.“ Man unterstand sich auch zu fragen: Ob denn die löbl. Societät privilegirt sei? Und da lautet die Antwort: Eine zu Beförderung des allgemeinen Bestens abzielend- und keinem Menschen (?) nachtheilige Einrichtung bedarf um so weniger eines Privilegii, jemehr es eines Jeden Willkühr überlassen wird, daran Theil zu nehmen oder nicht. Die neunte Frage heißt: Wie denn die bei der Kasse eingehenden Gelder zum Nutzen der Mitglieder eigentlich angewendet werden sollen? Die hohen Obern versprechen nun: Lotterieen, wobei man sich konsiderabler Gewinnste zu erfreuen hat, worvon aber die Hauptsummen an die Gewinnere nicht ausgezahlt, sondern nur jährlich mit 5 v. H. lebenswierig verzinset werden; eine Unterstützung mit konvenabler Tafel, Kleidung und Wohnung für die Mitglieder, welche in fatale Umstände gerathen sind, wofern dies nehmlich die Noth erfordert, als worüber der Aelteste der Societät zu erkennen hat; und endlich wohl eingerichtete Freischulen zum Besten der Jugend beiderlei Geschlechts und aller Religionen.

Zu diesen nützlichen Anstalten aber ward dem löbl. Orden keine Zeit gelassen. Das Dukatensammeln und Verschikken nahm so auffallend zu,

daß aufmerksame Regenten diese Kontribution zum Besten der hohen Obern in ihren Ländern nicht mehr gestatten wollten. Und so endete mit dem J. 1748 dieses seltsame Dukateninstitut; welches, so viel ich weiß, in seiner ganzen reinen Einfachheit seitdem noch nicht wiederholt worden ist. — Ich lasse hier das Königl. Preußische Verbot des löbl. Ordens folgen; aus Mylius Corpus Constitut. Marchicar. Kontinuation III, S. 297, Nr. XLIV.

Publikation der unterm 1 Dezemb. 1747. ergangenen Allergnädigsten Order, daß Niemand bei der sogenannten Dukatensocietät sich einlassen solle.

Nachdem Se. K. M in Preußen u. s. w. U. Allergn. H. durch eine allergnädigste Kabinetsorder vom 1sten d. M. geordnet: daß die im Reiche entstandene sogenannte Dukatensocietät, durch welche und deren Einrichtung das Publikum unter dem Scheine eines zu hoffenden konsiderabeln Profits sehr dupirt und hinter das Licht geführet worden, in Dero Landen nachdrücklichst verboten werden solle, damit Niemand bei solcher sich einlassen, oder einigen Theil daran nehmen möge: Als wird hiedurch nicht nur das Publikum in Sr. K. M. Landen vor dieser gefährlichen Societät gewarnet, sondern auch männiglichen bei namhafter und arbiträrer Geldstrafe untersagt, an mehrerwähnter Societät den geringsten Theil, es sei direkte oder indirekte, zu nehmen, bei solcher etwas einzusetzen, oder selbige auf einige Weise zu favorisiren; allermaßen auch dem Officio Fisci aufgegeben worden, darauf genau zu vigiliren, und bei vorkommenden Kontraventionsfällen sein Amt zu beobachten. Berlin, d. 8 Dezember 1747.

Königl. Preussisches Hof- und Kammergericht.

von Görne.

6. Frei-

6.

Freimüthige Gedanken eines Juden über den Vorschlag an die Juden, das Purimfest abzuschaffen.

(April 1790, S. 377. f.)

Nichts geht über die Scharfsichtigkeit, mit welcher sowohl einzelne Menschen als ganze Nationen Absurditäten andrer Menschen und Völker bemerken. Schade nur, daß das geistige Auge, wie das körperliche, durch die Fertigkeit in die Ferne zu sehn, die Kraft verliert, dasjenige recht zu betrachten was ihm nahe liegt! Auch ist der Reiz den moralischen Scharfblik zu üben, genau mit dem Interesse verbunden, die bestimmtere Kenntniß des Naheliegenden vorsätzlich zu vernachläßigen. Beides zusammen beseligt mit dem wohlthätigen Gefühl der Superiorität an Einsicht und Verstand. Jede bemerkte Geistesschwäche, jedes moralische Gebrechen, ja jede Ungesittetheit oder Unschiklichkeit in den Manieren des geselligen Lebens, von welcher man sich frei zu sein glaubt, schmeichelt der Eigenliebe auf eine gar angenehme Weise, und verschaft einen eingebildeten oder reellen, positiven oder relativen Vorzug, dessen Besitz um so viel angenehmer ist, weil man, um ihn zu erlangen, nicht die mindeste Anstrengung anzuwenden braucht. Daher ist dem Pöbel, dessen es in allen Ständen giebt, nichts willkommener, als die Erzählung religiöser Vorurtheile fremder Glaubensverwandten; daher horcht er mit aufmerksamem Ohr vorzüglich gerne auf Beschreibungen gottesdienstlicher Zeremo-

nien, die der Uebertreibungen, und folglich auch des Lächerlichen, ungemein fähig sind. — Dieses ist auch der Grund, warum mein Volk von je her öfter als jedes andere, das Loos trift, daß seine Vorurtheile, seine Zeremonien, seine Ungesittetheiten und Unarten auf eine wirklich abenteuerliche Weise zur Schau gestellt, und dem Gelächter Preis gegeben werden. In wie mancher Scharteke mußte es nicht die Pfeife sein, auf welcher herumgepfuscht ward, wenn das Zwerchfell gewisser Leser erschüttert werden sollte. Doch vernünftige Menschen lassen sich das nicht irren; und in mancher Zeitschrift, in manchem fliegenden Blatte, hätte von, über, und wider Juden geschrieben werden können was da wollte; man hätte in Ernst oder Spottweise ihnen Reformationsplane vorlegen können, welche man wollte: es würde nicht die Mühe verlohnt haben, ein Wort darüber zu verlieren. Denn — hier ist die schiklichste Gelegenheit es zu sagen — selbst diejenigen Schriftsteller, die nicht die Absicht haben uns zu nekken und zu bespötteln, sondern die in redlicher Meinung uns ihre Vorschläge mittheilen, sind unserer Religion, unserer dermaligen politischen Verfassung, und dermaligen Perfektibilität so unkundig, daß es eine unsägliche, und vielleicht undankbare traurige Arbeit wäre, sie überall mit der wahren Beschaffenheit der Dinge bekannt zu machen. Die Betrachtung, daß von Dohms Schrift: über die bürgerliche Verbesserung der Juden, nirgend und nichts gewirkt hat, muß muthlos machen; und der Jude, der sich sein Leben nicht verbittern will, schweigt lieber.

Indessen verdient der im April der Berl. Monatsschr. befindliche Aufsatz eine Ausnahme. Die würdigen Herausgeber haben bei der Aufnahme eines Aufsatzes über Juden ganz gewiß die menschenfreundliche Absicht, uns zu bessern; und da diese Monatsschrift ziemlich allgemein, und besonders von den höhern Klassen gelesen wird, so wäre es so unredlich als unklug, den in der Aufschrift genannten Vorschlag mit Stillschweigen zu übergehen, und nicht wenigstens zu sagen, wie derselbe einem unbefangenen Juden vorgekommen ist.

Voraussetzen läßt es sich mit Grund, daß die Verschiedenheit der Juden im Reich, in den Preußischen, Oestreichschen, Französischen und Polnischen Landen, in Absicht ihrer Bildung überhaupt so groß sein wird, als groß die Verschiedenheit in der Behandlung derselben von Seiten der Regierung ist. — Schon aus dieser einzigen Rükſicht ist es mißlich, ohne Lokalkenntniß, allen ohne Ausnahme einerlei Vorschläge zur Kultur zu machen. Bei einigen werden sie zu früh kommen; denn die Juden dieser Gegend werden die Sprache nicht verstehn, in welcher der Vorschlag geschieht, ja ihn noch nicht einmal lesen, vielweniger beherzigen können; bei andern zu spät, weil die Juden daselbst die vorgeworfene Unsitte schon längst abgeschaft haben, und sie nur noch vom Hörensagen kennen. Nach dieser Voraussetzung scheint der Verfasser des Vorschlags im Innern Deutschland (dem sogenannten Reich) zu wohnen; und zwar aus folgenden muthmaßlichen Gründen. Seine Juden sind wenig geachtet, und werden von den meisten angefeindet (S. 389.). Seine Juden werden sich moralischer Weise des Wunsches nicht

enthalten können, ihre itzigen Feinde so zu behandeln, wie ihre Vorfahren die Perser behandelten (ebendas.). Seine Juden haben durch ihre Ausschweifungen am Purimfest den Christen Verachtung und Ekel gegen die Nation eingeflößt (ebend.). Seine Juden versprechen einen solchen langsamen Fortschritt in der Kultur, daß er zufrieden sein will, wenn sie in diesem Jahrhundert nur noch das Klopfen mit dem Hammer und andere Ausbrüche einer übermäßigen Freude abschaffen wollen (381.). Alle diese Züge passen auf die Preußischen Juden nicht. Diese werden nicht von den Meisten angefeindet; halten ihre Nebenbürger für keine Feinde, die sie gern todtschlagen möchten; haben ihnen weder Verachtung noch Ekel gegen sich eingeflößt, obschon noch manche Judenkinder im Preussischen vorhanden sein mögen, welche die Hamansklapper am Purim führen, und mancher Erwachsene sich an diesem Tage berauschet.

Andere Bemerkungen in jenem Aufsatze hingegen gehen uns Preußen schon näher und mit an. So bin ich zum Beispiel, völlig mit dem Verfasser desselben einverstanden, wenn er gleich im Eingange zu verstehen giebt: daß es bloß eine Sage sei, „daß wenn die Juden selbst an der Kultur ihrer eignen Nation arbeiteten, die Christen diese Kultur zu befördern, sich mehr angelegen sein lassen würden, und müßten.“ So läßt sich's auch an den Fingern abzählen, „daß, so lange Jene ihre eigne Verbesserung in „politischer (?) und moralischer Hinsicht; ver„nachläßigten, diese keinen Trieb haben wür„den, die Verbesserung zu unternehmen.“ Aber sollten diese auch keine Verbindlichkeit dazu haben?

wie

wie der Verfasser hinzusetzt? Ich sollte glauben: doch! Denn es ist wohl unläugbar, daß jeder Mensch, wie jeder Staat, moralisch verbunden ist, für die größtmöglichste Vollkommenheit seiner vernunftfähigen Mitbrüder oder Unterthanen zu sorgen und sie bewirken zu helfen; und, welches mir nicht minder unläugbar scheint, diese Verbindlichkeit steigt in dem Maaße, als das zu vervollkommende Objekt durch äußere nicht in ihm liegende Ursachen abgehalten wird, sich selbst zu bilden. Und wie? wenn die äußern Ursachen welche der Bildung entgegenstehn, vollends solche Hindernisse sind, die der Staat ihnen selbst in den Weg gelegt, und die also auch nur der Staat und kein Andrer wegzuräumen im Stande ist; wie denn? — Wenn ich den Verf. richtig verstanden habe, so meint er: die Verbesserung ihrer Glüksumstände, oder deutlicher, die Aufnahme in die bürgerliche Gesellschaft, dürfte die Folge, die Belohnung gleichsam ihrer Civilisation und Aufklärung sein. Wie aber, wenn dasjenige was er zur Folge machen will, seiner Natur nach, vorhergehen muß; wie, wenn ohne diese vorhergegangene Aufnahme — ob mit allen oder nur mit gewissen unentbehrlichen Rechten, lasse ich unausgemacht — weder Kultur noch Civilisation noch wahre Aufklärung möglich ist? Wenn ohne diese Bedingung die Nation im Ganzen sich gar nicht wird erheben können; und zur Bildung Einzelner — bebestünde diese Bildung auch nur darin, daß sie in Stand gesetzt würden, einen solchen unbedeutenden Aufsatz wie gegenwärtigen zu schreiben — eine Menge ganz besonders glüklicher Umstände werden zusammen kommen müssen; wie denn?

Ist jene Forderung, um sie auf das gelindste zu benennen, nicht eine eigensinnige Forderung? Ist sie nicht ähnlich dem Vorsatze jenes Vaters, der seinem Sohne nicht eher ein Buch in die Hände geben wollte, als bis er ein Gelehrter sein würde? — Doch ich mag mich nicht bei einem Satze verweilen, der in der Theorie so leicht zu begreifen ist, und dessen Ausführung — so schwer ist? o nein! noch nirgend versucht worden; ich mag mich nicht länger auf einen Gemeinplatz herum tummeln, auf welchem mancher Ritter so unritterlich gefochten, und mancher edle Mann seine Lanze vor der Hand noch umsonst gebrochen hat. Wahrlich man wird voll des bittersten Unmuths, wenn man in den letzten Jahren des 18ten Jahrhunderts noch hie da lesen muß, was für im Geiste Eisenmengers erfundne Gründe hervorgesucht werden, um sie der Verbesserung der Juden entgegenzustellen. Man hat sich nicht gescheut, Natur und Menschheit zu belügen, um die Juden herabzuwürdigen. Denn heißt das nicht, Natur und Menschheit belügen, wenn man die größere Lasterhaftigkeit und besonders die Eidbrüchigkeit, oder die allgemeine Anhänglichkeit an Palästina, oder die Pygmäengröße der Juden, oder ihr Vorurtheil am Sabbath nicht zu fechten, theils als Gründe, theils als ewig fortdaurende nie zu verbesserende Fehler annimmt, die ihnen immer und ewig den Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft verschließen sollen.

Ich wende mich zum Purimfest. — Die innern Schwierigkeiten des Buches Esther kann und mag ich nicht lösen; aber der Verfasser des Vorschlags macht die Geschichte zum albernsten aller albernen Mährchen, und das ist sie wohl nicht. Er sagt

nehm-

nehmlich: die in dem Buche vorkommenden Juden können nichts als weinen, fasten, Trauerkleider anlegen, und wehrlose Menschen todtschlagen (S. 379). Durch dieses ohne allen historischen Beweis hinzugefügte Beiwort bekömmt alles freilich ein äußerst lächerliches Ansehn. Diesem nach stehen die Juden am dreizehnten Tag des Monats Adar in ganz Persien auf, bewafnen sich mit Messern, Keulen und andern Mordgewehren, und schlagen, mir nichts dir nichts, die Perser, Mann Weib und Kinder, todt, welche ruhig wie die Lämmer da liegen und den Tod erwarten. Sie überfallen sie auch nicht unversehens; denn die Perser wissen von diesem Blutbade schon seit vielen Monaten; aber sie lassen sich ganz ruhig abschlachten. Wie geht es zu, daß sie nicht alle Perser ermorden? Welche verschonen sie, und warum verschonen sie sie? Das wissen wir nicht. Sie werden vermuthlich aufhören, wenn sie ihre Mordsucht gesättiget haben. — Man lösche dieses Wörtchen Wehrlose aus, welches sich nicht auf der Geschichte gründet; und das Lächerliche fällt weg. Der von dem Kaiser durch Haman ausgefertigte Befehl zu einem Bluttag kann nicht wiederrufen werden. Dieses ist den Rechten und Sitten der Perser gemäß. Alles wodurch das Blutbad noch verhindert werden kann, ist ein zweiter königlicher Befehl: „Darinnen der König den Juden (die „Erlaubniß) gab, wo sie in Städten waren, sich „zu versammlen, und zu stehn für ihr Leben, „und zu vertilgen..... alle Macht des Volks und „Landes die sie ängsteten, samt den Kindern und „Weibern und ihr Gut zu rauben (Esther *) VIII, 11).

*) Ich führe mit Fleiß Luthers Uebersetzung an, um allen Verdacht einer Verdrehung abzuwenden.

„11). Und im zwölften Monat. . . . Da verſam-
„melten ſich die Juden, daß ſie die Hand legten
„an die ſo ihnen übel wollten, und niemand
„konnte ihnen widerſtehen, denn ihre Furcht war
„über alle Völker kommen. Auch die andern
„Juden in den Ländern des Königs kamen zuſam-
„men, und ſtunden für ihr Leben daß ſie Ruhe
„ſchafften vor ihren Feinden (IX 1, 2, 16)."
Alſo die Juden ſollten ſich gegen ihre Feinde weh-
ren, nicht nach Belieben wehrloſe Menſchen über-
fallen und morden. Sie brauchten alſo nicht alle
Perſer umzubringen, ſondern nur gegen diejenigen
zu kämpfen, welche ſie überfielen. Denn die Perſer
waren auch nicht alle Judenfeinde. Und wer hin-
dert uns zu glauben, daß auch Juden in dieſen
Gefechten geblieben ſind? Wenigſtens wird nir-
gend geſagt, daß keiner umgekommen wäre: es iſt
eine Relation von Seiten der Sieger.

So muß der Jude Mordechai ſich einen Starr-
kopf (S. 379) ſchelten laſſen, weil er dem Premier-
miniſter die Ehrenbezeugung verſagt, die am Per-
ſiſchen Hofe gebräuchlich war. Aber die Griechen
haben ſich ja auch öfter geweigert, ſelbſt den Per-
ſiſchen Kaiſern dieſe Art von Adoration zu leiſten;
und, wenn dieſe Weigerung bei ihnen irgend eine
wichtige Folge gehabt hätte, würde man es gewiß
Hochherzigkeit genannt haben; bei dem Juden
Mordechai heißt es Starrſinn. Armes Volk! —

Den glüklichen Ausgang dieſer Geſchichte feiren
nun die Juden, an dem jährlich wiederkommenden
Tage, wo die geſammte Nation der allgemeinen
Ausrottung entging. Sie halten auch dieſe Ge-
ſchichte für wahr; und „troz ihrer innren groſſen
„Unwahrſcheinlichkeiten hat ſie in den meiſten Punk-
„ten ein deutliches Gepräge der Wahrheit, die

„kein

„kein historischer Forscher unter andere nichtige Er-
„dichtungen der Juden werfen kann", sagt — ein
Mann von dem bewährtesten Gewicht: Eich-
horn*). Dieses Fest muß ihnen in ihrer gegen-
wärtigen Lage ein so wichtiges Nationalfest sein,
als irgend ein anderes; und sie sollen es abschaffen?
Warum? — Der Verf. sagt: S. 378 „So wie
„die Christen durch Abschaffung unnöthiger, dem ge-
„meinen Mann in seinem Gewerbe hinderlicher, und
„den Aberglauben nährender Festtage sich von drük-
„kenden Banden entfesselt haben, so möchten sie
„durch Abschaffung eines sehr anstößigen Festes den
„Grund zu bessern Gesinnungen in den Gemüthern
„der Juden legen". Aber das Fest ist ja nicht an-
stößig, die Gebräuche sind es nur; und gegen die
Abschaffung dieser wird kein vernünftiger Mensch
nicht allein nichts einzuwenden haben, sondern
zu deren Ausrottung vielmehr gerne alles Mög-
liche beitragen. Ueberdies sind uns ja diese Ge-
bräuche nirgend vorgeschrieben, und die Unsittlich-
keiten haben sich vermuthlich in den finstersten Zei-
ten des Elendes bei der Nation eingeschlichen.
Ferne sei es von mir, das Unschikliche der Hamans-
klapperchen, das alle Sammlung des Gemüths
bei der Andacht zerstören, und vorzüglich fremden
Religionsparteien sehr auffallen muß, oder die
abenteurlichen Komödien, oder das Schwelgen am
Purimfest, oder auch nur einen andern unziemli-
chen oder abergläubischen Gebrauch bei meinen
Glaubensbrüdern vertheidigen oder auch nur be-
schönigen zu wollen; nur bin ich der festen Ueber-
zeugung, und habe die Erfahrung auf meiner Sei-
te, daß die Abschaffung dieser und ähnlicher Absur-
ditä-

*) Einleitung in das alte Testament, Th. II, S. 702.

ditäten und Alfanzereien nur durch wahre Aufklärung und beſſere Geſinnungen, und dieſe nur durch Freiheit und Verbeſſerung des politiſchen Zuſtandes der Nation bewirkt werden kann. *)

Aufklärung und Vorurtheile! Wie ſchwankend ſind noch dieſe Begriffe; und wie mißlich iſt es, über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit derſelben abzuſprechen! — Die Ruſſen, altgriechiſcher Religion, hatten noch vor dreißig Jahren den Glauben, daß die Seele des Verſtorbenen nicht in das Himmelreich kommen könnte, wenn deſſelben Schulden auf Erden nicht alle getilgt wären. Kraft dieſes Glaubens, ward nicht allein des Erblaſſers Nachlaß dazu gewiſſenhaft verwandt; ſondern die Verwandten ſchoſſen das etwa fehlende aus ihren Mitteln zuſammen, um die arme Seele nicht unſtät an den Himmelspforten herumirren zu laſſen. Dieſes lächerliche Vorurtheil ſollen die übrigens ziemlich unaufgeklärten Ruſſen itzt abgelegt haben, und ihre Gläubiger in Deutſchland ſchreien über die ſchädliche Aufklärung. — Daß es uns nur nicht ſo mit dem Purimfeſt ergeht! Es iſt eingeſetzt worden „an den Tagen, da die „Juden zur Ruhe gekommen waren vor ihren „Feinden; daß ſie dieſelben halten ſollten für Tage „des Wohllebens und Freude, und Einer dem An-

„dern

*) Ohne den geringſten Theil an dem hier geführten Streit zu nehmen, will ich nur anmerken, daß wirklich die Juden ſchon ſelbſt anfangen, manche wahrhaft ſchädliche Vorurtheile abzulegen; wobei ſie aber nicht immer von der Obrigkeit unterſtützt werden. Man ſ. z. B. über die frühe Beerdigung der Juden den Vorſchlag und die Aufforderung an die Obrigkeit von einem Juden ſelbſt in der B. Monatsſchr. 1787 April. S. 317. f. B.

„dern Geschenke schikken, und den Armen mittheilen.“ (Esther, IX, 22.) Und wirklich noch bis auf den heutigen Tag, überall wo Juden wohnen, wird von Jedermann, auch von den Minderwohlhabenden, dem Armuth gespendet und Gastfreundschaft geübt. Wie? könnten fromme und wirklich aufgeklärte Männer sagen: wenn wir das Vorurtheil ablegten, das Nationalfest zum Andenken der geschehenen Rettung durch Almosenspenden und Wohlleben zu feiern, würden unsre Armen nicht auch und mit Recht über die schädliche Aufklärung schreien? Ja wenn wir in Utopien, oder auch nur in Platons Republik lebten, dann hätte es keine Noth. Wir überzeugten dann die Russen aufs klarste, daß sie ihre Schulden auch nach dem Tode, nicht der darauf stehenden Strafe des Seelenherumirrens, sondern deswegen bezahlen müssen, weil es den strengen Regeln des Rechts gemäß gehandelt ist. Mit eben der Deutlichkeit machten wir es den Juden begreiflich, daß es lächerlich sei, nur bei Gelegenheit eines religiösen Festes Milde zu üben, sondern daß sie wohlthätig sein müssen, weil es Tugend ist, und Tugend glüklich macht. So lange wir aber noch nicht in Utopien sind, d. h. so lange wir das Volk noch nicht in den Zustand versetzt sehen, daß es nach erleuchtetern Grundsätzen handeln kann; so lange man ihm, gleichsam zu seinem Besten, von den Rechten und dem Adel der Menschheit ein Geheimniß machen muß: so lange wollen wir ihm sein Purimfest lassen, auch wenn es ein Vorurtheil wäre.

Das Purimfest ist also nicht unnöthig. Eben so wenig ist es dem gemeinen Mann in seinem Erwerb hinderlich. An diesem Tage werden alle Geschäfte ohne Ausnahme betrieben; und er unterscheidet

scheidet sich von einem Werkeltage nur darin, daß man Abends eine halbe Stunde länger in der Synagoge verweilt, um der Ablesung des Buches Esther von der Pergamentrolle beizuwohnen. Die nicht sehr menschenfreundliche Hypothese: „daß der „Jude, der das Buch Esther liest, gewiß schon „oft, statt der Persischen Unterthanen sich die christ„lichen gedacht habe," (S. 580,) gründet sich auf gar nichts; denn selbst die Vorstellung: „der „Jude werde durch seine Religion aufgefordert, „sich über den Untergang der Perser zu freuen," (ebend.) ist historisch unrichtig. Dazu ist nicht der leiseste Wink in dem ganzen Buch; vielmehr heißt es überall: daß die Freude sich auf die Ruhe gründe, die sie von ihren Verfolgern erlangten, an deren Güter sie sich nicht einmal vergriffen, obschon sie dazu durch das Edikt berechtiget waren. Also ist es auch kein den Aberglauben oder menschenfeindliche Gesinnungen nährendes Fest.

Ich würde demnach die Abschaffung des Purimfestes, so lange wir in dieser Lage sind, meinen Mitbrüdern nicht vorschlagen, weil alle Gründe für die Beibehaltung desselben wären. Anbefehlen ließe dies sich noch weniger; denn wir erkennen gar keine geistliche Gewalt: wir haben keine Konsistorien, und unsere Rabbiner sind weiter nichts als Gesetzkundige Männer, welche wir um ihr gelehrtes Gutachten fragen. Sie können uns nichts vorschreiben, was wider die Gesetze ist; und wenn ein Fest neu eingesetzt oder aufgehoben werden soll, obschon beides in vielen Jahrhunderten nicht geschehen ist, so muß dies die Nation thun, nicht ihre Gelehrten. So ward auch das Purimfest eingesetzt. „Und die Juden nahmen es an (beschlos„sen), und richteten es auf, auf sich und ihre Kin-

„der,

„der, zu halten diese zween Tage, wie die beschrie-
„ben und bestimmt werden.“ Esther, IX, 23, 27.

Wenn ich aber das Fest beibehalten will, vertheidige ich deswegen das Unsinnige des Hamanschlagen, die elenden Farcen, das Schwelgen, oder irgend einen andern Mißbrauch, an welchen es meinem Volke nicht fehlt? Keineswegs! Ich gestehe vielmehr, daß der große Hauffe der Juden das ist, was er überall ist: großer Hauffen. Er denkt, bei der Anhörung der Geschichte Esthers, so wenig an die Perser, als an die Christen; er denkt weder an die göttliche Vorsehung, deren Güte stets über die Nation gewaltet hat, noch an unsre gegenwärtig ungleich bessere Verfassung, wo wir von keinen Fürsten regiert werden, welche auf die Vorstellung eines Premierministers die Juden alle an einem Tage todtschlagen lassen wollen; sondern er denkt an den Schmauß, der seiner erwartet, und der ihn für den vorhergegangenen Fasttag schadlos halten soll; er stampft wohl auch mit den Füßen bei dem Namen Haman, weil es sein Vater auch gethan hat, und er es für eine gottesdienstliche Handlung hält, ohne daß dies im mindesten auf seine Gesinnungen irgend einen Einfluß hätte. Der große Hauffe der Juden charakterisirt sich durch Herplaudern von Gebeten, gewissenhafte Beobachtung religiöser Zeremonien, und andre Werkheiligkeit, wie der Pöbel der andern Religionsparteien. Indessen unter dem milden Zepter der Preußischen Regenten, und bei dem Umgange mit andern Menschen, verlieren sich gewisse Unsittlichkeiten allmählig, schleifen sich allmählig gewisse rauhe Ekken ab. Wenn sich auch bei uns in Berlin die Hamanklapper nicht ganz verloren haben sollte; so haben die Hamanskomödien, die

Sauf-

Saufgelage, und andre Ausbrüche einer ausgelaſſenen Freude, „wo dem Muthwillen durch die Obrigkeit hätte geſteuert werden müſſen“ (S. 380), entweder nie exiſtirt, oder haben doch ſeit langer Zeit aufgehört. Wenigſtens habe ich bei einem faſt zwanzigjährigen Aufenthalt allhier nie etwas dem ähnliches geſehen, oder davon gehört.

Man erlaube mir zum Schluſſe noch dieſes zu wiederholen. Kultur, Aufklärung, und Bildung der Nation kann unmöglich bewirkt werden, ſo lange unſere politiſche Verfaſſung nicht geändert wird, ſo lange wir als geſchützte Juden und Fremdlinge betrachtet werden, und der bloße Namen Jude ein Schimpfnamen iſt. Wer da verlangt: wir ſollen erſt alle Vorurtheile, alle Unſittlichkeit, alle Individualitäten, die bis an Karikatur gränzen — ſie mögen uns nun mit Recht oder mit Unrecht aufgehalſt werden — ablegen, ehe wir in die bürgerliche Geſellſchaft aufgenommen werden können; der verlangt gerade zu etwas Unmögliches. „Der „Geiſt der Liebe verlangt vom ſtärkeren Theile die „erſten Schritte. Iſt es Zwek der Vorſehung, „daß der Bruder den Bruder lieben ſoll; ſo iſt es „offenbar die Pflicht des Stärkern, den erſten Antrag zu thun, die Arme auszuſtrekken, und, wie „Auguſt zu rufen: laß uns Freunde ſein. Vormals gab man ſich um uns alle erſinnliche Mühe, „nicht uns zu nützlichen Bürgern, ſondern zu „Chriſten zu machen; und da dies nicht gelang, „wurden uns alle mögliche Greuel angedichtet, um „das verworfene Scheuſal dem Haß und der Verachtung aller Menſchen bloß zu ſtellen. Jezt hat „der Bekehrungsgeiſt nachgelaſſen, und hie und „da ganz aufgehört. Nun werden wir vollends „vernachläßigt. Man fährt fort, uns von allen „Kün-

„Künsten, Wissenschaften, und andern nützlichen „Gewerben und Beschäftigungen der Menschen zu „entfernen; versperrt uns alle Wege zur nützlichen „Verbesserung, und macht den Mangel der Kul„tur zum Grunde unsrer fernern Unterdrükkung. „Man bindet uns die Hände, und macht uns zum „Vorwurf, daß wir sie nicht gebrauchen.“ Worte des verewigten Mendelssohns, ihr könnt nicht oft genug wiederholt werden! Vielleicht daß das Licht eurer Wahrheit hie und da auf Einen Edlen Mann trift, der handeln will und kann, nicht bloß spekulirt. Vielleicht daß Ihm sein Herz erglüht, und er den Wahn verscheucht: mein Volk wäre „unverbesserlich.“ Unverbesserlich! Fürchterlicher Gedanke! Wer aus irgend einer unsrer Religionsmeinungen oder Volkssitten erhärten; wer von unsrer jetzigen Unfähigkeit, von unsrer jetzigen Vernachläßigung, die nicht durch unsre Schuld entstanden ist, beweisen will: daß wir nie, auch durch keine andre Behandlung, getreue und nützliche, alle Pflichten erfüllende Unterthanen werden können; oder — welches einerlei ist — daß wir unsern Mitbürgern durchaus Schaden zufügen müssen: Der — ich sage es frei, ohne zu befürchten, daß mir Ein gottesfürchtiger Mann widerspreche — der begeht, ohne es zu wollen, ohne es vielleicht zu ahnden, die Sünde der Gotteslästerung. Denn er sagt dadurch, wenn auch nicht mit ausdrüklichen Worten, daß wir von dem Ewigen Wesen, das uns erschaffen und bisher geduldet hat, durch eine unabänderliche Natur bestimmt sind, sittliches und politisches Elend zu verbreiten. Er macht uns zum redendsten Einwurf gegen die Weisheit und Güte Dessen, der unser aller Vater ist, und den die Besten zu allen Zeiten in Geist und Wahrheit anbeten werden.

7.

Turris Mariana

resurgens inter belli apparatus.

Die sogenannte Marienkirche gehört mit ihrem Thurm zu den ältesten der Stadt Berlin. Aber kein Thurm ist so oft vom Blitz oder auf andere Art beschädigt worden, und keiner hat daher so oft gewissermassen aufs neue wieder aufgebaut werden müssen, als dieser. Zum letztenmal geschah dies 1666. Indessen bemerkte man vor zwei Jahren aufs neue, daß der Thurm sich auf eine Seite hinneigte. Man befürchtete Gefahr für die Stadt; und um dem möglichen Einsturz zuvor zu kommen, ward auf Hohen Befehl im Sommer 1788 der obere Theil abgetragen. Der Prospekt von Berlin verlor dadurch in der That sehr viel. Aber Friedrich Wilhelm, der binnen den vier Jahren seit dem Antritt seiner Regierung schon unglaublich viel zur Verschönerung seiner Königsstadt durch neue Gebäude aller Art beigetragen, beschloß diesen Verlust zu ersetzen. Auf Seinen Befehl ward die abgetragene Hälfte des Thurmes nach dem Riß des durch viele vortrefliche Werke der Architektur rühmlichst bekannten Baumeisters, des Herrn Geheimen Rath Langhans, neu erbaut. Zwar, gleich dem untern Theil, im Gothischen Stil; aber dennoch wird dieser Thurm einst eine vorzügliche Zierde Berlins und ein neuer Beweis sein, daß der Gothische Stil nicht bloß mit Pracht und Würde, sondern selbst mit würklichem feinem Geschmack und Eleganz vereinbart ist, und daher gothisch und geschmaklos nichts we-

nig

niger als gleichbedeutende Wörter sind. Bei dieser Gelegenheit wurden aus dem alten Thurmknopf die zu verschiedenen Zeiten vom 16ten Jahrhundert an in diesen Knopf gelegten Münzen und Papiere herausgenommen, um sie wieder in den neuen vergoldeten Knopf zu legen, wozu noch eine auf den gegenwärtigen neuen Bau und auf dieses Jahr, worin derselbe vollendet wird, gerichtete neue Schrift kommen sollte, deren Abfassung der hiesige Magistrat, als Patron der Marienkirche, mir übertrug. Unter den alten Papieren fand sich keines von einigem Belang. Sie enthielten meistentheils nur Familiennachrichten und unbedeutende historische Bemerkungen im Chronikengeschmak, sind auch zum Theil in Küsters Alten und Neuen Berlin abgedrukt.

Das einzige Merkwürdige, was ich unter diesen mir mitgetheilten Papieren fand, war ein würklich schönes Anagramm auf Berlin. Aus Berolinum wird nehmlich durch Versetzung der Buchstaben:

ORBI LUMEN.

Ich glaube, daß es unter den gelehrten Spielwerken, die man Anagramme nennt, wenige so passende und glükliche geben mag. Freilich kann dies Orbi Lumen sehr verschieden erklärt werden. Und da gerade vor zweihundert Jahren ein Thurmknopf in Leipzig in den Verdacht des Kryptokalvinismus kam, (wie man in unsers berühmten Litterators Herrn Geheimen Rath Oelrichs Nachricht von seinen Manuskripten und dem daselbst S. 75 ff. gelieferten Auszug aus einer handschriftlichen Chronik *) lesen kann) weshalb eine förm-

 liche

*) Es heißt daselbst unter andern: „Bei Ende des J. 1592 „trug sich eine seltsame Geschichte mit dem Leipzigschen „Knopf

liche Visitation und Inquisition durch den Schiefer-dekker und Zimmermann über jenen Thurmknopf erging — so wäre es in der That leicht möglich, daß der weltbekannte Ritter Georg (von) Zimmermann, der so muthig mit seiner Lanze gegen den abscheulichen Drachen und Lindwurm der Berlinischen Aufklärung ficht, auch den alten Thurmknopf der Marienkirche in den bösen Verdacht der Aufklärung brächte; und das bloß wegen des in seinem Bauch vergrabenen Orbi Lumen. Wenigstens wäre der aus diesem Anagramm gezogene Beweis, daß der Marienthurmknopf ein Aufklärer sei, in der That eben so bündig und vielleicht noch bündiger, als so manche andre Beweise, womit der Herr Ritter in seinen Fragmenten viele seiner historischen Behauptungen, besonders wenn es auf Verunglimpfung des großen Königs, oder der Berlinischen Gelehrten ankömmt, begründet. Ja vielleicht ist der Thurmknopf gar so unglüklich, von dem Herrn Ritter nicht nur zu den Aufklärern, sondern wol gar zu den Zionswächtern gerechnet zu werden, wiewol das lezte Prädikat doch noch eher dem über dem Knopf befindlichen Wetterhahn zukommen würde. Doch damit Herr (von) Zimmermann, der in der Kunst sich zu übereilen es fast so weit gebracht, wie in der Kunst zu schimpfen, sich nicht auch hier übereile, so will ich ihm zum

„Knopf zu, daß auch der Knopf auf dem Kirchthurm zu „St. Nicias des Calvinismus verdächtig gemacht worden, „und wie eine durchgehende Visitation in Leipzig bei allen Ständen angestellt, also auch der Knopf visitirt und „durchsucht werden müssen. Ward derowegen der Leipzigische Thurmknopf wieder abgenommen, aus Ursache, „daß darinnen der Calvinisten Bündnis und heimliche „Praktik verborgen und beigelegt gewesen, und nunmehr „durch Gottes sonderbare Schikfale offenbart werden solle“ u. s. w.

zum Besten nicht verschweigen, daß auf demselben Thurmdokument, worauf das Orbi Lumen stand, auch noch ein andres Anagramm von Berolinum befindlich war, und zwar das gerade Gegentheil von jenem, nehmlich:

REM NUBILO.

Auch dies kann freilich verschieden gedeutet werden. Indessen möchte ich beinahe der Meinung derer beitreten, die aus diesem Anagramm schließen wollen, der Thurm sei vielleicht gar ein geheimer Freund des Herrn Ritters, der bekanntlich das Licht nicht gut vertragen kann, aber desto mehr das rem nubilare liebt und in Ausübung bringt. Und so könnte am Ende wol gar der Berlinische Thurmknopf eben so gut in Verdacht des Krypto-Zimmermannianismus kommen, wie einst der Leipziger Thurmkopf in den Verdacht des Krypto-Kalvinismus kam. Doch wir wollen die Aufklärung oder Anti-Aufklärung des Thurmknopfes an seinem Ort gestellt sein lassen, und dem Herrn Ritter die Entscheidung anheim stellen, ob er denselbey wegen des ersten Anagramms mit zu der Berlinischen Aufklärerclique, von der er so genaue Nachrichten hat, oder wegen des zweiten zu seiner eignen ritterlichen Clique rechnen will. Das Resultat davon mag er alsdann an die große Glokke hängen, die er so gut zu läuten versteht.

Die folgende Steinschrift, die ich nach dem Auftrag des hiesigen Magistrats aufgesetzt, wird itzt besonders in Lapidarischer Form bei Herrn Unger mit der seiner Offizin eignen Eleganz mit Didotschen Lettern auf 2 Bogen in Quart abgedrukt. Da diese Schrift in dieser Form nur wenigen bekannt werden dürfte, so glaubte ich, daß es manchen Lesern der Monatsschrift nicht un-

angenehm sein würde, hier einen (freilich sehr unlapidarischen) Abdruk derselben zu finden. Aus Mangel des Raums ist alles in weniger Zeilen zusammengedrängt und mit kleinen Buchstaben gedrukt worden. Für unlateinische Leser ist eine Uebersetzung beigefügt. Am Ende folgen noch ein paar gelehrte Spielereien, nehmlich ein metrisches Chronodistichon und 8 zusammenhängende prosaische Chronosticha, aus welchen insgesammt die Jahrszahl 1790 herauskömmt. Noch einmal: es sind Spielereien, die jedoch durch ihre Bestimmung Entschuldigung verdienen, weil es seit jeher bei Gelegenheiten der Art gewöhnlich war, die Jahrszahl in ein Chronodistichon zu zwingen. Ueberdies sind sie für einen Thurm in Gothischem Geschmak bestimmt; und man wird mir wol zutrauen, daß ich Spielereien der Art auch für weiter nichts ausgeben will, als für eine Nachbildung des Gothischen Geschmaks. Auch haben sie mir weder viel Mühe noch viel Zeit gekostet; und welcher Gelehrte hat nicht zuweilen eine Stunde, wo er so abgespannt ist, daß er nichts gescheuteres thun kann, als entweder Chronodisticha zu machen, oder — des Ritter Zimmermanns neueste Schriften zu lesen?

Quod bonum fauſtum felixque ſit.
Turris templi quod a Maria virgine nomen habet
aedificata olim ſeculo decimo tertio p. C. n.
ſaepius percuſſa de coelo et iterum iterumque refecta
poſtremum anno MDCLXVI
reſurgit jam novo ſplendore.

Labans'

Heil und Segen diesem Werk! — Der Thurm, der von der Jungfrau Maria benannten Kirche, einst erbaut im dreizehnten Jahrhundert nach Christi Geburt,

Labans enim atque ruinam minitans
terruerat urbem.
Tum demoliri jussit partem nutantem
Pater patriae rex Fridericus Wilhelmus
et ne suo privaretur urbs decore
restauravit suis sumtibus truncatam turrim
ingenio et arte Langhansii architecti regii.

Coeptum est opus
anno omnium qui unquam effluxere
maxime memorabili p. C. N. MDCCLXXXVIIII
quo anno Gallorum gens
jugum non amplius tolerabile excussit audacter,
incredibili libertatis oestro percita
turrim
civibus tremendam omnibus detestatam gentibus
destruxit celerrime

et

burt, mehrmals vom Blitz getroffen und mehrmals wieder aufgebaut, zuletzt 1666, erhebt sich nun wieder mit neuem Glanz. Denn wankend und den Umsturz drohend schreckt' er die Stadt. Da hieß niederreißen den schwankenden Theil der Vater des Vaterlandes König Friedrich Wilhelm, und daß nicht ihre Zierde die Stadt verlöre, baut' er auf eigne Kosten wieder empor den verstümmelten Thurm durch die geistvolle Kunst seines Baumeisters Langhans.

Das Werk begann in dem von allen je entflohnen Jahren merkwürdigsten 1789, in welchem Jahr der Franken Volk das nicht mehr erträgliche Joch kühn abwarf, und von unglaublicher Freiheitswuth ergriffen den Thurm, der Bürger Schrekken, aller Völker Abscheu, rasch niederriß, durch Recht und

Un-

et per fas atque nefas ruens summa imis miscuit
nimioque rerum novarum ardore
deletis omnibus antiquae civitatis legibus
ruinas sanguine civium polluit
novis subito pennis evolare conata
ad aethereas libertatis auras
majestatis regiae tumulum conspergens liliis.

Eodem anno
Galliae exemplum fulmine fortius
ut olim levitatis ita nunc rebellionis
Facem praetulit ubivis gentium
hic illic bonorum principum cura facile exstinctam
at alibi flagrantem impensius.
Rupit Austriae frena impatiens Belgarum gens;
Reposcit avita jura Leodium
fugiente non fugato Episcopo.

Interim

Unrecht hinstürzend, vom Grund auf alles durcheinander warf, mit zu heftiger Neuerungssucht die alte Verfassung gänzlich vernichtete, und die Trümmer mit Bürgerblut beflekte, mit neuen Fittigen plözlich emporfliegend zu ätherischen Freiheitslüften, und der königlichen Würde Grabhügel bestreuend mit Lilien.

In eben diesem Jahr trug Galliens Beispiel stärker als der Blitz, wie einst des Leichtsinns so nun der Empörung Fakkel voran bei allen Völkern. Zwar hie und da erlosch sie bald durch guter Fürsten Sorge, doch lodert anderswo sie desto heftiger. Die Zügel Oestreichs zerriß ungeduldig der Belgier Volk; seine uralten Rechte fodert wieder Lüttich, dessen Bischof unverjagt entfloh.

Indeß

Interim armorum ſtrepitus concuſſit
Europae plagas Boreae et Euro pervias.
Contremuit Luna
junctas Auſtriae et Ruſſiae victrices aquilas.
Laetatur mediis tranquilla in undis
rege ſuo Boruſſia
florens pacis artibus
quae ſtruit deſtructa jungit disjuncta.

En brevi temporis ſpatio
reſurgit illuſtrior Mariae turris
anno MDCCLXXXX
qui annus morti dedit
Imperatorem Joſephum ſecundum
multa molitum fortiter
plura demolitum infauſto exitu.

Jam annus idem
Ceſſantes Europae gentes ad arma convocat.
Armatur Boruſſia

Arma-

Indeß erſchütterte Waffengeräuſch Europens Länder, welche der Nord und Oſt durchſtreicht. Es erbebte der Mond vor Oeſtreichs und Rußlands verbundenen ſiegreichen Adlern. Es freuet ſich, mitten in den Wogen ruhig, ſeines Königs Boruſſien, blühend durch des Friedens Künſte, welcher das Zerſtörte baut, das Getrennte verbindet.

Siehe in kurzem Zeitraum ſteigt ſchöner wieder empor Mariens Thurm im Jahr 1790, welches Jahr ins Grab darnieder warf den Kaiſer Joſeph den Zweiten, der viel neues muthig aufgebaut, mehr altes unglüklich niederriß.

Ach! eben dis Jahr ruft itzt die zögernden Völker Europens zu den Waffen herbei. Es waſnet ſich

Bo-

Armatur nova ſocia
Polonorum tandem libera reſpublica.
Spes redit afflictis.
Novus exoritur ſol laboranti lunae.
Jam nunc
Minaci murmure cornuum perſtringitur auris
Jam litui ſtrepunt
Jam fulgor armorum Boruſſiae terrebit hoſtes.
Tuetur Boruſſiam Deus.
Nolite contremiſcere cives.
Laetare Boruſſia. Vivit Fridericus Wilhelmus.
Laetare Berolinum.
Sedent ad clavum urbis viri nulla non laude digni
Eccleſiarum et Scholarum patroni meritiſſimi
Praeſides ſenatus urbici J. A. Philippi et J. F. de Eiſenhart
Con-

Boruſſien. Es waſnet ſich die neue Verbündete, Polens endlich freie Republik. Die Hofnung leuchtet wieder den Beſiegten. Eine neue Sonne geht auf für den verdunkelten Mond. Ha! ſchon ertönt der Hörner drohender Schlachtenruf, ſchon ſchmettern die Drommeten. Bald wird der Waffenblitz Boruſſiens die Feinde ſchrekken. Gott ſchützt Boruſſien. Erzittert nicht ihr Bürger. Frohlokke Boruſſien; es lebt Dein Friedrich Wilhelm. Frohlokke Berlin; es ſitzen am Ruder der Stadt Männer jegliches Lobes werth: Der Kirchen und Schulen verdiente Patronen, die Präſidenten des Magiſtrats, Bürgermeiſter und Stadträthe u. ſ. w. u. ſ. w. Lange glüklich erhalte ſie die ſegnende Gottheit. Sie erhalte die öffentlichen Lehrer der Religion in dieſem Tempel u. ſ. w. und die Obervorſteher deſſelben.

Euch Allen, glükliche Seelen, und Euren ſpäteſten Enkeln, glänze lange, ungetroffen vom Blitz, unverwüſtet von der Zeit, der Königliche Thurm.

Conſules C. F. Ransleben, C. B. Waekenroder, C. A. F. Buchholz

Syndici C. L. Troſchel et C. T. Mueller

Senatores: J. F. Schoffel, J. A. R. Oelrichs, F. H. Oeding, J. E. de Feriet, C. F. Williſch, G. P. Quade, J. F. Weidemann, J. G. Starke, P. H. Bingert, C. F. D. Pietſchmann, W. L. Weizel, G. F. Koels, J. S. Wernig, C. W. Titel.

Felices hos diuque ſoſpites ſervet Deus O. M.
Servet idem
religionis in hoc templo doctores publicos
meritis et eloquentia inſignes
J. J. Spalding otio donatum glorioſae ſenectutis praemio
J. S. Diterich, J. F. Zoellner, J. F. W. Herbſt, D. Jeniſch
ejusdemque templi curatores vigilantiſſimos
F. W. Otto, G. Goerſch.
At diu vobis felices animae
ſerisque nepotibus veſtris
ſplendeat
intacta fulmine illaeſa tempore
regia turris.

* * *

LUSUS INGENII.

Chronodiſtichon metricum

1790.

FRORVERAT MARIAE TVRRIS; NVNC LAETA RESVRGIT.
VRBS PLAVDIT LAETANS; EST EA REGIS OPVS.

Chro-

Chronoſticha Proſaica.

1790.

PLANGE AVSTRIACE; VIXIT IMPERATOR IOSEPHVS SECVNDVS.

LAETARE BORVSSE; VIVIT FRIDERICVS WILHELMVS, EXIT VITA IOSEPHVS INFAVSTVS; FAVSTIOR SIT VIVATQVE REX FRIDERICVS WILHELMVS.

SVVM CVIQVE DABIT HIC ANNVS LAETVS TRISTISQVE,

VICTORIAM DABIT AQVILAE BORVSSICAE, QVAE TVETVR ET FVGAT,

EXSTRVET CADVCA, SVRGIT POLONIA, SVRGIT MARIAE TVRRIS,

NVNQVAM CADIT TVRRIS BORRVSSIAE, NAVTIS LVCEBIT PHARVS,

CEV SIDVS ITA STVPENTIS EVROPAE OMNIBVS LVCEAT GENTIBVS.

Den 30. Mai 1790. Gedike.

PRINCETON U.

Princeton University Library

32101 065097840